JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1982

Jahrbuch des Oberaargaus 1982

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Frontispiz Cuno Amiet: «Frau Amiet im Garten 1909»

Die Erlaubnis zur vorangehenden Wiedergabe eines Gemäldes von Cuno Amiet verdanken wir Peter Thalmann, Herzogenbuchsee, und dem Kunstmuseum Solothurn. Es handelt sich um ein bisher selten reproduziertes Bildnis. Eigentum des Kunstmuseums Solothurn; nach dessen Katalog (Inv. Nr. A326): Öl auf Leinwand. 182,5:122 cm. Bezeichnung unten links: CA09. Vermächtnis Herr Philipp Trüdinger, Basel, 1950.

Dargestellt ist Frau Amiet (1874–1957), die Frau des Künstlers. Im Hintergrund ein Tisch und eine Bank, die sich heute noch auf der Oschwand befinden. Ph. Trüdinger war ein Freund Amiets.

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur AG, Langenthal

Umschlagbild: Oberbühlchnubel
Gemälde von Walter Simon, Münchenbuchsee/Bern

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 7
(Dr. Robert Obrecht, Arzt, Wiedlisbach)

Zwei Mundartgeschichten vom Hübeli-Chläis 9
(Walter Bieri †, Ingenieur agronom, Langenthal)

Walter Bieri 1893–1981 11
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

Dörfer und Höfe 17
(Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal)

Das Haus von Madiswil im Freilichtmuseum Ballenberg 51
(Dr. Max Gschwend, Brienz)

Ursebach – us dr Schuelgschicht 69
(Otto Holenweg, Lehrer, Langenthal/Ursenbach)

Wie der Oberaargau den Kluserhandel erlebte – vor 350 Jahren 89
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn/Wangen a.d.A.)

Pfarrkirche und Kirchendienst in Wangen zur Zeit der Landvögte 101
(Dr. Karl H. Flatt, Gymnasiallehrer, Solothurn/Wangen a.d.A.)

Zur neuern Geschichte der Kirche Wangen a.d.A. 121
(Fritz Heinz Tschanz, Pfarrer, Wangen a.d.A.)

Christina Luise Scheidegger, 1843–1866, die Braut von Gottfried Keller 159
(Werner Staub, Schulinspektor, Herzogenbuchsee)

Bildhauer Karl Alfred Lanz von Rohrbach 1874–1907 185
(Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil)

125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee: 1857–1982 197
(Willy Aerni, Notar, Herzogenbuchsee)

Die Region Oberaargau erhält ein neu konzipiertes Verkehrsnetz 239
(Ulrich Sinzig, Direktor, Langenthal)

20 Jahre Umfahrungsstrasse Attiswil 245
(Fritz Greub, Lehrer, alt Gemeindepräsident, Attiswil)

Umfahrungen von Wangen und Wiedlisbach 249
(Konrad Meyer-Usteri, Kreisoberingenieur, Burgdorf)

Über den Meteorstein von Utzenstorf – Fundbericht von 1929 259
(Dr. Eduard Gerber †, Geologe, Bern)

Der Meteorit von Utzenstorf, ein Bote aus dem Weltraum 265
(Dr. O. Eugster, Privatdozent am Physkalischen Institut der Universität Bern)
(Prof. Th. Hügi, Mineralogisch-petrogr. Institut der Universität Bern)

Naturschutz Oberaargau 1981 285
(Dr. Valentin Binggeli, Langenthal/Dr. Chr. Leibundgut, Roggwil)

Autoren- und Sachregister Jahrbuch des Oberaargaus 1958–1982 289
(Hans Moser, Gemeindeschreiber, Wiedlisbach)

VORWORT

Auf Weihnachten 1958 erschien erstmals, im Umfang von 189 Seiten broschiert und illustriert, in einer Auflage von 1000 Stück, das «Jahrbuch des Oberaargaus». Es erfüllt uns mit besonderer Genugtuung, Ihnen, verehrte Leser, nun den 25. Band unseres Oberaargauer Jahrbuches – Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde – vorlegen zu können. Wie der stattliche Jubiläumsband beweist, hat das Kind, dem mancher anfänglich wenig Zukunft voraussagte, nicht nur überlebt, sondern seinen anerkannten Platz unter den Erwachsenen gefunden, ohne seine Anfänge verleugnen zu müssen.

Bemerkenswert ist vielmehr die Konstanz: personell, in Thematik und Gestaltung. Auch heute gilt unvermindert das Wort, das Dr. Robert Obrecht dem ersten Band mitgab: «Gross ist die Zahl der Mahner, die von Kulturzerfall, von Traditionsverlust sprechen. Zugegeben, vieles mag in Auflösung begriffen oder verschüttet sein. Die Bereitschaft zur Besinnung, das Suchen nach dauerhaften geistigen Werten scheinen uns aber nicht verloren gegangen zu sein. Helfen wir mit, den Zugang zu einer Neuorientierung zu erleichtern! Ohne Unterlagen kann vor allem der Jugend kein Wurzelgrund geschaffen werden. Mit dem Wissen wächst auch ihre Verpflichtung gegenüber der Heimat.»

All die Menschen, die sich je ernsthaft mit dem Jahrbuch befasst haben – Herausgeber, Verfasser, Illustratoren, Drucker, Vertriebsmitarbeiter, nicht zuletzt aber die Leser, die privaten und öffentlichen Gönner – standen und stehen überzeugt zu dieser Verpflichtung, mögen auch die Zeiten nicht verheissungsvoller geworden sein. Wir sind der Meinung, dass das Jahrbuch seinen Teil beigetragen hat und beiträgt, dem Oberaargau im Staate Bern sein besonderes Landesteilbewusstsein zu geben. Das will nicht heissen, dass wir uns darob den grösseren Problemen von Land und Welt verschliessen möchten. Im Gegenteil: eine feste Verwurzelung gibt Standfestigkeit und Richtschnur, Mut zum Leben und Werken.

Von den fünf Redaktoren von 1958 sind heute noch vier im Amt; das jüngste Mitglied des Gremiums ist 1971 zu uns gestossen. Gerade im Jubiläumsjahr haben wir nun durch Erweiterung und Verjüngung des Vorstandes gesorgt, dass der Bestand des Jahrbuches auch in der Zukunft gesichert sein sollte. Darob vergessen wir aber die Verdienste der Mitbegründer und ersten Helfer nicht, die längst von uns gegangen sind: Dr. Hans Freudiger, der Langenthaler Historiker J. R. Meyer, Heimatschutzobmann Rudolf Pfister, Robert Studer, der Zeichner Carl Rechsteiner, der jüngst verstorbene Walter Bieri seien erwähnt. Bereits sind einige der immer noch aktiven Veteranen mit der Würde eines Ehrenmitgliedes ausgezeichnet worden. – Mögen auch die Mitarbeiter verschiedenen Alters, verschiedener Herkunft sein, sich in Temperament und Anschauung unterscheiden; gemeinsam ist ihnen der unentwegte Einsatz fürs Jahrbuch.

Wir danken allen, die in den letzten 25 Jahren zu unserem Werk beigetragen haben. Möge das Jahrbuch 1982, erstmals in 3000 Exemplaren gedruckt, nicht nur guten Absatz, sondern auch eine geneigte Leserschaft finden.

Solothurn/Wangen an der Aare, Allerheiligen 1982

Karl H. Flatt

Redaktion:
Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Langenthal, Bildredaktion
Otto Holenweg, Langenthal/Ursenbach
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Hans Moser, Wiedlisbach, Sekretär
Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident der Jahrbuch-Vereinigung
Werner Staub, Herzogenbuchsee
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

ZWEI MUNDARTGESCHICHTEN VOM HÜBELI CHLÄIS

WALTER BIERI

Für d Chatz

D Karoline isch e elteri Jumpfere gsy. Si isch i re eigete Bhusig gwont u isch o süsch guet ungerleit gsy, aber e chly hingerhäägg. Öppedie isch si e chly rumpelsurig gsy, bsungers we der Föön ggange isch. De isch es nid grad chumlig gsy um se ume. Aber süsch isch si e ke Untani gsy u het mit de Lüt chönne gattige.

Me weiss jo, dass fasch all Lüt öppis Läbigs müesse um sich ume ha, öppis, wo me mit im cha rede, o we n es eim ke Bscheid git. So het s d Karoline o gha. Wil süsch nüt angers isch umewäg gsy, het si e Chatz gha. Die isch, no Chatzejoorgäng grächnet, o nümme hütigi gsy. Di zwo eltere Dame sy afe zäme gwanet gsy; jedi het der Trapp vo der angere kennt. Si hei alls zäme teilt, ds Asse u ds Gliger. We nid grad der Föön ggange isch (u das het ds Büüssi jo nid chönne wüsse), het es uf em Sametchüssi uf em Ruebett dörfe lige.

Do het s es einisch ggä, dass ds Büüssi isch ungrächts worde. Es het gmuderet u nüt me gfrässe, nid emol d Wurschtschybli, u d Milch het es o nümm glappet. D Karoline het di Chatz warm i nes Chörbli ypackt, isch mit ere zum Dokter u het däm di ganzi Chrankegschicht läng u breit darto. Der Dokter het di Chatz über e Balg gstrychlet u e Cheer zueglost. Nochär het er es Trank zwäggmacht. Das het er i nes Gütterli gschüttet u der Karoline gseit, iz söll si der Chatz vo däm morgets u abets es Gaffilöffeli voll yschütte u se derby nid z hert ergelschtere. Uf ds Gütterli het der Dokter gschribe: Für ds Büüssi.

D Karoline het das Gütterli gschouet. Du het si der Dokter gfrogt, worum er iz do druf schryb «Für ds Büüssi». Do het se der Dokter fasch e chly agschnaulet (er isch denn nid grad guet im Strumpf gsy) u gseit, er heig ömel dänk nid chönne druf schrybe, das syg für d Chatz.

Chöit dir blose?

Was e Urestrick isch, weiss hüt chuum me öpper. Urestricke hei albe d Chüeier uf de Bärge treit. Die hei grossi, solidi Sackure gha, wo me dermit, we s hätt müesse sy, Negel hätt chönne yschlo. Di Ur hei si im Hosesack treit. Dran isch e öppe 40 Santimeter länge u 3 Santimeter breite schwarze Läderrieme gsy. Uf däm Rieme sy noch binang rot ungerleiti nöisilberigi Chueli ufgnietet gsy u z usserscht isch es chlys nöisilberigs Milchmälchterli ghanget. Dä Urestrick isch us em Hosesack useghanget u het bis unger ds Chnöi abegreckt. Das Nöisilber het schön gglänzt. So ne Urestrick het 7 oder 8 Franke gchoschtet. We der Chüeier der Waar het müesse notrabe, isch es öppe vorchoo, dass er umtrolet isch u n im d Ur isch us em Sack gheit. We ner se de isch go sueche, het er se meischtes ume gfunge, wil das Nöisilber u di rote Blätzli im grüene, mutze Gras schön züntet hei.

My Fründ, der Fritz, isch Suun gsy vo me söttige Chüeier. Er isch Lerer gsy im Ungerland. Do isch es ne einisch acho, er wöll o no e Urestrick, nid zum Bruuche, nume als Adänke. We n er i ds Oberland cho isch, isch er de Urimacher no u het no me Urestrick gfrogt. Meischtes het me nid gwüsst, was das isch.

Aber einisch, z Zwöisimme, het im en alte Urimacher gseit, jo, är wüss scho was das syg. Aber die heig me hüt halt nümme. Aber är chönn im vilicht no eine zueha. Was dä de öppe sott choschte, het der Fritz wolle wüsse (er het drum d Oberländer kennt). Jo, so mit 70 oder 80 Franke müess er allwäg scho rächne. Der Fritz het dä Ma es Cheerli gschouet. Du het er ne gfrogt: «Chöit Dir blose?» Dä Ma het mit der Frog nid viil chönne afo u het e chly duuch gseit: «Jo». «Chöit Dir guet blose?» het der Fritz nochedopplet. «Jo», het äine gseit. «Also, so bloset mer», het der Fritz gmeint u isch zur Tür us.

Aber nöime a me n Ort het der Fritz doch du no so ne Urestrick chönne ufgable; er het mer ömel einisch eine gspienzlet.

Aus: «Heiteri Gschichtli vom Hübeli Chläis», Langenthal 1975

WALTER BIERI
1893–1981

KARL STETTLER

In unserer Welt, die zwangsläufig Spezialisten züchtet, um die Sturmflut an Wissen und Können zu bewältigen, rufen immer mehr beschwörende Stimmen nach ganzheitlicher Weltsicht. Pfr. Hans Künzi nun nennt Walter Bieri in der Abdankungsrede einen homo universalis. Weitverzweigt sind die Wurzeln, die seinen weitgespannten Horizont wachsen und blühen liessen: Reiche Gaben, vielfältige Interessen, ein unbändiger Bildungshunger, verbunden mit einer erstaunlichen Arbeitskraft. Was Walter Bieri dachte und tat, stieg aus einer schöpferischen Grundhaltung, war eigenständig und entbehrte auch nicht einer gewissen Eigenwilligkeit. Die Vielfalt in Wort, Schrift und Tat, die Werke recht unterschiedlicher Art waren doch offensichtlich Variationen eines Themas: des tiefen Interesses an Mensch, Natur und Kultur. Die Mitte aller Wege aber, Ausgangs- und Schlusspunkt aller Universalität, war ein lebendiger, in der Heiligen Schrift gegründeter Christenglaube, der sich unter anderem kundtat in Walter Bieris tätiger Mitwirkung als leitendes Glied sowohl der Evangelischen Gesellschaft wie des Kirchgemeinderates Langenthal.

Walter Christian Bieri entstammte bernischem Bauerntum. Er wurde am 24. April 1893 in Kirchlindach geboren. Sein Vater war damals Verwalter auf der Nüchtern, übernahm aber später einen Landwirtschaftsbetrieb in Bütschwil bei Schüpfen. Wie gerne wäre auch Walter Bauer geworden! Nach dem Besuch von Primar- und Sekundarschule in Schüpfen hatte er sich daheim und in Kursen auf der Rüti das nötige Rüstzeug dazu erworben. Aber der elterliche Hof ging nach altem Erbrecht an den Jüngsten der vier Geschwister. Der Älteste suchte nun nach Möglichkeiten, seiner Neigung auf einem anderen Weg treu bleiben zu können. Am Humboldtianum in Bern erwarb er die Matura und studierte anschliessend an der ETH in Zürich. Im Jahre 1923 wählte der bernische Regierungsrat den jungen Ingenieur Agronom als Landwirtschaftslehrer für die Fächer Biologie, Chemie, Milchwirtschaft und Baukunde an die neu eröffnete Bauernschule Waldhof in Langen-

thal. Hier unterrichtete er bis zu seinem Rücktritt 1960 in vorbildlicher, treuer Pflichterfüllung. Die Lehrtätigkeit nahm ihn besonders im Winter in Anspruch. Im Sommer aber war der kontaktfreudige Landwirtschaftslehrer als Käserei- und Stallinspektor in seinem Element. Es erstaunt nicht, dass sich Walter Bieri entsprechend seiner Berufstätigkeit für die Probleme des Tierschutzes, der Ornithologie, der Silowirtschaft, der Kleinviehzucht einsetzte, dass er dem Ökonomisch-gemeinnützigen Verein des Oberaargaus und dem Oberaargauischen Bauernverein als langjähriges Vorstandsmitglied, den bernischen Landwirtschaftslehrern als Präsident diente.

Tatkräftig stellte er sich auch der Gemeinde Langenthal als Mitglied des Gemeinderates, des Grossen Gemeinderates sowie als Präsident und Mitglied verschiedener Kommissionen zur Verfügung.

Im Ersten und Zweiten Weltkrieg hat Walter Bieri Monate und Jahre die Härten des Aktivdienstes miterlebt. Aber über den Mühsalen leuchtete vom Geiste, wie er in Spittelers «jodelnden Schildwachen» lebt:

> Der dritte sprach: «Ich halt als Norm:
> 's ist eine Freud, die Uniform.
> 's ist eine mutige Mannespflicht.
> Da muss man jauchzen. – Oder nicht?»

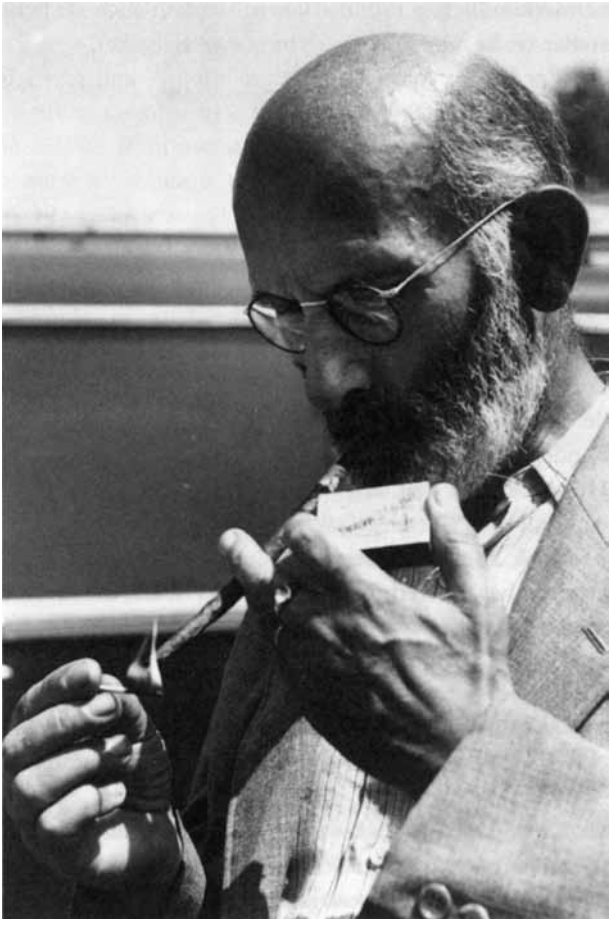
Dass er mit Leib und Leben Soldat war, zeigt sich auch in seinem Buch «Heiteri Gschichtli vom Hübeli Chläis», dessen Mittelteil «Bim Militär» den breiten Raum von 65 Seiten einnimmt.

Beim homo universalis Walter Bieri wuchs über Berufsarbeit und berufsbezogene Nebentätigkeit, über zivile und militärische Pflicht hinaus seine Neigung zu heimatkundlicher Forschungsarbeit und schriftstellerischer Tätigkeit.

Der Naturschutz-Verein denkt der vielen Jahre, die sein Ehrenmitglied die von ihm ins Leben gerufene Naturschutz-Kommission Oberaargau leitete, den Vorläufer des heutigen grossen Vereins.

Die Jahrbuch-Vereinigung verdankt ihrem Ehrenmitglied, das bei der Gründung und Entwicklung des Jahrbuchs des Oberaargaus wesentlich mitarbeitete, eine grosse Reihe von Artikeln origineller und vielfältiger Art (siehe Literaturangabe).

Die Historische Gesellschaft verlor in ihrem Ehrenmitglied Walter Bieri den langjährigen Präsidenten (1947–1964), den Konservator des Ortsmuse-



Walter Bieri
1893–1981

ums, den Forscher und Förderer der Ortsgeschichte und den Erhalter alten Volkstums.

Auch die «Langenthaler Heimatblätter», herausgegeben von der Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Dorf und Gemeinde Langenthal, haben in Walter Bieri einen Mitarbeiter verloren, der die Bücher mit einer Reihe von gewichtigen Arbeiten bereichert hat (siehe Literaturangabe).

Dass auch seine Freude an sprachlicher Formulierung nach Ausdruck und Betätigung drängte, zeigt Walter Bieri nicht nur in seinen zahlreichen

heimatkundlichen Publikationen, sondern auch als beliebter Dialektschriftsteller (siehe Literaturverzeichnis und Beigabe).

Wer bis ins hohe Alter derart intensiv und soviel gearbeitet hat, mag, wenn das Geschick ihm wohl will, Zufluchtstätten finden, wo er seine Kräfte erneuern kann. Für Walter Bieri waren diese Stätten offensichtlich Glaube und Familie. Über die familiären Umstände vernehmen wir in der Abdankungsrede von Pfr. H. Künzi: «1924 schloss er seine erste Ehe mit Julia, geborene Ryser, die ihm zwei Kinder schenkte, von denen eines schon früh gestorben ist. Nach erst sieben Ehejahren wurde ihm seine erste Gattin durch den Tod entrissen. 1932 fand er dann in Marie, geb. Grütter, eine Lebensgefährtin, die ihm nun bis ins hohe Alter treulich zur Seite stehen durfte, die ihm ein schönes Heim bereitete und ihm drei Kinder schenkte, von denen eines wiederum in frühen Jahren durch den Tod abgerufen wurde. Ihre Kinder erzogen die Eheleute Bieri in treuer Fürsorge, durften sich später am Heranwachsen von acht Grosskindern freuen und schliesslich noch die Ankunft von vier Urgrosskindern erleben.»

Möge alles, was der homo universalis während seines langen Lebens gegeben hat, weiterhin wirken in einer Welt, die Menschen wie Walter Bieri immer wieder notwendig braucht.

Arbeiten und Artikel von Walter Bieri
in chronologischer Reihenfolge

Studien an oberaargauischen Böden, mit Karten und 1 Grafik. Jahresbericht der landwirtschaftlichen Schule Waldhof, Langenthal, 1927.

Die Labsorten in den oberaargauischen Käsereien, Schweizerische Milchzeitung, Schaffhausen, 1928.

Die Vögel Langenthals, Langenthaler Heimatblätter, 1935.

Unbefriedigende Ställe im Oberaargau, Schweizerisches Zentralblatt für Milchwirtschaft, Bern, 1939-

Geschichtliches über die Ziegenhaltung im Oberaargau, Sunndigspost zum Langenthaler Tagblatt, 1945.

Die Entwicklung des Daches beim Berner Bauernhaus, mit Bildern aus dem Oberaargau, Schweizer Bauer, Bern, 1947.

Die Wässermatten von Langenthal, Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern, Bern, 1948.

Die Heidenstöcke im Oberaargau, mit Abbildungen, Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bern, 1948.

Kümmerformen des Maikäfers als Trockenheitsfolge, mit Abbildung, Mitteilungen der Schweizerischen Entomologischen Gesellschaft, Bern, 1949.

Die Münzkonferenz von Langenthal 1717, Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bern, 1953-

Die Verbreitung des Haussperlings im Napfgebiet, mit 1 Karte, Der Ornithologische Beobachter, Zürich, 1955.

Vom Urtyp des Berner Bauernhauses, mit Abbildungen aus dem Oberaargau, Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Bern, 1956.

Die Förderung der Landwirtschaft im Oberaargau im Laufe der Zeiten, Jahrbuch des Oberaargaus, 1958.

Sie festeten in Langenthal, Aufzug des neuen Hofmeisters in Königsfelden, Langenthaler Tagblatt, 1961.

Die letzte Phase der Umwandlung Langenthals vom Bauerndorf zum Handels- und Industrieort, mit Abbildungen, Langenthaler Heimatblätter, 1961.

Ein bemerkenswertes Haus in Langenthal, Haus Kilchenmann in der Aufhaben, Langenthaler Tagblatt, 1961.

Schulhausjubiläum in Langenthal, 300 Jahre erstes Schulhaus, mit 1 Abbildung, Sunndigspost zum Langenthaler Tagblatt, 1962.

Neueröffnung des Geschäftes Düby, Langenthal, mit einer Karte «die alte Dorfmarch» in Langenthal, Langenthaler Tagblatt 1963.

Kleinbauern, Burger und Sesshaftigkeit im Oberaargau, Jahrbuch des Oberaargaus, 1963.

Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43, Jahrbuch des Oberaargaus 1964.

Ist der oberaargauische Bauernstand noch lebenskräftig? Jahrbuch des Oberaargaus 1965.

Die Maikäfer im Oberaargau, Jahrbuch des Oberaargaus 1966.

Alamannen und Burgunder im Oberaargau, Jahrbuch des Oberaargaus, 1967.

Von den Vögeln im Oberaargau, Jahrbuch des Oberaargaus, 1968.

Die Bourbaki in Langenthal, Langenthaler Heimatblätter 1970.

Krähen, Jahrbuch des Oberaargaus, 1971.

Heidenstöcke, Jahrbuch des Oberaargaus, 1972.

Auf den Spuren der Adelheid von Hurun, Jahrbuch des Oberaargaus, 1973.

Erdgeschichtliche und historische Objekte in der Gemeinde Langenthal, Langenthaler Heimatblätter, 1974.

Heidenstock oder Kapelle – oder beides? Langenthaler Heimatblätter, 1974.

Wässermatten-Reminiszenzen, Jahrbuch des Oberaargaus, 1975.
Die Glanzmannschen Kugeln, Geschichte einer Entdeckung, Jahrbuch des Oberaargaus 1977.
Fünf verschiedene Langenthal, Langenthaler Heimatblätter, 1978.
Die Verbreitung des Haussperlings im Napfgebiet, Jahrbuch des Oberaargaus 1980.

Bücher

50 Jahre Oberaargauischer Bauernverein, Festschrift, Buchdruckerei A. Böhlen, Aarwangen, 1967.
Läbigs Bärndütsch, Verlag Paul Haupt Bern, 1958.
Der Tierpark im Haus, Verlag Zofinger Tagblatt AG, Zofingen, 1960.
Heiteri Gschichtli vom Hübeli Chläis, Verlag und Druck Merkur AG, Langenthal, 1975.

DÖRFER UND HÖFE

Beitrag zur Siedelungsgeografie des Oberaargaus

VALENTIN BINGGELI

1. Einführung

Eine siedelungsgeografische Bearbeitung des Oberaargaus steht noch aus, wenn auch *Walser* (1900) unsere Gegend ins Zentrum seiner Studie «Dörfer und Einzelhöfe zwischen Jura und Alpen» stellte, einer Arbeit, die noch nach bald hundert Jahren als vorbildlich gelten darf. Wir verweisen ferner auf die gesamtschweizerischen Darstellungen von *Weiss* (1959) und *Grosjean* (1978, in Atlas der Schweiz).

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch zur Darstellung der räumlichen Siedelungsverteilung im Oberaargau, wobei wir besonders auch grafische und kartografische Veranschaulichung anstrebten. Die Charakteristik der einzelnen Siedelungsgebiete erfolgte vorwiegend aufgrund der fachlichen und dichterischen Literatur. Einer geografischen Betrachtungsweise stellen sich als Hauptgegenstände a) die Siedelungstypen, in unserem Falle Dörfer, Weiler und Einzelhöfe, b) Standortfaktoren und Siedelungslage, c) Dorfformen und d) Besiedelungszonen.

Im Mittelland stellen die Siedelungen das auffälligste Werk des Menschen innerhalb der Kulturlandschaft dar. Jede Fahrt auf den grossen Verkehrsachsen macht dies deutlich, wie auch ein Blick auf die topografische Karte. Auch im Oberaargau kann auf weite Strecken von eigentlichen Siedelungslandschaften gesprochen werden.

In den Wohn-, Industrie- und Verkehrsagglomerationen ist eine überbordende Siedelungsaktivität zum Kulturlandzerstörer und «Landschaftsfresser» geworden; Umweltbelastung verschiedenster Art setzt die Wohn- und Siedelungsqualität herab. Mit Bezug auf diese sind wir heute allgemein geneigt, Stadt- und Industriegebiete von vornherein als negativ, die ländlichen Dorf- und Hofsiedelungen als positiv zu bewerten.

«Die bäuerliche Siedlungslandschaft insbesondere bewahrt in pflanzenhafter Ursprünglichkeit das Gepräge des Bodens, aus dem sie hervor-

gegangen ist und von dem sie weiterhin leben muss. Im Gegensatz dazu ist städtische und industrielle Siedlungslandschaft naturferner; sie zeugt von menschlicher Freiheit und Willkür» (*Weiss*, 1959).

In den letztgenannten Räumen ist es zu einer Zersiedelung der Landschaft gekommen, wie wir sie auch im tiefern Oberaargau beklagen. Die Arealstatistik zeigt, dass von 1952 bis 1972 im Oberaargau rund 8 km^2 an produktivem Land verloren gingen, was der Hälfte unserer an Fläche grössten Gemeinde Niederbipp entspricht.

Andrerseits finden sich im ländlichen Raum des höhern Oberaargaus noch heute Dörfer und Höfe in einer Eigenart und Schönheit erhalten, die Ortsbildschutz und Dorfplanung als äusserst sinnvolle, nötige Bestrebungen erkennen lassen. Besonders charaktervolle Bauten sind grafisch nachgewiesen worden im Bildband «Der Oberaargau in den Zeichnungen von *Carl Rechsteiner*» (Jahrbuchvereinigung Oberaargau, 1979; Abb. 1).

2. Siedelungstypen: Dörfer und Höfe

Der Oberaargau ist eine Region von Dörfern und Höfen, wo sich weithin Schönheit und Eigenart in Siedelungen wie in ihrer Landschaft, und damit auch eine menschenwürdige Wohnlichkeit, erhalten haben. In seinem tieferen Teil stellt der Oberaargau ein ausgeprägtes Dörferland dar. Von den 56 Gemeinden unserer Region besitzen 46 eine geschlossene dörfliche Siedelung (Gemeinde Seeberg mit 2 Dörfern!). Nur 10 Gemeinden, die ausser Berken alle im höheren Hügelgebiet liegen, weisen Streusiedelung auf: einige bis eine Vielzahl von Weilern und Einzelhöfen. Dies gilt auch für den Teil Thunstetten der Gemeinde Thunstetten-Bützberg; (Abb. 11).

Unsern siedelungsgeografischen Betrachtungen sei als Überblick vorangestellt ein grundsätzliches Zitat aus dem genannten vorzüglichen Werk des Volkskundlers *R. Weiss* (1959), «Häuser und Landschaften der Schweiz»: «Die Dreiheit von Haus, Hof und Siedlung bildet eine Stufenfolge und Rangordnung. Sie geht vom Untergeordneten zum Übergeordneten, vom Teil zum Ganzen, vom Einheitlichen zum Vielfältigen, vom Privaten in die Öffentlichkeit. Dem Haus als dem familiären und menschlichen Bereich werden im Hof die Wirtschaftsgebäude mit Tieren und Sachen zugeordnet. Zur Vielzahl der Höfe und Häuser treten in der Siedlung neue, übergeordnete, zentrale Gebäude und Siedlungselemente wie Kirchen, Schulhäuser,

Abb. 1: Riedtwil. Zeichnung von Carl Rechsteiner. Ausschnitt aus einer chataktervollen Oberdorf-Siedelung.

Amtsgebäude, Wirtshäuser, Geschäfte und Werkstätten, Fabriken, Bahnhöfe, auch Bahnlinien, Strassen, Plätze, Landungsstellen, Gewässer, Wälder und Weiden.

Diese Gebäude, Örtlichkeiten und Landschaftselemente gehören nicht mehr dem privaten und familiären Lebensraum an. Hier treten Genossenschaften und Gemeinschaften oder wenigstens Gemeinsamkeiten in Erscheinung, Gruppen von Häusern und Höfen sind verschiedenen «zentralen Diensten» funktional und oft auch räumlich zugeordnet, so dass sich im Siedlungsplan Kirchplätze, Geschäftszentren, Strassenzeilen, Bahnhofstrassen, Aussenviertel und Dorfteile beobachten lassen. Auch geschichtlich drängen sich Schichtungen und Gruppierungen auf. Während die Bahnhofstrasse mit ihren Ladengeschäften und gewerblichen Betrieben den Bedürfnissen und Impulsen des 19. und 20. Jahrhunderts entstammt, ist die Bachzeile der Häuser im Mittelalter entstanden, als man des Trink- und Waschwassers wegen möglichst nahe am Bach sein wollte, am Bach, der inzwischen längst als unhygienisches Verkehrshindernis zugedeckt worden ist. So wirken ver-

schiedenartige Daseinsursachen und Daseinszwecke von einst und jetzt im gegenwärtigen Siedlungsbild nebeneinander und gegeneinander. Haus und Hof, die man von Fall zu Fall als eine Welt für sich betrachten kann, ordnen sich trotz ihrer Selbstgenügsamkeit und Selbstherrlichkeit doch ein in die vielfältige Lebenseinheit der Siedlung, in welcher sich die wichtigsten Gemeinschaftsanliegen geistiger, kultureller, gesellschaftlicher, organisatorischer und wirtschaftlicher Art erfüllen.

Wie der Hof besteht auch die Siedlung nicht nur aus Gebäuden, sondern überdies aus dem zugehörigen Boden, der Siedlungsflur, welche die Hoffluren als Einheit zusammenfasst; zu beiden aber gehört der Mensch, der Siedler, als Höfler oder als Dörfler. Sein Werk und sein Wohn- und Tätigkeitsbereich besteht nicht nur in den von ihm geschaffenen oder erworbenen Bauten, sondern auch in der Siedlungslandschaft, welche ein Teil der Kulturlandschaft ist. In der Auseinandersetzung zwischen Natur und Geist erhält die Siedlungslandschaft ihr kulturelles Gepräge, wird sie dem in ihm lebenden Menschen zur Heimat.»

Im folgenden unterscheiden wir zwischen *Siedelungstypen* (Einzelhof, Dorf, usw.), *Siedelungslage* (z.B. Tal-, Mündungs-, Terrassenlage) und *Siedelungsformen* (Haufen-, Strassendorf usw.). Im Oberaargau als ländlichem Siedelungsraum haben wir uns mit dessen wichtigsten Siedelungstypen Dorf, Hof und ihrer Übergangsform, den Weilern, zu befassen. Dabei dürfen auch die drei Landstädtchen Huttwil, Wangen und Wiedlisbach wie die «statistische Stadt» Langenthal eingeschlossen werden.

Eine ältere Geschichtsforschung wollte den Siedelungstypus der Einzelhöfe von typisch germanischer, die Dörfer als romanischer Herkunft wissen. Wir halten uns dagegen an die geografisch ausgerichtete Betrachtungsweise, die die beiden Siedelungsarten vorwiegend auf Naturgegebenheiten wie Klima und Relief zurückführt.

Wir haben dargelegt, dass der Molassehügelgrenze ein Regenanstieg entspricht (*Binggeli*, 1974, 1981). Ihr folgt von Burgdorf über Seeberg–Herzogenbuchsee nach Langenthal die 100-cm-Isohyete (Linie gleicher Niederschlagsmenge im Jahresmittel). Der tiefere Oberaargau empfängt im allgemeinen geringere Regenhöhen als 100 cm pro Jahr, während über der Molassehügelgrenze bald Werte über 110 cm auftreten.

Das Dorfland befindet sich auf 400–500 m ü.M., das Hofland des höheren Oberaargaus auf 600–800 m. In leichter Verallgemeinerung lässt sich sagen: Die Dörfer liegen auf Moränenboden, die Höfe auf dem Sandstein. Diese

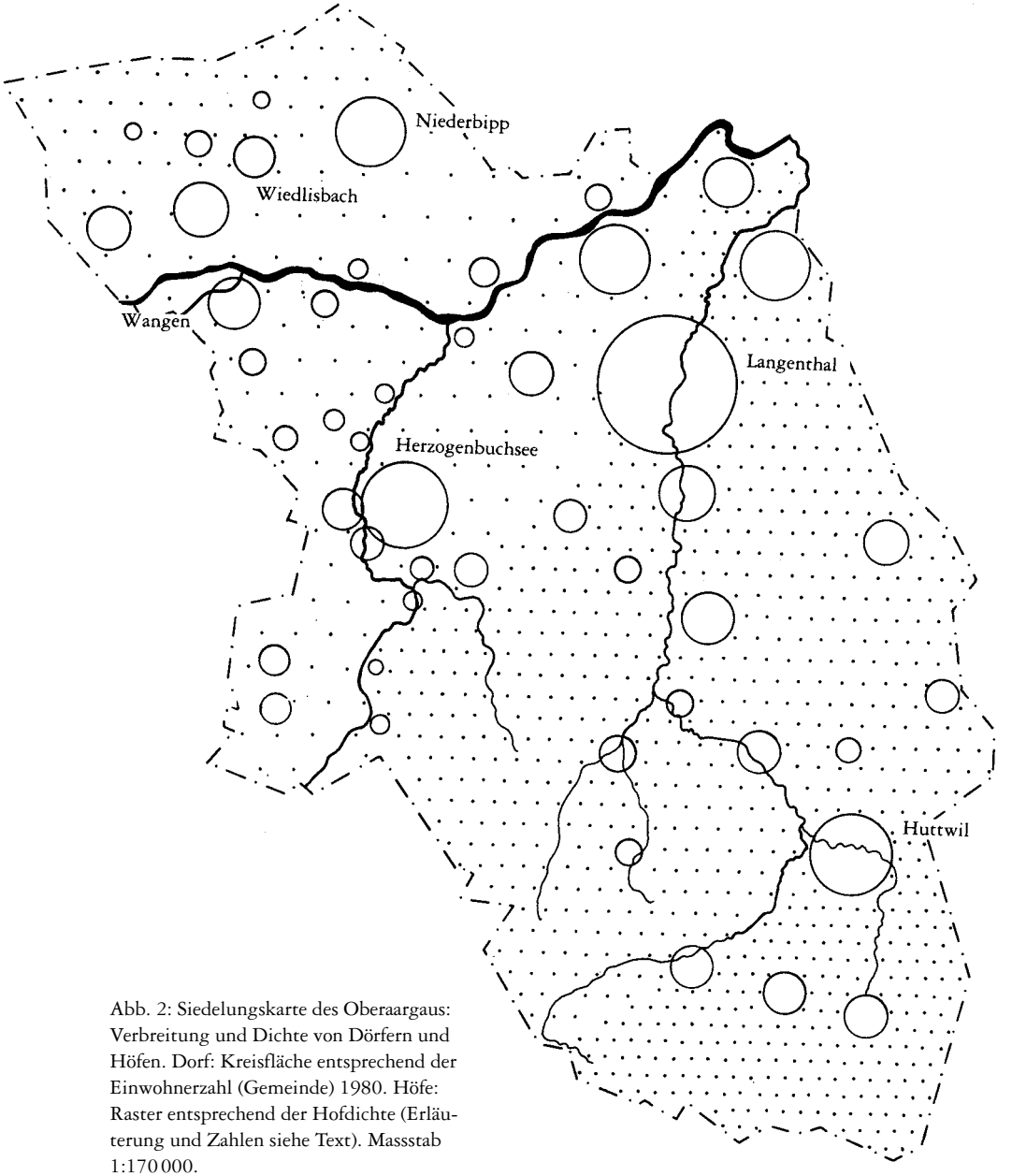


Abb. 2: Siedelungskarte des Oberaargaus: Verbreitung und Dichte von Dörfern und Höfen. Dorf: Kreisfläche entsprechend der Einwohnerzahl (Gemeinde) 1980. Höfe: Raster entsprechend der Hofdichte (Erläuterung und Zahlen siehe Text). Massstab 1:170 000.

höhere Molasseregion weist indessen auch Moränen-Reste der grossen Eiszeit auf, während der Glazialboden des Dorflandes fast durchwegs aus der letzten Eiszeit stammt.

Gerade zwischen Napf und Jura lässt sich schon aufweisen, was Karte Abb. 2 zeigt: Dass sich einerseits die Höfe und Weiler an das höhere, klimatisch rauhere Gebiet halten, das ein stärkeres, kleinräumiges Relief aufweist, da es in der letzten Eiszeit unvergletschert blieb und die Flüsse ihr Zerschneidungswerk früher beginnen konnten als im tiefern Oberaargau. Dort war andrerseits, im geräumigen Flachland der fluvioglazialen Schotterfelder wie im leicht gewellten Moränenhügelland, die Siedelungskonzentration in Dorfform gegeben.

Der ehemalige Geografieprofessor an der Berner Universität, *H. Walser* (1900), stellte in seiner Siedelungsgeografie «Einzelhöfe und Dörfer zwischen Jura und Alpen» für den Oberaargau fest: «Auf keinem zweiten Stück bernischen Landes tritt der Gegensatz gesammelten und zerstreuten ländlichen Wohnens so augenfällig hervor.» Als wichtigste siedelungsgeografische Grenze legte *Walser* jene von Hof/Dorf mit der «Trockentallinie» Burgdorf–Wynigen–Bollodingen–Herzogenbuchsee–Langenthal fest. Eine Zählung für Karte Abb. 2 bestätigte dies: Im Oenz-Trockental und nordwestlich davon befindet sich über die Hälfte aller geschlossenen Siedelungen des Oberaargaus (32 Dörfer), die Hofdichte andrerseits beträgt bloss 1 bis 1,5 (Anzahl Höfe pro km^2). In den Langete- und Buchsibergen aber liegt kein einziges eigentliches Dorf, die Hofdichte dagegen steigt auf 4,8. Dieser hohe Wert ist bereits jenen des Napfberglandes an die Seite zu stellen, vergleichen wir mit *Gutersohn* (1968), der für die Gemeinde Trub 5,2 angibt.

Auf den Buchsibergen und den Anhöhen um Langete- und Rottal wurden gesamthaft 590 Höfe gezählt, darunter auch jene der deutlichen Hofgruppen, die als Weiler gelten. Die Hügelregionen des Oberaargaus sind sogar weithin ausgesprochene Weilergebiete, während am Oberlauf der Langete bereits die kennzeichnende Einzelhof-Landschaft vom Napftypus vorherrscht. Bezeichnend ist, dass die folgenden 9 Gemeinden des hügeligen höheren Oberaargaus kein Dorf aufweisen, sondern ausschliesslich kleinere Gruppensiedelungen, also Weiler und Höfe: Busswil, Gutenburg, Leimiswil, Obersteckholz, Ochlenberg, Oeschenbach, Reisiswil, Rohrbachgraben, Untersteckholz.

Abb. 2 zeigt deutlich die 16 Dörfer, die mit Langete-, Rot- und Napf-Trockental ins höhere Streusiedelungsgebiet vordringen. Die 5 Napfrand-

Abb. 3: Flugbild Bützberg, Zeilen- oder Strassendorf. Mitte: Junge «Zeilensiedelung» der Industriebetriebe entlang der SBB-Linie. Unten: Riemenflur im Thunstetter Feld. Foto 28. 3. 1968 Leupin/Regionalplanungsverband Oberaargau. Flughöhe 1022 m (hier ca. 1:6000).

Gemeinden Dürrenroth, Wyssachen, Eriswil, Huttwil und Gondiswil, die je ihr Dorf aufweisen, erreichen eine sehr hohe Dichte von 6 Hofsiedelungen pro km^2. Schliesslich wird aus der genannten Karte ebenso ersichtlich, dass insbesondere an den *natürlichen Grenzen* von Jurafuss, Molassehügeln und Napfrand die grössten Dörfer des Oberaargaus aufgereiht sind, darunter die Subregionszentren Langenthal, Herzogenbuchsee, Huttwil, Niederbipp und Wangen.

3. Dorfcharakter

Der Oberaargau mit 56 Gemeinden weist wie erwähnt 47 Dörfer auf, mitgezählt die 3 Städtchen und gemäss unserer Grenzziehung die 5 Dörfer am Langete-Oberlauf des nordwestlichen Napfrandes. Für die *Dörfer* als geschlossene Siedelungen ist allgemein charakteristisch die Lage im Flachland, zumindest wird von grössern Siedelungen eine deutliche Talsohle bevorzugt. Sie befinden sich mehrheitlich in der ausgesprochenen Ackerbauregion, die als Folge der einstigen Dreifelderwirtschaft zersplitterte Nutzflächen, eine sogenannte Riemenflur, zeigt (Abb. 3; 4; 6). Dies gilt insoweit, als nicht eine Güterzusammenlegung durchgeführt wurde. Nach *Grosjean* (1978) handelt es sich hier um ein «Gebiet mit Gewannflur» (Gewanne mit kleinflächigen, schmalen Parzellen). Typisch sind hier zudem die grossen, geschlossenen Areale der *Gemeinde- und Korporationswälder* wie auch die ausgedehnten, einheitlichen Flächen der *Wässermatten.*

Die Dörfer besitzen meist deutliche Zentren, die ältern mit Kirche oder Dorfplatz, die jüngern eher mit Käserei oder Schulhaus, Gasthof, Post oder Bahnhof. Befinden sich derartige Gebäude von zentraler Funktion in Weilern, so konnten sich diese nicht selten zu kleinen Fast-Dörfern oder Dorfteilen entwickeln. Sie sind öfters erkennbar an Bezeichnungen wie Ober-/Unter- und Vorder-/Hinter-, die dem Dorfnamen vorangestellt sind.

Bezeichnend für den gemeinschaftlich-geselligen Siedelungstypus Dorf ist der hievon abgeleitete Mundartausdruck «dorfen», der kaum eindeutig zu übersetzen ist und ungefähr bedeutet: gesellige Gespräche führen. Was Dorfcharakter und Dorfgeist im besten Falle bedeuten können (konnten?), hat *Maria Waser* in «Land unter Sternen» aus eigenem Erleben für ihr Herzogenbuchsee geschildert. Dies wird im nächsten Kapitel zu zeigen sein, wo auch die statistische Dorf-Stadt Langenthal sowie die drei Landstädtchen Huttwil, Wangen und Wiedlisbach zur Darstellung kommen.

Ein Idealbild der Oberaargauer Dörfer entwarf *R. Schedler* (1925), wobei er deren Gasthöfe als Beispiel nahm. Beides dürfte für die Zeit vor mehr als einem halben Jahrhundert recht weithin zugetroffen haben – und möge hier als schönes Leitmotiv für heute und die Zukunft stehen:

«Zwischen einem Bewohner des Bipperamtes und dem in einsamem, weltverlorenem Graben des Napfgebietes hausenden Kleinbauern bestehen grosse seelische Unterschiede. Die Bipper sind Tieftalleute, die den schweren zähen Erdboden bebauen oder in den Eisenwerken der Klus harte, anstrengende Arbeiten verrichten. Sie wohnen in geschlossenen Dörfern und was harte Arbeit an und in ihnen selber hart macht, wird gemildert durch die Notwendigkeit beim engen Zusammenleben mit den Nachbarn sich vertragen und verstehen zu lernen.

Ähnlich verhält es sich mit den volks- und industriereichen Dörfern des Langeten- und Önztales. Der rege Verkehr mit anders gearteten und anders denkenden Menschen erweitert den geistigen Horizont, macht auch ein wenig abgeschliffen und anpassungsfähig.» (Fortsetzung dieses Zitats bei «Hofcharakter» hinten.)

«Reingehalten und in gutem Stand sind meist die Dorfgassen. Von den Lauben der Häuser grüssen die blühenden Geranien und Fuchsien und geben dem Dorfbild einen überaus freundlichen und anmutigen Charakter.

Eine Eigenart unserer Dörfer sind auch die stattlichen Landgasthöfe, die breit und behaglich am Wege stehen. Fast wie Edelsitze sehen sie aus, sauber und wohlgepflegt innen und aussen, und die Besitzer setzen ihre Ehre darein, dass es den Gästen wohl ist im Haus. Trefflich und reichhaltig ist die Küche und unverfälscht und wohlgepflegt der Wein. Im Hof plätschert der Brunnen, in welchem der mit Forellen gefüllte Fischtrog ruht, und hinter den Stallungen krähen junge Hähne.

Freundlich und artig ist die Bedienung, aber von der guten Art, die Vertraulichkeiten völlig ausschliesst. Ehrenfest und stolz erblickt der Besitzer des Gasthofes seine Aufgabe darin, den Fremden so zu bedienen, dass ergern wieder bei ihm zukehrt und die Ehre und den Ruf seines Hauses anerkennt. Sie machen nicht viel Reklame, unsere Landgasthofwirte, ihre Geschäftsführung empfiehlt sich von selbst in der Ferne und Nähe. Wir nennen darum auch keine Namen, denn erstens müssten wir bei jedem Dorf uns wiederholen und zweitens sieht der Fremdling, der Unterkunft und Erfrischung sucht, schon am Äussern der stattlichen Gasthöfe, wo er zukehren soll, was für ein Sinn und Geist im Haus drin herrscht.»

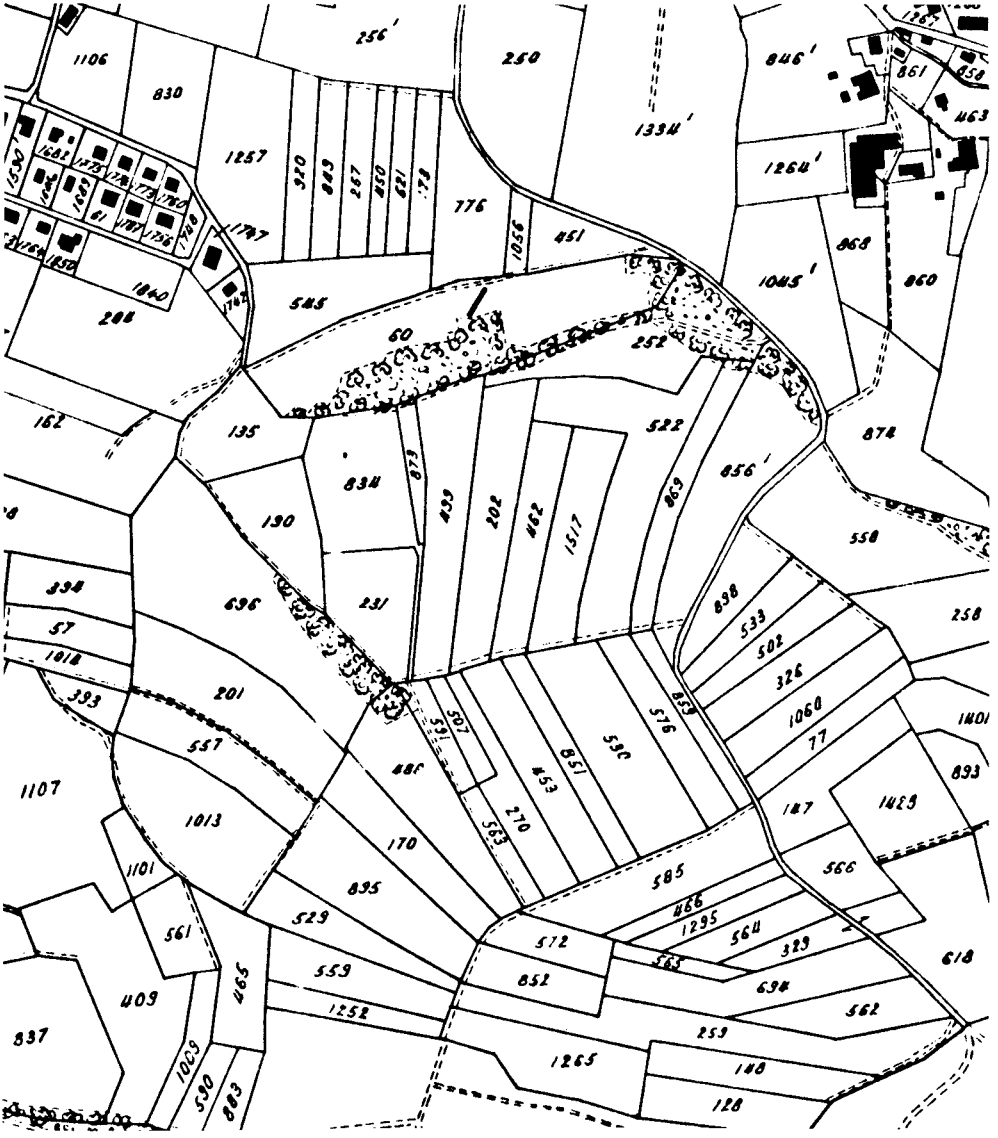


Abb. 4: Madiswil. Gebiet südöstlich des Dorfes mit kleinflächiger Streifen- oder Riemenflur. Plan 1:5000. Reproduktion mit Bewilligung V + D vom 1.11.1982.

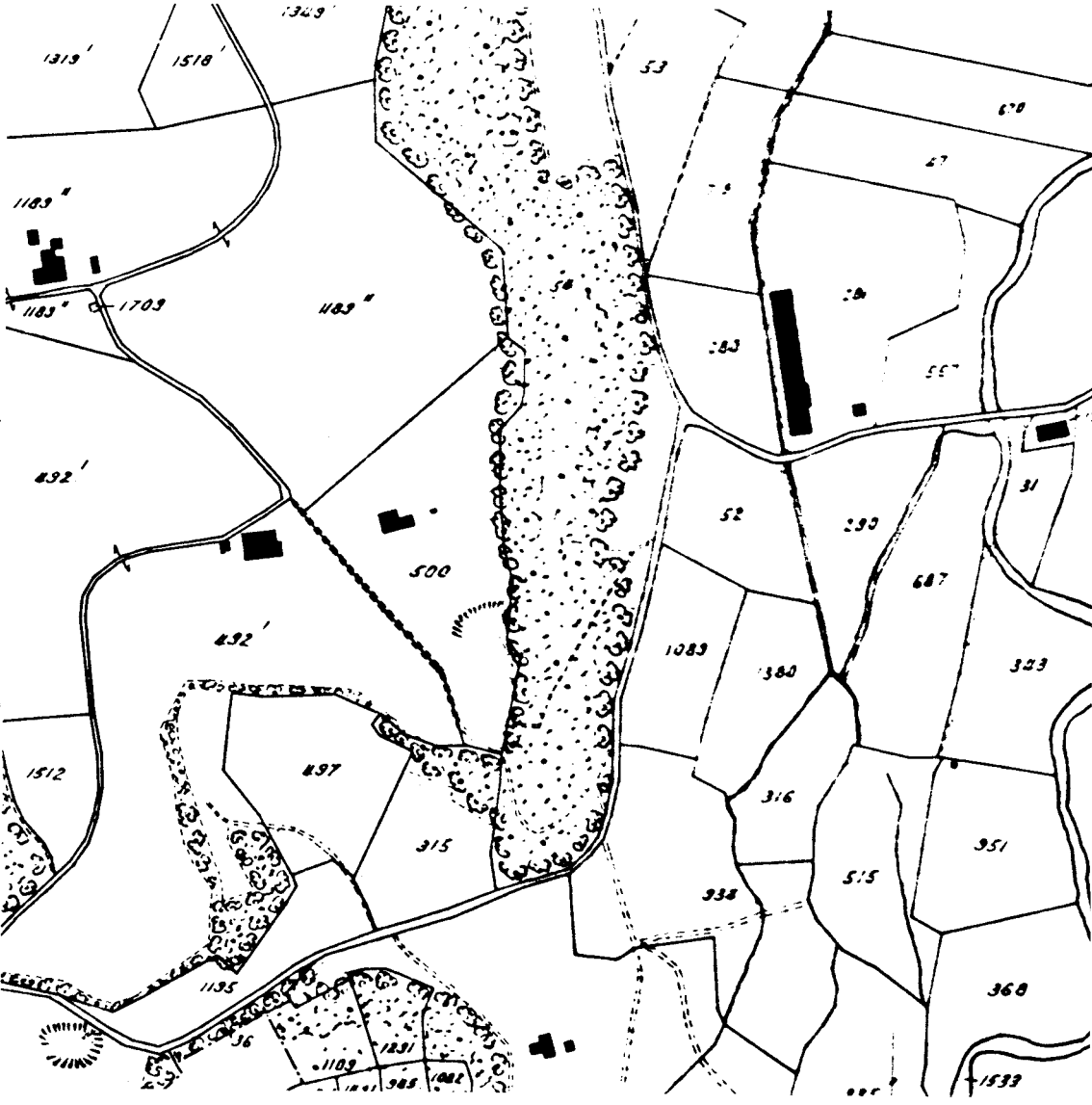


Abb. 5: Madiswil. Bisighöfe und Bisigmatte, am Talrand südwestlich des Dorfes. Grossflächige Blockflur des Hügel- und Hoflandes sowie der Wässermatten (Talsohle). Plan 1:5000. Reproduktion mit Bewilligung V + D vom 1.11.1982.

4. Hofcharakter

Jeremias Gotthelf, bekanntlich als Beobachter so ausgezeichnet wie treffend als Darsteller, unterscheidet selten zwischen Emmental und Oberaargau. In seiner tragisch-komischen Erzählung «Der Besuch» muss Stüdeli «von den Dörfern hinauf auf die Höfe». Der Dichter nimmt mit diesen Begriffen bewusst eine Bezeichnung der beiden Landesteile vor. Mit ihren Siedelungsarten hat er bereits eine bedeutende Aussage auch über Landschaft und Leben gemacht, über das Relief als Bedingung, über Wesen und Sitten der Leute als Folge ihrer Wohnweise. Die beiden Landschaften kannte er wohl: Seine Jugend und die fünf frühen Jahre der Buchser Vikarzeit verbrachte er im Land der Dörfer. Dann erst wurde ihm das Emmental zur Lebenslandschaft.

Die emmentalische *Streusiedelung* reicht sozusagen mit der bewegten Landschaft hinunter in die Hügelgebiete des Oberaargaus. Unter bewegtem Gelände ist dessen starke Reliefierung zu verstehen, der hohe Grad an Zerschnittenheit durch kleine, enge Talrinnen von V- oder Kerbprofil, wodurch andrerseits die mannigfach geformten Erhebungen entstehen, die Eggen, Kuppen, Sporne, Hubel, Knubel, Bühle. Ein leider typisches Merkmal der ländlichen Gemeinden mit vorwiegend Hofsiedelungen ist ihre *rückläufige Bevölkerungszahl*. Von den 9 Gemeinden, die wir als ausschliesslich durch Höfe besiedelt erwähnten, verzeichnen 7 einen Bevölkerungsschwund sowohl 1850–1950 wie 1950–1980.

Im Hof- und Weilergebiet des höheren Oberaargaus nimmt mit Meereshöhe und Niederschlag der Grasbau zu, der grössere Betriebsflächen erfordert. In den obersten Lagen tritt vermehrt die extensive Nutzung der Weidewirtschaft auf. Die Nutzfläche der Betriebe weist auf den Plateau-Oberflächen grossflächige Blockparzellen auf (Abb. 5–8). Andrerseits ist für die hofeigenen Waldareale eine starke Zersplitterung charakteristisch.

Den Charakter des Hoflandes und die Wesensart der «Höfler» hat *Weiss* (1959) einfühlsam beschrieben, wobei er stets wieder *Gotthelf* und dessen Stüdeli in der Erzählung «Der Besuch» zuhilfe nahm:

«Stüdeli war eine Bauerntochter, ‹aus den Dörfern herauf, wie man im Emmental zu sagen pflegt›, und hatte auf den Tanzbodenhof geheiratet; aber trotz des reichen Hofes und des guten Mannes und obwohl das Heimatdorf Straudachigen (!) kaum vier Stunden entfernt war, schien ihr der Hof eine andere Welt zu sein. ‹Und so fremd kam es Stüdeli da oben vor …, auch die Menschen, es konnte sich gar nicht auf sie verstehen.› ‹Wenn ein Tadel kam,

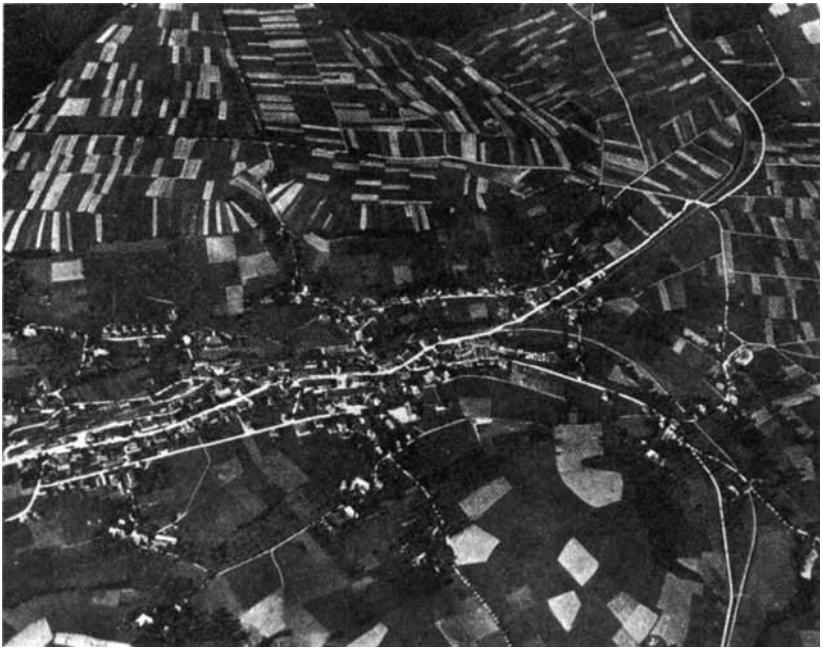


Abb. 6: Huttwil. Zeilensiedelung im Napfringtal, mit charakteristischer Flurparzellierung. Aus *Früh* (1932), mit folgender Legende: Huttwil von Südwesten, aus 3000 m. ü.M. Oben: schmale Äcker, zurückgehend auf Dreifelderwirtschaft (aufgeteilte Allmend). Unten: grosse Nutzflächen ohne Flurzwang. Flugbild Ad Astra-Aero, ca. 1930.

so war er so gedreht, dass es nicht wusste, was es daraus machen sollte, ob es gehauen oder gestochen seie. Doch fiel selten einer.› Die junge Frau weiss schliesslich nicht, ob sie unter die ‹Stündeler› und ‹Pietisten› geraten sei.

Stüdeli erlebt die selben Wesenszüge des ‹adelichen› schweigsam zurückhaltenden Hofbauern, wie sie bei Jakob Bosshart in der Steigerung bis zur tragischen Vereinsamung erscheinen. Der laute und lustige Umgangston der Dörfler, wo man sich drängt und stösst, steht im Gegensatz zur familienhaften Intimität und Stille der Höfe, wo wenige Worte oder Blicke genügen zur Verständigung, wo man schweigt und sich doch versteht, wo das Fluchen, wenn nicht als Entladung so doch als Beeinflussung des andern seinen Sinn verliert. Das Fluchen ist ja charakteristischerweise besonders ausgebildet unter Verkehrsarbeitern, Schiffern, Fuhrleuten, Chauffeuren, solchen die sich

in immer veränderter Umgebung mit Kraftwörtern Gehör und Geltung verschaffen müssen.

Im engen Familienverband des Hofes braucht man diese ‹Gassensprache›, die in der Öffentlichkeit des Dorfes wirksam sein mag, nicht. In der stolz zurückhaltenden und sparsamen Äusserung liegt zum guten Teil das ‹Adeliche›, mit welchem Gotthelf seine Emmentaler Hofbauern charakterisiert. Dem Mangel an geselliger Umgänglichkeit, der den Höfler vom Dörfler unterscheidet, kann als positiver Wert die Innerlichkeit entsprechen. In manchen Hofgebieten sucht das religiöse Bedürfnis Erfüllung in sektenhaften Gruppen, die sich da und dort in Stuben zusammenfinden, abseits von der Kirche, der die meisten Höfe auch räumlich fern sind. Nicht zufällig zeichnen sich die Hofgebiete des Zürcher Oberlandes wie manche im Jura und im Emmental durch altherkömmliche und neuere Sektenbewegungen aus. Höfler sind oft Stündeler, vor allem dort, wo kärgliches Auskommen oder Not die Verinnerlichung befördern. Doch kann es auch sein, dass die soziale und seelische Abschliessung der Höfler zur schmerzhaften Verschlossenheit führt, oder zum hochmütig selbstgerechten Stolz, wie ihn Gotthelf Gestalt gewinnen liess in der rücksichtlosen Majestät Sime Sämelis (Der Herr Esau). Dessen Reich ist der Geldsäckel, d.h. sein Besitz an Geld und Boden, und er hasst darum nichts so sehr wie die Bettler und die Regierung. Hofbäuerliche Souveränität und berechtigter Stolz auf eigene Leistung und Besitz wird hier zum absolut unsozialen Egoismus und zur verletzenden Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Nächsten, der Gemeinschaft und dem Staate.

Der Sime-Sämeli-Typ verkörpert, allerdings nach dem Negativen gewendet, die Hofidee, wie sie *Helene Barthel* in ihrer Schilderung des ‹Emmentaler Bauern bei Jeremias Gotthelf› herausgearbeitet hat. Das ganze Dasein in all seinen Äusserungen ist beherrscht von dem Gedanken der Erhaltung des Hofes für die Familie, was schliesslich auch in der erbrechtlichen Gewohnheit zum Ausdruck kommt. Der jüngste Sohn erbt den Hof, und die älteren Geschwister, soweit solche da sind, verzichten oft – auch heute kommt das noch vor – auf Familiengründung und persönliches Glück. Um dem Hof nicht den Aderlass eines Auskaufes zuzumuten, bleiben sie als ledige ‹Vettern› auf dem Hof und arbeiten an der Seite des jüngeren Bruders, des Hoferben.

Man mag zwar in der ‹Hofidee› etwas Allgemeinbäuerliches sehen, das nicht nur den auf Einzelhöfen wohnenden Bauern zukommt. Doch ist zweifellos beim Höfler alles, was sich im Familienbereich vollzieht, und alles auch, was mit dem Hof als Familienbesitz zu tun hat, reiner und ausschliess-

Abb. 7: Zeichnung Carl Rechsteiner: Thunstetten. Hof Langmatt am Hang der Molassehügelgrenze, darüber der eine der zahlreichen Thunstetter Weiler, mit Kirche und Schloss.

licher wirksam. Die den Dörfler bestimmende Dorfgemeinschaft mit allen ihren praktischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und seelischen Bindungen tritt zurück, nicht völlig zwar, denn es gibt auch auf den Höfen eine Geselligkeit ausserhalb des Hauses, eine gegenseitige Hilfe, eine Kirchgemeinde, eine Gemeindeorganisation und eine lokale Schicksalsgemeinschaft. Aber bestimmend bleibt doch hier die Unabhängigkeit, die Freiheit vom andern, das ‹Lieber verhungern als von der Gnade leben›».

Robert Schedler, auch er einige Jahre Pfarrer im Oberaargau, beschrieb 1925 die Höfler sehr zutreffend, wenn auch über ihre religiöse Haltung – die doch stets sehr vorsichtig und differenziert zu beurteilen ist – gewisse pfarrherrliche Schulmeistertöne nicht zu überhören sind:

«Der Bewohner auf den einsamen Höfen und in den weltentlegenen ‹Krachen› und Gräben lebt ein Leben für sich. Er wird in seinem Denken nicht gestört und beeinflusst durch alltäglich neue Eindrücke. Er ist viel unabhängiger von seiner Umwelt. Was er produziert, genügt ihm fast völlig für seinen einfachen Lebensunterhalt. Dadurch wird sein Lebenshorizont, auch sein geistiger, etwas eng. Er beurteilt alle und alles von dem Standpunkt seiner ziemlich einseitigen Erfahrung. Er hat Zeit zum ‹Spintisieren›. Er legt seinen engen Massstab an bei allem, was an ihn herantritt. Er ist in Notfällen, die Haus oder Stall treffen können, auf die Hilfe seiner nächsten Nachbarn angewiesen. Er weiss ganz gut, dass diese eben so eng und streng urteilen über ihn, wie er selbst über sie und doch darf er es nicht mit ihnen verderben. Er verkehrt freundlich mit ihnen und gibt doch gern einen wohlgezielten Worthieb, der harmlos klingt, aber einschlägt. Bei allem, was zu ihm geredet wird, vermutet er darum auch irgend einen versteckten Sinn. Er wird verschlossen und misstrauisch, besonders auch gegen geistig überlegene Menschen und schliesst sich oft lieber an solche an, die ihm nicht überlegen sind, ihn nicht mit grösserer Welt- und Lebenserfahrung oder Bildung abtrump-

fen können. Das erklärt uns auch, dass er statt dem Pfarrer und Lehrer, sich lieber von Leuten ‹berichten› lässt, die mit der gleichen engen Brille die Welt und Ewigkeit beurteilen. Er hört von der Aussenwelt durch Zeitungen und Bücher viel mehr vom Unerfreulichen und Bösen, das da draussen passiert, als vom Guten, das auch vorhanden ist. Er fühlt sich gern als ‹besserer Mensch›. In manchen Fällen wird dies zutreffen, in vielen aber auch gar nicht. Dieser moralische Eigendünkel führt zur Separation. Man sondert sich ab von der grossen Herde und findet in selbstgenügsamer Enge seine Befriedigung. Es ist kein Zufall, dass die ‹Gemeinschaft› der ‹Perfektionisten›, der ‹Vollkommenen› nirgends so weite Verbreitung hat, als in den Gräben und Krachen des Napfgebietes. Das hier Gesagte soll kein Vorwurf sein, sondern eine wohlbegründete, psychologische Erklärung für diese in die Augen fallende Erscheinung. Es bleibt eben ewig wahr, dass jeder Mensch von seiner ganzen Umwelt tief beeinflusst ist, viel tiefer als er selbst spürt.»

Die sozusagen «zuständige Gewährsperson» für den Menschenschlag der Hofleute im Oberaargau ist *Maria Waser*. Das Schlusskapitel «Die Hügel» in «Land unter Sternen» bildet eine wahre Fundgrube für Landes- und Volkskunde der Buchsiberge. Zwar hat die Dichterin in liebender Rückschau auf ihre Kindheit und Jugendzeit den Nachbarn Buchsis wohl einiges übersehen. Aber das Menschenbild, das sie zeichnet, bauend auf Vertrauen und Ehrfurcht, wird immer wieder Anlass geben zu Besinnung über die Grundwerte von Leben und Denken.

«Die Weiler und Höfe kauern in den Hügeln herum, als ob sie zum Boden herausgeschlüpft wären und nirgends sonst sein könnten als eben grad dort, um zu zeigen, wie hilm der Erdboden da sich muldet, wie stolz und herrschelig er hier aufprotzt und mit welch samtigsimblem Rücken er dort hinten ruht.

Auch ein Kirchtürmlein gibt es da, ein winzig kleines, auf dem mächtigen, silbrigschwarzen Schindeldach des grossen Holzhauses mitts unten im Tälchen zwischen den Hügeln. Dies Haus ist alles in einem, die ganze Kultur an einem Klüngel: Schulhaus, Gemeindehaus, Post, Schulmeisterwohnung, Kirche und Abdankungskapelle; denn vor den Fenstern, hart neben dem Turnplatz der Schuljugend, liegt das Totenäckerchen. Mehr als zweihundert Jahre alt ist die Schulstube, aber so heiter und stattlich mit der langen Fensterreihe und den schön geschnitzten Hartholzsäulen, dass man bald einmal merkt, die Leute da oben müssen schon immer helle Köpfe gehabt haben, dass sie früh schon der Schulstube soviel Ehre gaben.

Abb. 8: Flugbild Kleindietwil Südwest. Höfe Schynen, Berg und Grauenstein. Landschafts- und Siedelungstyp sowie Flurparzellierung wie Plan Abb. 5. Foto Leupin / Regionalplanungsverband Oberaargau vom 28. 3. 1968. Flughöhe 940 m. Hier Massstab ca. 1:6000.

Allein, just die Lage dieses Kirchleins zeigt einem den weiten Unterschied zwischen dem grossen Dorf drunten und dem kleinen Gemeinwesen da oben: dort ziehn sich die Häuser aus dem breiten Talgrund am Hügel hinauf, und hoch über allem thront die Kirche, und ihre Toten mussten sie über Treppen emportragen zum letzten Lager. Hier sind es die Höfe, die die Höhe halten, und der Kirchhof liegt unten in der tiefsten Mulde. Genau wie ein Ameisenleu in seinem Trichter hockt er dort und wartet, bis einer droben sich nicht mehr halten kann. Daran mag man sich ein Zeichen nehmen, was diesen Leuten da oben mehr gilt, der Tod oder das Leben, und was obenan steht, ob die Ruhe oder das Werk.»

*

«Die Höfe sind allein, aber nicht vereinsamt. Mit dem Blick gehn die schönen Strassen von einem zum andern, niederwärts zum grossen Dorf, hinüber zur Stadt – wie glänzt das Solothurn so verheisserisch am blauen Leberberg! – ins Land hinaus und in die weite Welt. So sind auch die Leute da oben nicht eingeheckt: ‹Augen auf und Mund zu!› heisst es bei ihnen, und das will sagen: Gut aufpassen und sich seine Meinung im stillen machen. Das Weltwesen ist ihnen nicht unbekannt, nur dass sie dafür eher ein Lächeln haben als ein Staunen. Ihr Leben führen sie auf eigene Weise, jeder nach seinem Kopf. Es gibt solche, die haben ihre eigene Zeit. Einer hatte die mitteleuropäische zwanzig Jahre vor uns andern. Als diese dann eingeführt wurde, gab er seinem Uhrzeiger noch einmal einen Mupf vorwärts. Dem Fürsprech geben sie wenig zu verdienen. Wenn's Unfrieden gibt, findet sich schon einer, zu dem man das Zutrauen hat und der es versteht, derlei zu geschweigen. In den schweren Fällen aber lässt man einen Andern walten. Auch den Arzt ruft man nur, wenn's ernst gilt. Für den kleinen Bresten weiss Lünisberg-Res schon Mittel und Wege. Er kennt die Kräuter und weiss etwas von den bösen Säften, und er kennt sich auch aus in den Dingen, die weniger den Leib angehn als das Gemüt. Und wenn man auch ganz gern an den Sonntagen, wo der Pfarrer zum Predigen nicht heraufkommt, ins Dorf hinunter zur Kirche geht, man leistet sich doch noch seinen eigenen Gottesdienst, und auch einen besondern Glauben haben sie; ein Hansuli von da oben hat ihm den Namen gegeben.

Allein, man darf sich nicht einbilden, der eigene Kopf und der Stolz, das hange etwa nur am Besitz, obgleich es einem schon den Rücken steifen mag, wenn man so vors Haus hinaus treten kann und sagen: ‹Was ich jetzt da zu sehen bekomme bis zum Wald hinüber, ist sauber alles mein.› Aber es gibt

Abb. 9: Attiswil. Plan von A. Lanz, 1781. Ungefähr ostorientiert.
Die Siedelung zeigt eine typische Mündungslage am Jurasüdrand. Der obere Dorfteil (links) liegt entlang des Dorfbaches in dessen Tälchen; der untere folgt West-Ost dem Bergfuss. Derart bildete sich auch hier die Form eines T-Dorfes aus, was im historischen Plan klarer hervortritt als in einer heutigen Darstellung. (Staatsarchiv Bern, AA V, 234. KKK 565. Aus *K. H. Flatt* [1969].)

nicht nur reiche Bauern heroben, es hat da auch ein paar lützle Heimwesen, die sich zwischen den herrscheligen Höfen verschlüpfen wie die Spatzen im Storchennest. Und weiter unten, wo die Schlucht ins Tal bricht, sogar ein paar armselige Hüttlein an den Felsen geklebt. Aber auch diese Leutchen haben ihren eigenen Kopf, ihren Stolz und ihre Werkader.»

5. Standortfaktoren und Siedelungslage

Im folgenden sollen bloss Lagetypen geschlossener Siedelungen besprochen werden; für Weiler und Einzelhöfe gelten ähnliche, doch minder ausgeprägte Merkmale. Sodann behandeln wir innerhalb der 47 Dörfer auch die Landstädtchen Huttwil, Wangen und Wiedlisbach nach den gleichen Bedingungen.

Naturgemäss treten kaum reine Lagetypen auf. Viele Siedelungen stellen beispielsweise Tal- wie Mündungsdörfer dar, deren ältere Teile auf Terrassen oder an Talhängen liegen, so die Dörfer im Önz-Trockental und im Langetental.

Für die *Standortwahl* der Dorfsiedelungen sind verschiedene Faktoren massgebend, die sich teils überlagernd abschwächen, teils verstärken. Klima und Stärke der Reliefierung nehmen im Mittelland weitgehend mit der Meereshöhe im ungünstigen Sinne zu. Allerdings nimmt gegenseits die winterliche Nebelhäufigkeit ab, entsprechend die Sonnenscheindauer zu. Von den 47 Dörfern des Oberaargaus liegen deren 40 oder 85% unter 600 m ü.M., der Rest zwischen 600 m und 1100 m. (In der Schweiz liegen 60% der Gemeinden mit 75% der Einwohner unter 600 m.)

Als reliefmässig bevorzugte Siedelungslagen gelten *Ebenen, Täler, Terrassen* und *Schuttkegel*, wobei alle leicht über die Niederungen erhöhten Stellen dem Schutzbedürfnis entgegenkommen (Hochwasser, Sumpfgebiete). Für landwirtschaftliche Räume wird die *Bodenqualität* ausschlaggebend; im Oberaargau ist die Fruchtbarkeit an die glazialen Schuttflächen gebunden. Schliesslich sind als Standortfaktoren auch Wasserkraft und Verkehrslage zu erwähnen. Die letztere war ursprünglich für ländliche Gebiete nicht entscheidend, doch konnten später die häufigen Tallagen auch verkehrsmässig günstig genutzt werden. Karte Abb. 2 erhellt, dass im Oberaargau für 13 Dörfer eine *Lage in der Ebene* festzustellen ist, für deren 8 eine *Hügellage* (z.B. Gondiswil, Rütschelen, Steinhof in der solothurnischen Enklave bei Herzogenbuchsee, und Thunstetten; Abb. 11).

Das Tal stellt den Hauptsiedelungsraum dar; von den 47 Dörfern weisen nur 5 keine Tallage im weiteren Sinne auf. Dabei verzeichnen 27 Dörfer eine *Terrassenlage*, so insbesondere jene an der Aare. Für Walliswil b. Wangen wurde ein Terrassensporn ausgenützt, für Bannwil und Aarwangen eine übereinander gestufte Doppelterrasse. Eine schöne Terrassenlage, über dem Napf-Trockental, ist ferner bei Dürrenroth zu demonstrieren.

Eine *Mündungslage* weisen 26 der Taldörfer auf (Ab. 9, 10). Zumeist handelt es sich um jene Stelle, wo das Haupttal ein kleineres Seitental aufnimmt, wobei auf dessen Schuttkegel, sei er auch noch so klein und niedrig, die ältere Siedelungsgruppe erbaut wurde. Einerseits war damit ein Überschwemmungsschutz vor dem Haupttalflüsschen geboten, während man sich andrerseits vor dem üblicherweise friedlichen Seitenbach leicht schützen und ihn überdies zu Bewässerungszwecken nutzen konnte. Nach den Meliorationen und Korrektionen der letzten 100 Jahre rückten die Siedelungen auch in die Gründe der Haupttäler vor, und damit an die Verkehrslinien.

Spezielle Mündungsverhältnisse liegen in den Trockentälern vor, wo es zu eigentlichen *Talkreuzungen* kam (Huttwil, Langenthal, Wynigen, Abb. 6).

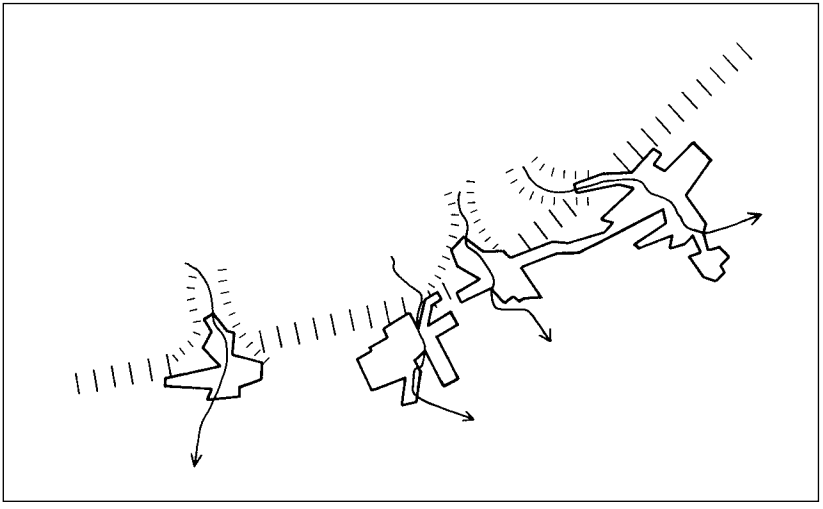


Abb. 10: Lage und Form der Bipperämter Dörfer an der natürlich vorgezeichneten Verkehrslinie des Jurafusses. Vereinfachte Darstellung 1:100 000 nach Landkarte der Schweiz, Blatt 1107.

Den Typus der Jurafuss-Mündungslagen zeigen Attiswil, Wiedlisbach, Ober- und Niederbipp (Abb. 9, 10).

Hanglagen, jedoch meist kombiniert mit Terrassenlagen, finden wir einenteils an der Jurakette: Im Falle von Farnern (Abb. 13), Rumisberg und Wolfisberg wurden die sonst an Juraflanken seltenen Sonderverhältnisse wahrgenommen und die Tälchen, Mulden und Terrassen der Bipper Sackungs- und Bergschlipfmasse besiedelt. Sodann treffen wir Hangdörfer auch in den Tälern des Molasselandes, so Auswil, Rütschelen, Dürrenroth, Gondiswil, Hermiswil und Seeberg.

Eine *Lage an Berg- oder Hügelfuss* zeigt schön die oben genannte Dörferzeile am Jurafuss, wie ebenso die Siedelungsreihe an der *Molassehügelgrenze*, von Seeberg über Ober- und Niederönz, Herzogenbuchsee, Bützberg, Langenthal bis Roggwil.

Günstige Standortfaktoren boten die niedrigen, abgeflachten *Moränenhügel* im tieferen Oberaargau, vor allem die Jungmoränen, wie jene am Jurarand und zwischen Thunstetten und Seeberg. Eine besondere, im Oberaargau einmalige Lage auf dem schön sichelförmig gebogenen, weichen Rücken

einer *Endmoräne* zeigt Inkwil (Abb. 12). Hier wird deutlich, dass die im folgenden zur Diskussion kommenden Dorfformen (Grundrisse) oft durch die Dorflage mitbestimmt wurden. Wie bei Inkwil der Hügelzug, so gaben auch die Talzüge oder schmale Terrassenleisten Anlass zu Zeilen- oder Strassensiedelungen, während sich Haufendörfer im Flachland oder in durch Mündung erweiterten Talbecken bildeten.

Schliesslich bleibt zu erwähnen, dass die besprochenen Lagemerkmale nicht nur für Dörfer, sondern weithin und sinngemäss auch für *Weiler und Einzelhöfe* gelten: Zu den im verkleinerten Massstabe auftretenden Lagetypen von Tal, Terrasse, Mündung usw. kommen jene eigentlicher *Hügellage* (Plateau, Rücken, Kamm, Kuppe, Sporn) mit den bezeichnenden Namen Höchi, Hubel, Chnubel, Egg, Berg, Bühl, Chnolle, Chapf, Gütsch und Guger. Gegenseits heissen die Konkavformen Tüele, Grabe, Chrache, Schluecht, Loch, Bode, Grund und Feld.

6. Dorfformen und ihre Entwicklung

Dass Lage und Form der Siedelungen oft kausale Zusammenhänge aufweisen, wurde eben dargelegt. Wie üblich in tal- und verkehrsreichen Gebieten, dominieren auch im Oberaargau die Haufen- und die Zeilendörfer. Über die Hälfte der 47 Dorfsiedelungen weist vorwiegend *Haufengrundriss* auf (Abb. 13). Dabei handelt es sich zumeist um Dörfer in geräumiger Flachland-, Tal- oder insbesondere Mündungslage, die sich stark zu entwickeln vermochten. Sie zeigen unregelmässige Polygon-Grundform und darin ein mehrfach verzweigtes Strassennetz. Charakteristisch sind Kernpunkte, so bei Strassenkreuz oder -gabelung, wobei sich an diesen Stellen öfters der Dorfbrunnen oder ein Denkmal befindet.

Fast die Hälfte der Oberaargauer Dörfer ist von deutlich langgestrecktem Zeilen- oder Kettengrundriss. Solche *Langdörfer* sind entgegen einer bekannten Regel nicht selten recht alt, insbesondere wenn sie natürlichen Gegebenheiten angepasst sind, wie wir es für den Fall der *Moräne* von Inkwil zeigten. Entsprechende Bedingungen lagen in schmalen *Tälern* und – oder in Verbindung damit – an *Bächen* vor; als Tal- oder Bachdörfer sind sehr häufig Zeilensiedelungen entstanden, hier seien nur erwähnt die altern Teile von Riedtwil, Bleienbach, Bollodingen und der Jurafussdörfer. Auch schmale *Terrassenleisten*, wie bei Gondiswil und Farnern, veranlassen Langdörfer (Abb. 13).

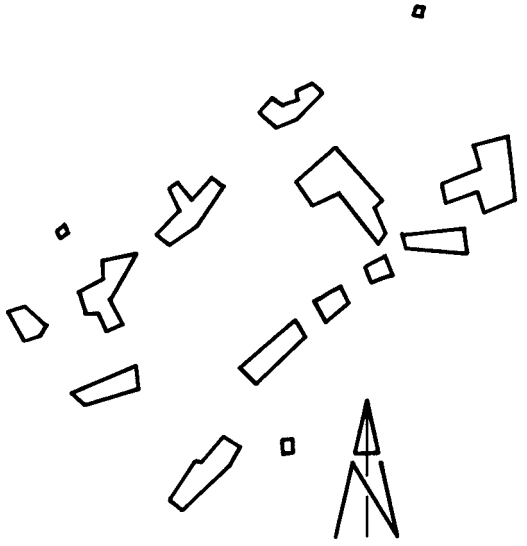


Abb. 11: Thunstetten. Südlicher Gemeindeteil auf dem Plateau zwischen Molassehügelgrenze und Bleienbacher Trockental. Im Gegensatz zur Dorfsiedelung Bützberg im tiefen, flachen Gemeindeteil wurde die durch Moränenwälle reich gegliederte Anhöhe in Weiler-Form besiedelt. Skizze 1:40 000 nach Landeskarte der Schweiz, Blatt 1128.

Jüngere Langdörfer, so z.B. Bützberg, Bannwil und die beiden Walliswil, bildeten sich häufig einfach entlang von Strassenzügen, was zur verallgemeinerten Bezeichnung *Strassendorf* führte. Auch die *einfachen Strassendörfer,* d.h. solche ohne Verzweigungen, weisen selten nur eine Doppelzeile auf, zumeist haben sich hinter dieser zwei, drei weitere Bauzeilen zugesellt.

In Weiterentwicklung entstanden natürlicherweise in zahlreichen Fällen die *verzweigten Strassendörfer* (Abb. 6 und 13), als erste Form das *Gabeldorf* (Ursenbach, Eriswil), dann das *Kreuzdorf* (Lotzwil) und schliesslich das *Sterndorf* (Thörigen). Als ein aussergewöhnlicher Grundriss darf jener des benachbarten Altbüron im luzernischen Rottäli gelten, das als *Ringdorf* rund um den Kirchenhügel gezogen ist. (Wobei uns unbekannt ist, inwieweit es sich in Naturgegebenheit als Langdorf und/oder verkehrsgegeben als eigentliches Strassendorf bildete.)

Eine Siedelungsspezialität stellen die *T-Dörfer* dar, die sich, zumindest im Oberaargau, deutlich an Mündungsstellen in den grossen Rinnen der glazifluvialen Trockentäler halten (Abb. 9; 13). Gute Beispiele derartiger T-Grundrisse liefern Riedtwil, Bleienbach, Attiswil, Ober- und Niederbipp: Hinter der Mündung des Seitentälchens wurde in dessen relativ geschützter Lage als ältere Phase das «Oberdorf» in meist einfacher Zeilenform gebildet. Nach Bachkorrektion und Entsumpfung des Haupttalbodens und zeitentsprechend in den neuern Epochen in Ausrichtung auf die Verkehrsnähe, kam es als jüngere Phase zur Ansiedlung des T-Querbalkens entlang der Strassen-

oder Bahnlinie im grossen Tal, zumeist noch immer an dessen Rand, häufig möglichst nahe bei Bahnhof, Landwirtschaftlicher Genossenschaft oder Käserei. So hat denn das Unterdorf zumeist industriell-neuzeitlichen Charakter, während im Oberdorf das ursprüngliche landwirtschaftliche Gesicht erhalten blieb. Bei stark «kopflastiger» Entwicklung konnte sich das T-Dorf förmlich zu einer Kopf-Schwanz-Gestalt ausbilden, zu einem «Rossnagel»-Dorf wie im Falle von Bleienbach oder Attiswil.

Zwei grosse Haufendörfer haben sich mit Nachbarsiedelungen zu kleinern Agglomerationen entwickelt und bilden *Polypen-Siedelungen*. Langenthal hat vor fast einem Jahrhundert das Dorf Schoren eingemeindet und ist mit ihm völlig zusammengewachsen. Ähnlich verhält es sich trotz allgemein anerkannter gegenteiliger Planungsidee in neuer Zeit auch mit Lotzwil und Bützberg, sowie sozusagen mit Aarwangen, während wohl nur Wälder, Wässermatten und Moosgebiete das Zusammenwachsen mit Roggwil, Ober- und Untersteckholz, Bleienbach und Thunstetten verhindern konnten.

Zu einem schön-schlimmen Beispiel eines einseitigen Polyps, wenn auch noch in dörflich begrenztem, erträglichem Masse, hat sich Herzogenbuchsee entwickelt (Abb. 13); es streckt die zwei unter sich verwachsenen Arme von Ober- und Niederönz von sich, sowie nordseits den verzweigten Arm Wanzwil–Röthenbach mit Heimenhausen und Inkwil.

Auch die benachbarten kleinen Dörfer Thörigen-Bettenhausen-Bollodingen sind bereits sozusagen zu einem Drilling verbunden. Und ennet der Aare am Jurafuss laufen Attiswil, Wiedlisbach, Ober- und Niederbipp, die altehrwürdigen vier Bipper-Dörfer, Gefahr, zu einer *Paternoster-Siedelung* zu verwachsen (Abb. 10) – als Teil der Jurafuss-Bandstadt, jener antiplanerischen Schreckvorstellung.

Leider hat hüben und drüben der Aare wie anderswo der «gute alte» dörflich-konservative Gemeinsinn dem modernen masslos gewordenen Profit- und Fortschrittsdrang die Stange nicht halten können. Eine letzte Hoffnung für die letzten schönen Reste unserer Dörfer ist mit den beschränkenden wie erhaltenden Massnahmen von Planung, Baugesetz und Ortsbildschutz erstanden.

7. Besiedelungszonen

Während siedelungsgeografische Arbeiten über den Oberaargau fast vollständig fehlen, besteht eine recht ausgedehnte Literatur über dessen Besiede-

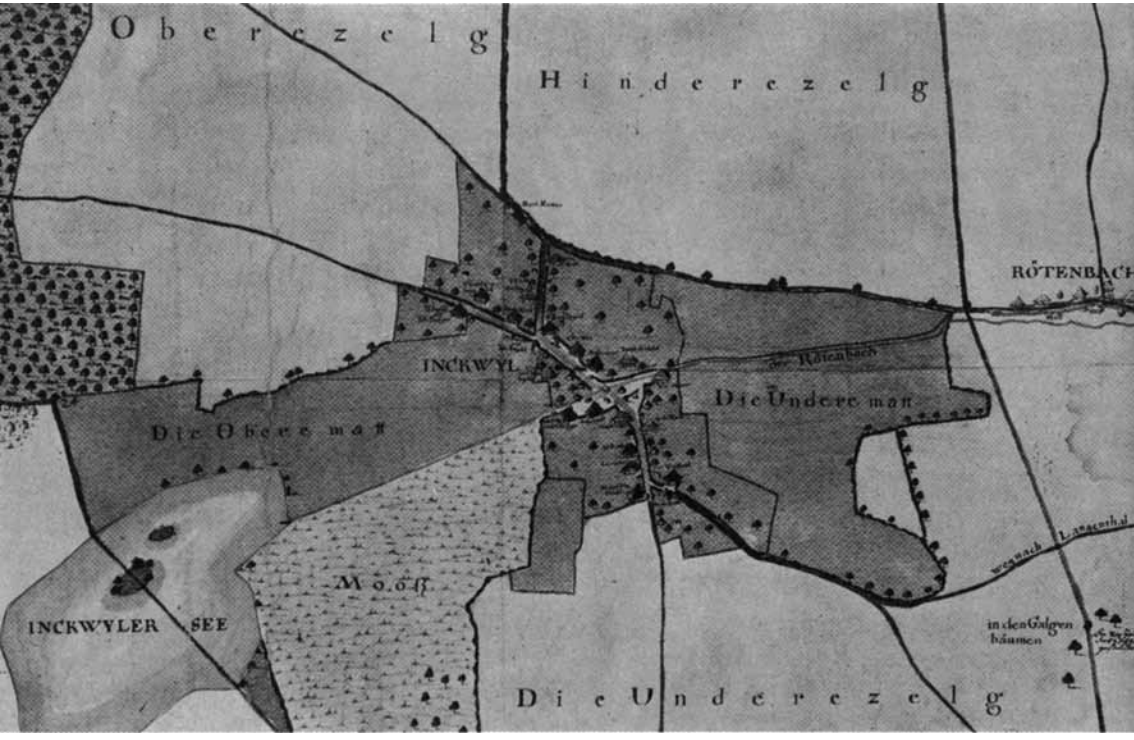


Abb. 12: «Plan der Herrschaft Inckwyl …» von J. A. Riediger 1719. Verkleinerter Ausschnitt. (Staatsarchiv Bern, AAIV, Wangen 9. KKK 320.) Das Zeilendorf Inkwil auf dem letzteiszeitlichen Stirnmoränenwall, der dreiseitig in schönem Sichelbogen das früher ungleich grössere natürliche Staubecken umschliesst (Moos!). Aus *K. H. Flatt* (1969).

lungsgeschichte. Wir verweisen auf die neuern Arbeiten von *Bieri* (1974), *Flatt* (1967, 1969, 1971), *Flükiger*(1945), *Marti* (1963), *Meyer* (1961), *Mühlethaler* (1967), *Wyss* (1952). Für die vorgermanischen Siedelungsplätze halten wir uns vorwiegend an Ausgrabungsbefunde, für die alemannischen an schriftliche Urkunden und die Ortsnamenkunde (Namenschichten und Namenlandschaften). Hier leistet die «Orts- und Flurnamensammlung des Kantons Bern» wertvolle Dienste (Ortsnamenbuch des Kantons Bern I/1 [Buchstaben A–F] hg. von *Paul Zinsli* in Zusammenarbeit mit *Rudolf Ramseyer* und *Peter Glatthard;* Bern 1976). Ferner sind die namenkundlichen Beiträge von *Sonderegger* und *Weibel* (1978) im Atlas der Schweiz zu erwähnen.

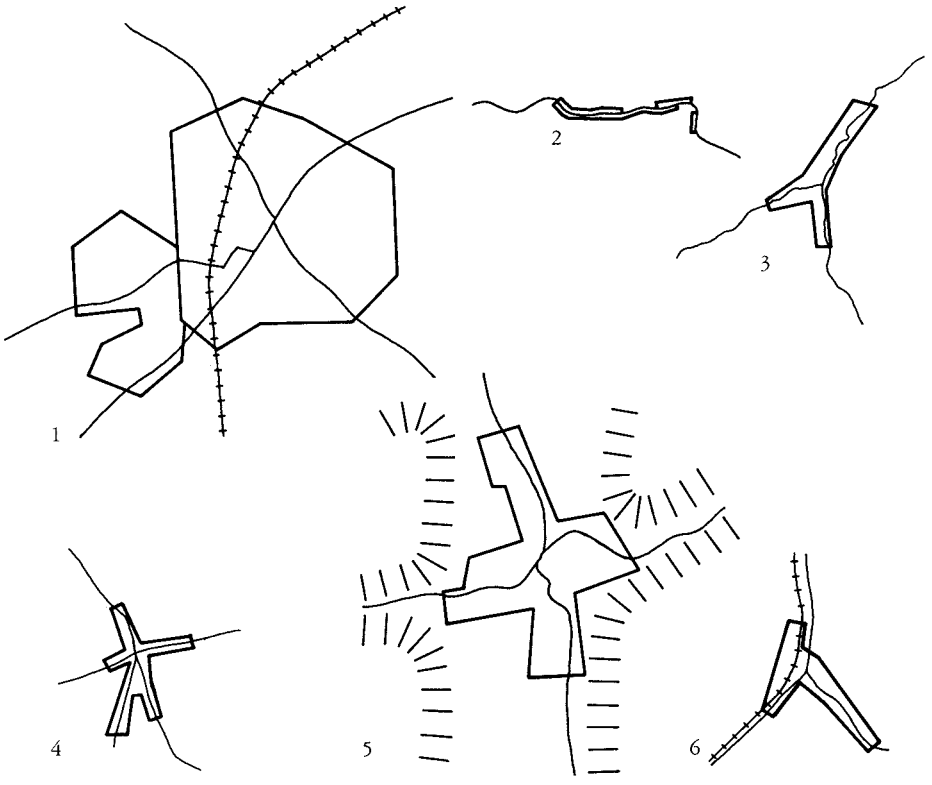


Abb. 13: Dorfformen. Vereinfachte Darstellungen nach Landeskarte Schweiz, ca. in 1:100 000. 1 Haufendorf: Herzogenbuchsee. 2 Strassendorf: Farnern. 3 Gabeldorf an Mündungsstelle: Ursenbach. 4 Sterndorf: Thörigen. 5 Kreuzdorf: Lotzwil. 6 T-Dorf: Riedtwil.

Abb. 15 stellt den Versuch dar, für den Oberaargau einige Hauptzonen der Besiedelung kartografisch darzustellen. Dabei zeigte sich, dass bestimmten Räumen teilweise auch zeitliche Besiedelungsphasen entsprechen, so z.B. der Talzone des höhern Oberaargaus die Wil-Phase. Andrerseits aber lassen sich besonders den frühen Siedelungsepochen kaum sinnvolle Gebiete und Grenzen zuordnen und im Gebiet zwischen Jura und Molassehügeln keine räumlichen Einheiten ausscheiden. In der Aareniederung überschneiden und durchdringen sich die Fundorte der steinzeitlichen bis kelto-römischen und frühalemannischen Besiedelungsphasen (Abb. 14). Allen gemeinsam ist die Beschränkung auf den Raum des tieferen Oberaargaus; auch die erste ale-

mannische Namenschicht «Ingen» reicht nur geringfügig über die Molassehügelgrenze ins Önz-Trockental hinein.

Dass die Karte vorläufig mit Mängeln und Zufälligkeiten behaftet sein muss, leuchtet ein: Bodenfunde wie urkundliche Namenzeugnisse sind weder zeitlich noch räumlich gleichmässig erforscht oder belegt. In der Karte werden landschaftlich begrenzbare Zonen vorgeschlagen, die aus heutiger Sicht einigermassen einheitliche Siedelungsräume darstellen und sich andrerseits teil- und stellenweise mit zeitlichen Besiedelungsphasen und -schüben verbinden lassen. Die drei Hauptzonen, die nachstehend erörtert werden, können im Sinne zunehmender Höhenlage und Reliefierung abgegrenzt werden: Die *Flachlandzone* (tieferes Mittelland) mit frühesten Siedelungsplätzen, die *Talzone* (höheres Mittelland), wo sich die alemannische Hauptbesiedelungsepoche in einer Wil-Namenlandschaft spiegelt und sodann die *Hügelzone* (höheres Mittelland und Napfrand) mit spätalemannischen Ansiedelungen (Bach-/Berg-Namenlandschaft).

Die Flachlandzone des tiefern Oberaargaus

Nach Höhenlage, Klima, Relief und Böden handelt es sich um die günstigste Siedelungszone. Der älteste bekannte Wohnplatz allerdings liegt im nördlich angrenzenden Jura, die *altsteinzeitliche Rislisberghöhle* in der Klus von Oensingen-Balsthal (Magdalénien, ca. 10 000 v. Chr.). Hier bestand das insbesondere für die Gletscherzeit günstige Angebot von leicht erhöhter Lage und von natürlichen Höhlen im Karst des Kalkgebirges. In den Schotterebenen und sanften Hügelwellen der Aareniederung mit ihren fruchtbaren Glazial- und Alluvialböden sind frühe Pfahlbauten an Aeschi- und Inkwilersee bezeugt (*Flatt*, 1967). Die steinzeitliche Siedelungsserie von Burgäschi-Seeberg gilt als «von nationaler Bedeutung».

Für das *Neolithikum* darf bereits von einer sozusagen durchgehenden, wenn auch nur punktuellen Besiedelung des tieferen Oberaargaus gesprochen werden, was auch für die nachfolgenden Perioden gilt. Hallstatt- und Latèneepoche (Eisenzeit, 800 v. Chr. bis 58 v. Chr.) sind bezeugt durch zahlreiche Grabhügelfunde. Das Gräberfeld von Bannwil–Aarwangen–Langenthal wird als eines der bedeutendsten der Schweiz betrachtet.

In der *Römerzeit*, bis zum 5. Jahrhundert, kam es zu den typisch linearen, d.h. den Strassen entlang angeordneten Siedelungen des tiefern Oberaargaus.

In grosser Dichte treten sie an Jurafussroute und Kastenstrasse im Grenzland tieferes/höheres Mittelland auf. Dazu ist auch die durch Acum-Namen gekennzeichnete keltorömische Zone zu rechnen, die vom Seeland her dem Jurasüdfuss folgend einen Ausläufer bis Solothurn sendet.

Als letzte Besiedelungsphase, die sich wohl ausschliesslich auf die Flachlandzone beschränkt, erfolgte jene der *frühen Alemanneneinwanderung*. Hier kam es zur ersten flächenhaften Landnahme (5. bis 7. Jahrhundert). Darauf zurückgeführt werden die *Ingen-Namen*, die älteste alemannische Namenschicht, wobei die Bildung allerdings noch später lebendig gewesen zu sein scheint. Sie enthalten einen altgermanischen Personennamen und die Endung -ingen, -ing, -igen, -ig. In der Wanderungs- und Landnahmezeit wurden aus naheliegenden Gründen die Siedelungen noch nicht nach Stellen, sondern nach Insassen, vor allem wohl Sippenoberhäuptern, bezeichnet. Die zum Bolhathu gehörenden Leute wurden die Bolathinge genannt (Bollodingen; 1266 Bolathingen), die des Romans die Romaninge (Rumendingen; 886 Rumaningun). Wir verweisen auf *Binggeli* (1962), insbesondere auf Karte und Namenliste S. 38/39. Dazu nach freundlicher Mitteilung von Prof. *Rud. Ramseyer:*

Bollodingen: Urspr. Bolathingen, geht ev. auf einen zweigliedrigen altdeutschen Namen zurück: *Bol+hathu (th als engl. th zu lesen). Daraus wird Bolad+Suffix-ingen = Boladingen, Bollodingen. (s. dazu *Förstemann*, Altdt. Namenbuch I, 325 f., 788 ff.)

Rumendingen: 886 Rumaningun. Ev. eine unvollständige Wiedergabe des Namenlautes, da schon anfangs 13. Jhd. Rumodingen. Deshalb ist auch eine Herkunft aus altdeutsch *Hröm+mund+-ingen (*Förstemann* I, 884) zu erwägen.

Thörigen ist als jüngerer, unechter Ingenname zu betrachten, was die Form Toerinen um 1270 deutlich macht (bei den Türen, Töri). Ingen-Dörfer mit wahrscheinlich echtem Ingen-Namen, d.h. mit relativ frühem urkundlichem Beleg, treten nach Karte in *Binggeli*, 1962, nur in der Aare- und Emmeniederung auf (23 Dörfer), gehäuft in den solothurnischen Nachbarregionen Gäu und Wasseramt (17), was an den Rändern von Abb. 15 angedeutet ist. Die Karte von 1962 enthält total 64 Ingen-Namen. Es wird deutlich, dass die Ingen-Dörfer mit nur vier Ausnahmen unter der 500-m-Höhenlinie liegen und heute zumeist grössere Siedelungen darstellen. Als offene Frage bleibt, warum der mittlere Oberaargau ein fast völliges Ingen-Loch darstellt: Bollodingen, erst relativ spät urkundlich bezeugt, ist heute ein kleines Strassen-

Abb. 14: Zeichnung Carl Rechsteiner: Oberbipp. Steilgiebeliges «Alemannenhaus», heute abgebrochen.

dorf. Die weitern liegen alle im Oeschgebiet, an der fliessenden Südwestgrenze des Oberaargaus.

Andrerseits häufen sich ebenso eigentümlich *Ingen-Weiler und -Einzelhöfe* im höhern Oberaargau und am Napfnordrand. Es dürfte sich um unechte Ingenformen einer späteren Besiedelungsphase handeln. Deutlich sticht hervor die vorn besprochene Rodungs-Landschaft zwischen Huttwil und der Wasserscheide Langete–Grüne, wo sich die Siedelungen auf 700 bis 800 m Meereshöhe höchstens zu Weilern entwickelten.

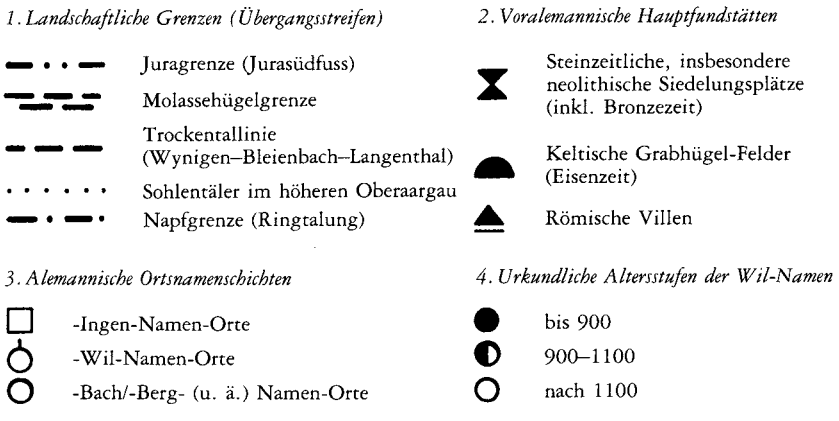
Die Tälerzone des höhern Oberaargaus

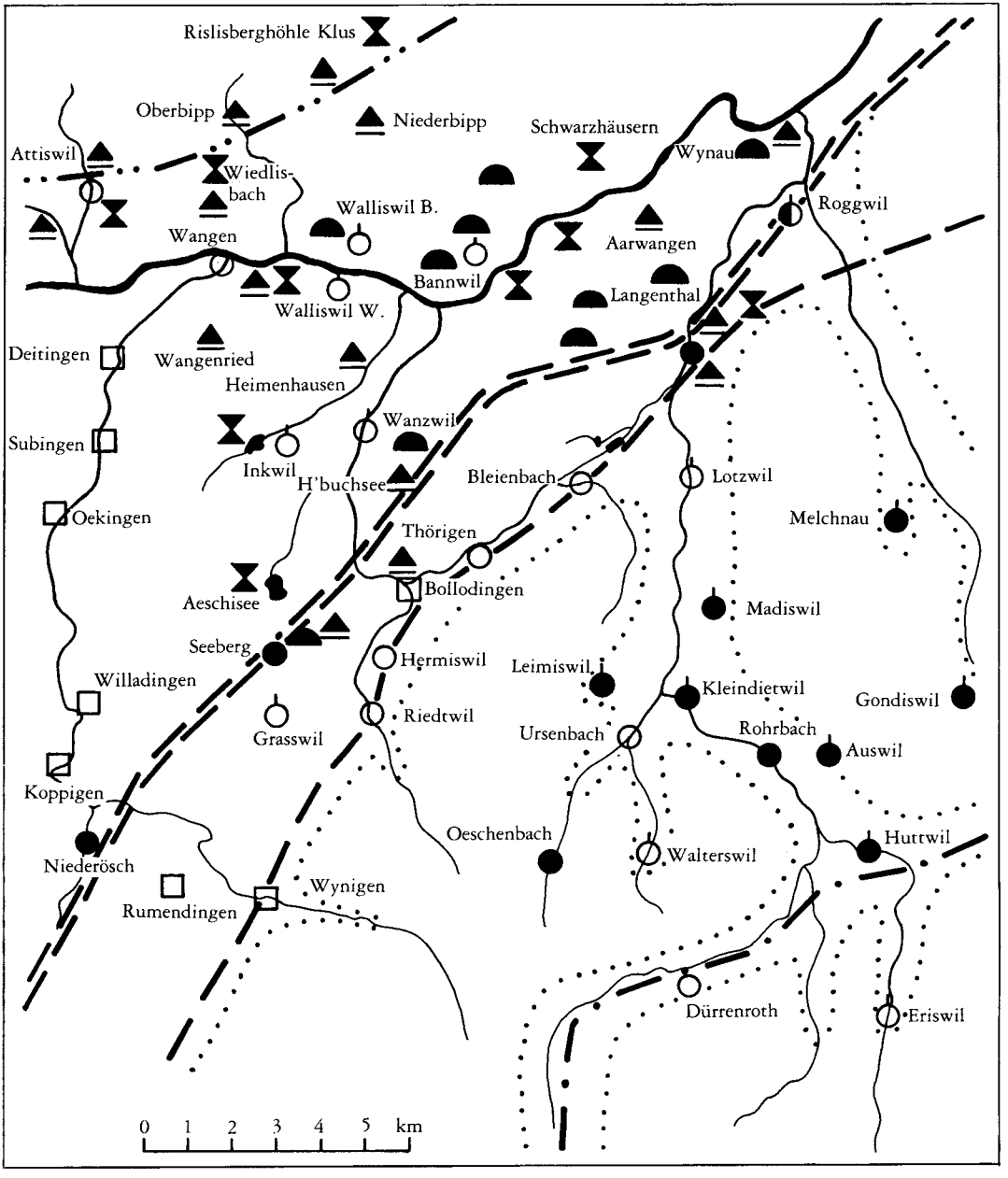
Die grösseren Talzüge, die ins Hügelland des höhern Oberaargaus eingetieft sind, boten ebenfalls noch recht günstige Siedelungsvoraussetzungen bezüg-

lich Klima und Böden. Es betrifft dies die einigermassen breiten Sohlentäler von Oesch, Oenz, Langete und Rot mit Schotterfüllungen eis- und nacheiszeitlicher Schmelzwasserflüsse.

In einer mittelalemannischen Besiedelungs- und Landanbauzeit scheint aus der Niederung der Aare und den Unterlaufgebieten ihrer Zuflüsse eine Ausbreitung in deren höhere Talteile erfolgt zu sein (ca. 7. bis 11. Jahrhundert). Diese Tälerzone, wie der Oberaargau im allgemeinen, sind gekennzeichnet als *Wil-Namenlandschaft*. Auch die Wil-Namen bezeichnen heute zumeist stattliche Dorfsiedelungen, oft Kirchdörfer. Echte Wil-Namen stellen wieder Zusammensetzungen mit altgermanischen Personennamen dar. Im Gegensatz zu den Ingen-Namen der Wanderzeit, worin noch die Siedler selbst zur späteren Ortsbezeichnung Anlass gaben, bezog sich in dieser Epoche der Sesshaftigkeit die Bezeichnung nun direkt auf die Siedelung: Die Häusergruppe, das Dorf des Gundolt, Roco, Hutto, wurde zu Gundoltes-wilare (842), Rocchonwillare (949) und Huttiwilare (886). Die Zahl aller Wil-Namen im Oberaargau beträgt 25. Davon dürfen 14 als ursprüngliche Wil-Orte bezeichnet werden, d.h. solche mit frühen urkundlichen Belegen und einem altgermanischen Personennamen. Darunter besitzen die folgenden Dörfer oder Gemeinden kein frühes urkundliches Zeugnis: Eriswil, Her-

Abb. 15: Karte der Besiedelungszonen im Oberaargau. Historische Grundlagen zu den voralemannischen Phasen nach *Karl H. Flatt* (Briefliche Mitteilung vom Juli 1982). Urkundliche Altersstufen der Wil-Namen nach *P. Zinsli* (1961).




Rislisberghöhle Klus
Oberbipp
Niederbipp
Schwarzhäusern
Wynau
Attiswil
Wiedlis-
bach
Walliswil B.
Roggwil
Wangen
Aarwangen
Bannwil
Walliswil W.
Langenthal
Deitingen
Wangenried
Heimenhausen
Wanzwil
Subingen
Inkwil
H'buchsee
Bleienbach
Lotzwil
Oekingen
Melchnau
Thörigen
Aeschisee
Bollodingen
Madiswil
Seeberg
Hermiswil
Leimiswil
Willadingen
Kleindietwil
Gondiswil
Riedtwil
Grasswil
Ursenbach
Rohrbach
Auswil
Koppigen
Oeschenbach
Huttwil
Niederösch
Walterswil
Wynigen
Rumendingen
Dürrenroth
Eriswil
0 1 2 3 4 5 km

miswil, Riedtwil und Reisiswil (echte Wil-Namen). Vom Rest befinden sich die folgenden Wil-Weiler, und -Einzelhöfe in deutlich ungünstiger Lage der Hügelzone, stellen ev. jüngere Bildungen und/oder unechte Wil-Namen dar: Bittwil (Seeberg), Hinterwil, Rüppiswil, Busswil, Häisiwil (Melchnau), Willershüsere (Ochlenberg), Wil (Rütschelen, Oberönz), und Wilberg (Rohrbach).

Die Hügelzone des höhern Oberaargaus

Hier bestehen von Höhenlage, Klima, Relief und Boden her ungünstigere siedelungsgeografische Verhältnisse. Nachdem aber die guten Ländereien in der Aareniederung und in den grösseren Sohlentälern weithin bevölkert waren, machten sich in einer spätem alemannischen Landnahmezeit, rund vom Jahre 1000 an, junge arbeitswillige Bauern auch in diese «zweitrangigen» Böden auf. Sie sollten es nicht bereuen. Noch in unserer «landwirtschaftsfeindlichen» Zeit bieten die Buchsi- und Langeteberge das Bild einer stattlichen bäuerlichen Landschaft. Eine gewisse Abgelegenheit wird durch Ruhe, Freiheit und eine Grosszahl von Sonnentagen wettgemacht. Wohl sind bereits steile, enge, schattige, feuchte Täler eingetieft, die an die Chräche des nahen Napfgebiets mahnen. Doch auf den Hochflächen der Sandsteinplateaux findet die Landwirtschaft manch günstig geneigten Hang, ja sogar erstaunlich weite Ebenheiten. Die Böden gründen wenig tief, aber ein genügender glazialer Überzug aus der grossen Eiszeit enthält fruchtbare Lehmbestandteile. Die fettglänzenden Pflugschollen dieser Rissböden und später die starken, im Winde silbrig wehenden Fruchthalme zeigen, dass hier oben noch ein gut Teil *Ackerbau* neben der Graswirtschaft möglich ist.

Raum genug ist da oben für eine genügsame Bauernschaft, die sich in entsprechend weit gestreuten Weilern und einzelnen Höfen ansiedelte. Die höhere oberaargauische Hügelzone ist weitgehend eine eigentliche *Weiler-Landschaft*. Die zahlreichen typischen Namen der jüngeren Ingen-Generation wurde vorn besprochen; ebenso die paar Handvoll von Wil-Weilern.

In dieser späten Besiedelungsepoche entstanden Namen vor allem nach Naturmerkmalen und dem menschlichen Wirken in Wald und Flur. Namenkundlich ist der höhere Oberaargau eine *Bach-Berg-Hus-Landschaft.* Eine ganze Reihe von -bach-Bezeichnungen bezieht sich auf Dörfer, Gemeinden oder kleine Talschaften: Bleienbach, Ursenbach, Oeschenbach, Rohrbach, Wyssbach, Mättenbach, Stauffenbach und Fribach. Anders die -berg-Namen:

Ein einziger wird von einem Dorf getragen, Seeberg, ein einziger von einer Gemeinde, Ochlenberg. Die grosse Mehrzahl gehört zu stattlichen Weilern: Friesenberg, Ferrenberg, Lünschberg, Ryschberg, Humberg, Sulzberg, Chabisberg, Ganzenberg, Bützberg (Busswil), Spiegelberg. Wohl an dritte Stelle zu setzen sind die ungemein häufigen -hus-Namen, deren Träger nun zur Hauptsache Einzelhöfe und auch Kleinbauernhäuser sind, was teils der Verkleinerungsform und den kuriosen Bezeichnungen zu entnehmen ist: Waldhus, Althus, Oberhus, Guggershus, Chüejerhus, Cholerhüsli, Spränghüsli, Schinterhüsli.

Als typische Flurnamengruppe sei schliesslich jene der Rodung angeführt: Brand, Sang, Stock, Schlag, Schwendi, Ried und Rüti. Die flurbezogenen Bauernnamen kommen bis heute zur Anwendung, wo indessen jede Schichtung verloren gegangen ist, so dass sozusagen alle Bildungen möglich werden, von Ingen- und Wil-Namen bis hin zu Übernamen und modernen Stilblüten.

Mit der Bach-Berg-Hus-Zeit war im ausgehenden Mittelalter die Besiedelung des Oberaargaus weitgehend abgeschlossen und die heutige Siedelungsverteilung erreicht. Dem 20. Jahrhundert vorbehalten blieb einerseits die landschaftszerstörende Über- und Zersiedelung in den verkehrsgünstigen Tieflagen wie anderseits die siedlungszerstörende Landflucht in den abgelegenen Hügelgebieten. Von allen guten Geistern verlassen zu sein scheinen jene Politiker und Manager, die «flexible Mobilität des modernen Menschen» (lies Lohnverdiener) als quasi zeitgemässes Idealverhalten fordern – glücklicherweise glauben ihnen nur wenige. Gründen doch in Haus und Dorf die hilfreichen Wurzeln des landverbundenen Menschen. Recht vielerorts überlebte ins mobile Zeitalter hinein die Wurzelkraft von Gemeinsinn und dörflicher Geborgenheit. Und sie kam im selben Sinne auch den Siedelungen zugut: Abseits der grossen Strassen blieb manchem Hof und manchem Dorfe sein ehrwürdiger Charakter und sein freundliches Gesicht erhalten.

Anmerkungen und Literatur

Prof. Dr. Rud. J. Ramseyer, Rubigen, sei herzlich gedankt für die Lektüre des Manuskripts und für die Beratung in Fragen von Orts- und Flurnamen. Für Zeichnungsmitarbeit gebührt Dank Christine Oberli und Lukas Jenzer.

Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um Teile des siedelungsgeographischen Kapitels einer in Arbeit befindlichen «Geografie des Oberaargaus», die 1983 von der Jahrbuchvereinigung als Sonderband 3 herausgegeben wird. Darin werden, über die nachstehende Zitierung hinaus, weitere Literaturangaben zu finden sein.

Bieri W. (1974): Erdgeschichtliche und historische Objekte und Stellen in der Gemeinde Langenthal. Langenthaler Heimatblätter.
Binggeli V. (1962): Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau, Jahrb. Ob.
Binggeli V. (1974): Hydrologische Studien im zentralen schweizerischen Alpenvorland, insbesondere im Gebiet der Langete. Beitr. z. Geologie der Schweiz, Hydrologie Nr. 12 Bern.
Binggeli V. u.a. (1981): Langenthal. Forschungsstiftung Langenthal.
Flatt K. H. (1967): Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter I. Jahrb. Ob.
Flatt K. H. (1969): Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Jahrb. Ob. Sonderband 1.
Flatt K. H. (1971): Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter II. Jahrb. Ob.
Flükiger W. (1945): Steinzeitliche Landsiedlungen am Burgäschisee. Jahrb. Bern. Hist. Museum.
Flükiger W. (1964): Die steinzeitl. Siedlung Hintere Burg. Jahrb. f. Sol. Gesch., 37.
Glatthard P. (1977): Ortsnamen zwischen Aare und Saane. Sprache und Dichtung Bd. 22. Bern.
Grosjean G. (1978): Bäuerliche Siedlungs- und Flurformen. In: Atlas der Schweiz, Bern.
Grosjean G. (1960): Kantonaler Karten- und Plankatalog. Bern (KKK).
Gutersohn H. (1968): Geografie der Schweiz, Band III, 1. Bern.
Marti W. (1963): Die ingen- und inghofen-Orte des Oberaargaus. Ms. Bern.
Meyer J. R. (1961): Kleine Geschichte Langenthals. Forschungsstiftung Langenthal.
Mühlethaler H. (1967): Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Wangen a. Aare. Jahrb. Ob.
Ramseyer R. (1977): Orts- und Flurnamen wandern in das Kartenwerk. Berner Schulpraxis.
Rechsteiner C. (1977): Der Oberaargau in den Zeichnungen von C. Rechsteiner. Jahrb. Ob. Sonderband 2.
Schedler R. (1925): Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental. Bern.
Sonderegger S. und Weibel V. (1978): Ortsnamen. In: Atlas der Schweiz. Bern.
Walser H. (1900): Dörfer und Einzelhöfe zwischen Jura und Alpen. Neuj. bl. Lit. Ges. Bern.
Weiss R. (1959): Häuser und Landschaften der Schweiz. Zürich.
Wyss R. (1952): Fürsteiner-Seeberg, eine spätjungpaläolithische Freilandstation. Jb. Schw. Ges. f. Urg., 42.
Zinsli P. (1961): Die Orts- und Flurnamensammlung des Kantons Bern und ihre Probleme. Berner Schulpraxis.
Zinsli P. (1975): Ortsnamen. Strukturen und Schichten in den Siedlungs- und Flurnamen der deutschen Schweiz. Frauenfeld.
Zinsli P. u.a. (1976): Ortsnamenbuch des Kantons Bern I/1 Dokumentation und Deutung (Erster Teil A–F) hg. von Paul Zinsli unter Mitarbeit von Rudolf Ramseyer und Peter Glatthard. Bern

DAS «HAUS VON MADISWIL» IM SCHWEIZERISCHEN FREILICHTMUSEUM BALLENBERG

MAX GSCHWEND

Die Gesamtkonzeption des Freilichtmuseums, erarbeitet aufgrund der wissenschaftlichen Arbeiten der «Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz», sieht Baugruppen aus verschiedenen Regionen der Schweiz vor. In diesen Baugruppen werden unterschiedliche Haustypen, die in diesen Regionen vorkommen, zusammengefasst. So kann man die Vielgestaltigkeit einer Hauslandschaft darstellen und durch entsprechende Gruppierung auch die dort vorhandene Siedlungsform zeigen.

Eine solche Baugruppe bildet das «Berner Mittelland», welche heute schon fast vollständig im Freilichtmuseum zu sehen ist. In dieser Baugruppe steht ein Grossbauernhof aus Ostermundigen, 1797 erbaut, mit Speicher, Stöckli und Feldscheune. Am Berghang begegnet man im Schatten von Bäumen dem einfachen Haus des Taglöhners von 1760. Als weiterer Hof gesellt sich das Kleinbauernhaus von Madiswil mit einem Speicher und einem neu errichteten Sodhaus dazu.

In diesen Höfen unterscheiden sich die Haupthäuser, Wohn- und Wirtschaftsteil umfassend, nicht nur durch ihre Grösse, ihre Dachform und Bedachung, sondern auch durch ihre Konstruktion und Einteilung. Mit der geschickten Auswahl der aufgestellten Objekte können die verschiedenen Elemente, welche die Hausformen im Berner Mittelland kennzeichnen, fast vollständig im Museum gezeigt werden. Ausserdem vermittelt die Zusammenstellung in der Baugruppe Berner Mittelland neben dem ursprünglichen Siedlungscharakter der lockeren Hofsiedlung auch einen Einblick in die frühere soziale und wirtschaftliche Schichtung der Bevölkerung auf dem Lande. Jede Schicht, die Vollbauern, die Kleinbauern und Taglöhner (als die drei wichtigsten Schichten) unterscheiden sich in verschiedener Hinsicht; dies zeigen auch die dazugehörigen Häuser durch ihre unterschiedliche Grösse, Einteilung und Ausstattung.

Dank des grossen Verständnisses des letzten Besitzers, Herrn Ernst Güdel-König, konnte das Schweizerische Freilichtmuseum das «Haus von Madis-

wil», ein typisches Hochstudhaus von 1710 aus dem Oberaargau übernehmen. Es zeigt durch seine Einteilung als Doppelwohnhaus und den für die Mitte des 18. Jahrhunderts geringen Anteil an Land (3¼ Jucharten) des einen Besitzers deutlich, dass es sich um ein Kleinbauernhaus handeln muss. Die beiden Ställe, für jeden Besitzer einen, erlaubten nur das Einstellen von wenig Vieh. Später ergaben sich allerdings mannigfache Änderungen in den Besitzverhältnissen, doch blieb der Charakter des Hauses mit seiner zentralen, von beiden Familien gemeinsam benützten Küche erhalten. Bei der Übernahme durch das Museum waren kaum Veränderungen gegenüber dem Urzustand zu beobachten. Sogar die Rauchküche ohne Kamin funktionierte noch immer.

Baudaten:

1710 an südlicher Haustüre
1709 am Bug östlich der Haustüre
1711 über Kellertüre

Handänderungen:

vor 1735 Bühler Andreas

vor 1753 Schneider Heinrich von Walterswil, erwähnt werden: Haus, Speicher, Hofstatt und Krautgarten.

1753 *Kauf:* ½ Bracher Hans, Seiler, ½ Jucharten, ½ Ofen, ½ Speicher – ½ Bracher Hans, Gerichtsäss, 3¼ Jucharten, ¼ Ofen

1787 *Erbgang:* Bracher Johannes, Landwirt, Bannwart, Gerichtsäss
Erbauskauf vom 23. 12. 1787:
Kund und zu wissen sei hiermit, dass auf das unterm 10. Wintermonat erfolgte seelige Absterben des weiland wohlachtbaren *Johannes Bracher,* des Weibels zu Madiswil, Amts Aarwangen, desselben hinterlassene Kinder, anstatt einer Theilung, folgenden Erbauskauf in bester Form abgeredet, getroffen und beschlossen haben.
Zu Folg dessen tun die Töchteren, so da mit Namen sind: Barbara Bracher, mit ehevögtlichen Handen Salomon Jenzer von Madiswil, Elisabeth Bracher, mit Handen ihres Ehemannes Hans Bienz von Brittnau, Amts Aarburg, Verena Bracher, mit ehevögtlichen Handen Hans Zulliger, Bannwart zu Wyssbach, Gerichts Madiswil, Maria Bracher, mit Handen ihres Ehemannes Ulrich Hasler von Madiswil, sämtliche als *Erbverkäufer* ihrem geliebten

Abb. 1: Das Haus an seinem ursprünglichen Standort, Aufnahme 1968.

Quellenangabe zu Abbildungen: Fotos: Abb. 4 Freilichtmuseum Ballenberg, alle übrigen vom Verfasser. Zeichnungen: Freilichtmuseum Ballenberg.

Bruder, dem wohlehrsamen *Johannes Bracher*, Bannwart und Gerichtsäss zu Madiswil, als *Erbauskäufer*, von nun an eigentümlich abtreten und erbauskaufsweise überlassen, ihre An- und Erbteile von ihres Vaters sel. Verlassenschaft, selbige bestehe in *Haus, Hof, Matt- und Ackerland, Waldung* samt zudienenden Rechten, item hausrechtlichen und anderen Effekten, Schiff und Geschirr, Lebwaar, Heu und Stroh, Gewächs, Summa von der ganzen Verlassenschaft, sie bestehe worin sie immer wolle, nichts ausgenommen noch vorbehalten, als allein was die Erbverkäuferinnen als Anteil an dem vorhandenen Gespünst und Bettzeug, so zwischen den Erben verglichen und verteilt worden, zu ihren Händen bezogen haben, und wird ihm, dem Auskäufer, die ganze Verlassenschaft seines Vaters sel. überlassen, mit allen Rechten, Nutzbarkeiten und Beschwerden wie innegehabt, genutzt und besessen worden.

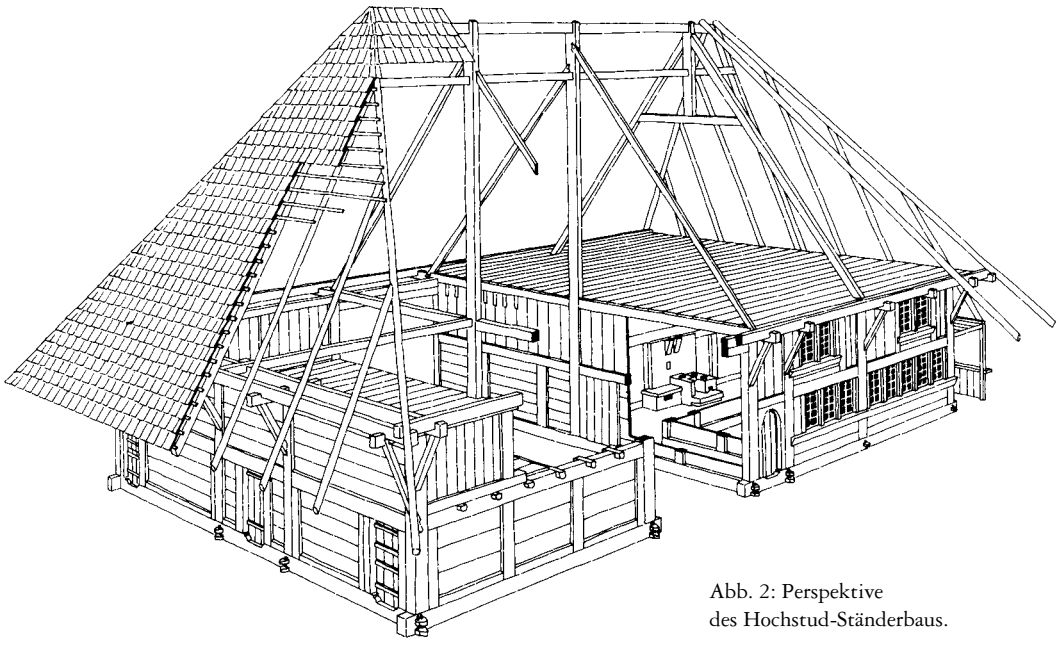


Abb. 2: Perspektive
des Hochstud-Ständerbaus.

(*Quelle:* Amt Aarwangen, Kontrakten-Manual S. 524ff., Grundbuchamt Aarwangen)

Der Auskäufer musste versprechen, sämtliche Schulden zu bezahlen und jeder Verkäuferin 1000 Gulden zu vergüten.

1826 *Abtretung und Teilung:* ½ Bracher Ulrich 2½ Jucharten, – ½ Bracher Samuel 2½ Jucharten.

Johannes Bracher tritt seinen vier Söhnen und drei Töchtern sein Heimwesen ab: Teilung des Hofes unter die beiden minderjährigen Söhne Samuel und Ulrich, einzelne Grundstücke an die erwachsenen Andreas und Johannes, Auszahlung (je 1/7 des Muttergutes) der beiden verheirateten Töchter Elisabeth und Catharina sowie der minderjährigen Anna.

Umfang des Heimwesens:

– Bauernhaus, Speicher, Keller, mit Hofstatt und Garten, 1½ Jucharten
– Neumatt, 3 Maad
– Zelgacker, 5 Jucharten

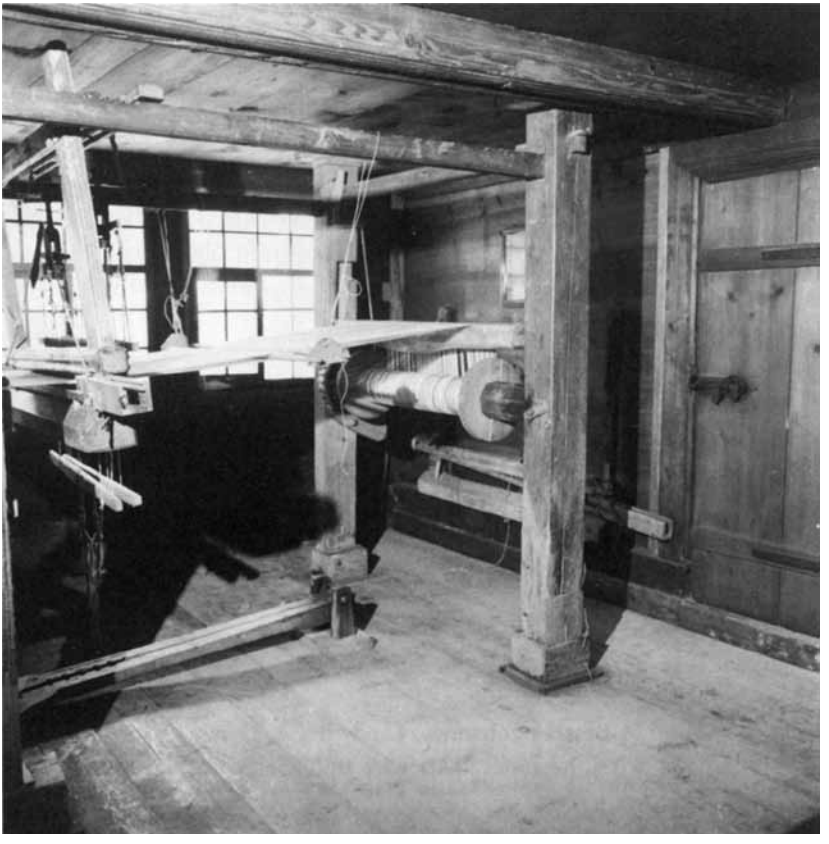


Abb. 3: Der alte Webstuhl in der Kammer des wieder aufgebauten Hauses.

Teilung:
1. Samuel: Die Hälfte des Bauernhauses (Küche soll der First nach unterschlagen werden) und Gartens
– Die Hälfte der Neumatt, 1½ Jucharten
– 1/5 des Zelgackers, 1 Jucharte
2. Ulrich: Die Hälfte des Bauernhauses (Der Abtreter hat darin Wohnrecht) und Gartens
– Keller
– Hofstatt, 1½ Jucharten
– 1/5 des Zelgackers, 1 Jucharte

3. Andreas: Die Hälfte der Neumatt, 1½ Maad
– Speicher, der darauf steht
– 1/5, des Zelgackers, 1 Jucharte
4. Johannes: 2/5 des Zelgackers, 1 Jucharte
Wohnrecht des Abtreters: «… sollen sie dem Vater für seine Wohnung das hintere Stübli, Platz im Gaden darüber sowie in der Küche nebst dem nötigen Hausrat und einem Gartenbeet, lebenslänglich (gestorben 1841) selbst zu nutzen überlassen … gegen Bezahlung eines billigen Zinses, den die ehrbahren Gemeindevorgesetzten bestimmen sollen.»

Quelle: Grundbuchamt Aarwangen.

Bei dieser Teilung ist bemerkenswert, dass die Küche unterteilt werden sollte, damit die beiden Wohnteile getrennt würden. Bei der Übernahme durch das Freilichtmuseum liessen sich jedoch keine Spuren einer solchen Unterteilung feststellen. Vermutlich wurde schliesslich doch darauf verzichtet, den Einbau einer Wand vorzunehmen.

1851/92 In dieser Zeit kamen durch Erbgang und Kauf ca. 1,65 ha Land zusätzlich in den Besitz der beiden Eigentümer

1888 Kauf: ½ Bracher Johannes, Landwirt, 1,35 ha, ½ Speicher
½ Bracher Johannes, Landwirt und Gemeinderat, 3,15 ha, ½ Speicher

1913 *Erbgang und Kauf:*
Bracher Jakob, Landwirt, 7,14 ha, Speicher
Damit gehört das Haus wieder einem Besitzer.
An Liegenschaften werden aufgeführt:

1. Die hintere Hälfte des Wohnhauses mit Scheuerwerk, von Holz erbaut, mit Schindeln gedeckt	
2. Ein gewölbter Keller mit Dach	
3. Ein Haus- und Kellerplatz nebst Baugrube, Garten, Hofstatt und Ackerland	104,67 a
4. Die vordere Hälfte des Wohnhauses mit Scheuerwerk	
5. Hausplatz und Hofstatt	4,28 a
6. Ein Speicher, von Holz erbaut, mit Schindeln gedeckt	
7. Der Speicherplatz	1,98 a

Abb. 4: Ursprünglicher Zustand, Blick gegen den First und den Unterfirst, getragen von zwei Hochstüden, schräg verlaufende Streben.

8.	1 Ackerparzelle «Neumatt»	76,77 a
9.	1 Wiesenparzelle «Neumatt», auf dem Kleinfeldli	77,85 a
10.	1 Ackerparzelle «Scheibenacher», Scheibenfeld	21,51 a
11.	1 Acker- u. Waldparzelle «Löhliacher», Lochenrain	71,64 a
12.	1 Ackerparzelle «Zelgacher», bei der Lochen	28,62 a
13.	1 Ackerparzelle «Zelgacher», ebendort	34,74 a
14.	1 Ackerparzelle «Hunzenacher», Hunzenfeld	80,69 a
15.	1 Wiesenparzelle mit Graben «Bisseggmatte»	54,54 a
16.	1 Wiesenparzelle «Grossmatt»,	41,40 a
17.	1 Ackerparzelle «Eggacher», Eggfeld	41,76 a
18.	1 Waldparzelle im Scheuenbergwald	32,58 a
19.	1 Waldparzelle ebendort	41,78 a
		Total 714,81 a

1957 *Kauf:* Güdel Ernst, Landwirt

1968 *Abtretung* des Gebäudes an das Schweizerische Freilichtmuseum Ballenberg.

Im Oberaargau hatte im 18. Jahrhundert die *Leinenweberei* für die Taglöhner und Kleinbauern eine grosse Bedeutung. Der Ertrag aus diesem Gewerbe, an welchem oftmals die ganze Familie mit Frau und Kindern teilnahm, half vielen Familien mit wenig oder gar keinem Grundbesitz beim Überleben. Die Zählung von 1798 der eidpflichtigen Männer ergab, dass in Madiswil neben 134 Bauern weitere 108 Männer im Textilgewerbe tätig waren. Neben 82 Leinenwebern gab es noch Hechler, Spinner, Tuchmesser, Garnbaucher (Garnfärber), Posamenter (Bandweber), Strumpfweber. Von der grossen Wichtigkeit dieses Gewerbes als Ergänzung einer kleinen Landwirtschaft können wir uns heute nur schwer eine richtige Vorstellung machen. Um diesen Zusammenhang aufzuzeigen, wurde in einer Kammer des Hauses ein Webstuhl aufgestellt, dessen älteste Teile auf das Ende des 18. Jh. zurückgehen. Da aber das «Geschirr» sehr alt ist, laufen die heutigen Garnfäden nicht mehr einwandfrei durch. Der Webstuhl ist wohl aufgezettelt, damit man die Funktion deutlich sieht, aber es wird nicht mehr auf dem Webstuhl gewoben. Vor dem Haus wird stets Flachs angepflanzt und im Herbst findet eine «Brächete» statt.

Das grosse *Haupthaus* ist ein vollständig aus Holz errichteter Ständerbau, dessen Balkenwerk durch Holznägel zusammengehalten wird. Auf einem eichenen Schwellenkranz stehen an den Ecken und in bestimmten Abstän-

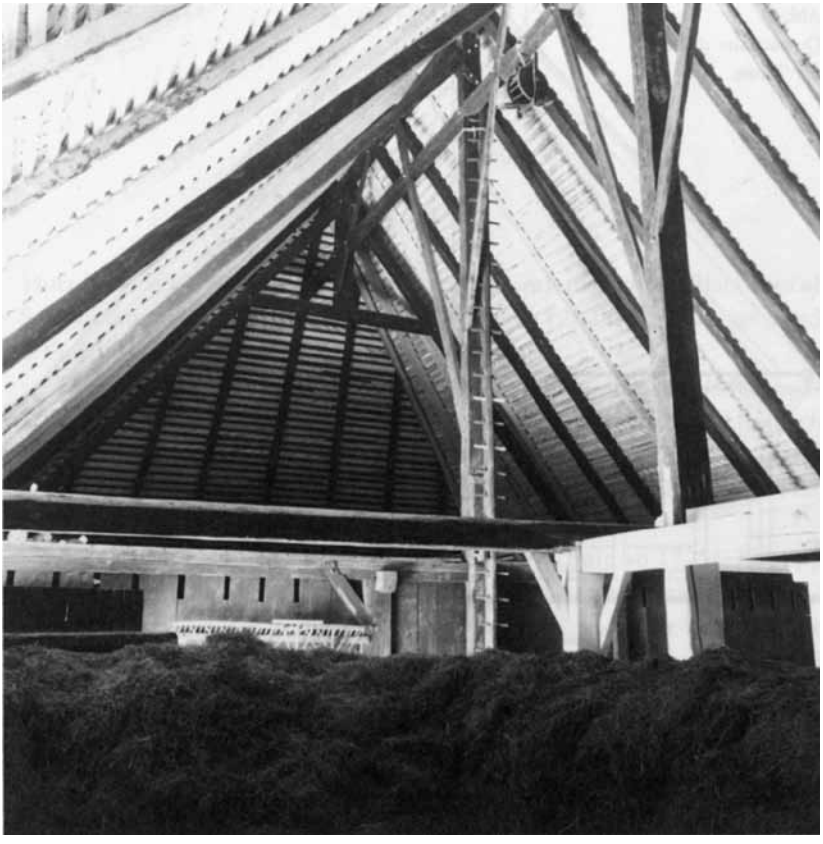


Abb. 5: Blick in den Scheunenraum des wieder aufgebauten Hauses. Hochstüde beidseits des Tenns, eine davon mit Leiterbaum.

den senkrechte Ständer, in welche horizontale Bohlen eingenutet sind. Die Ständer werden oben durch einen umlaufenden Kranz («Ibund») fest verbunden. In der Mitte des Hauses (besonders gut sichtbar beidseits des Tenns) stehen auf den Schwellen aufsitzende, durchgehende «Hochstüde», welche den Firstbalken tragen und an denen die «Leiterbäume» das Aufsteigen auf den Heuboden erleichtern. Ein Unterfirst und quer abgestützte Sperrafen («Scherbaum») sowie Windstreben verstärken das Dachgerüst. Über den Firstbalken sind paarweise die «Rafen» gehängt, welche die Dachlatten und

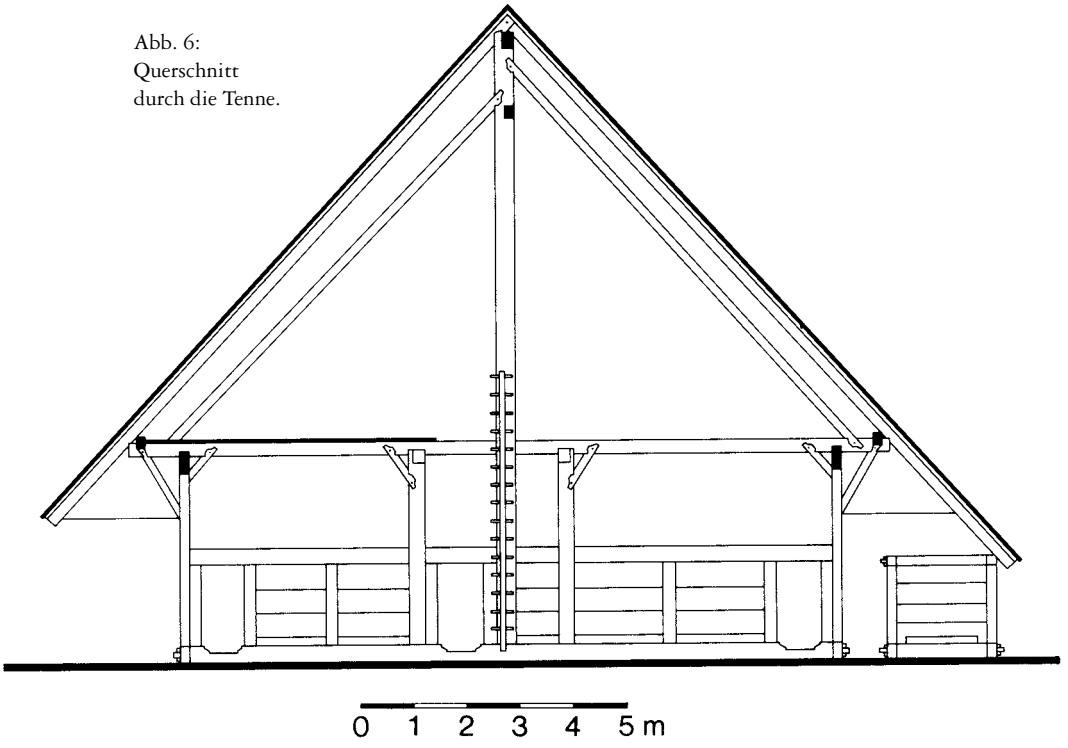


Abb. 6:
Querschnitt
durch die Tenne.

den Dachbelag tragen. Das grosse Walmdach war ursprünglich sicher mit Stroh bedeckt gewesen; zur Zeit der Übernahme durch das Museum trug es Schindeln.

In diesem Haus sind Wohn- und Wirtschaftsteil zu einer Einheit vereinigt. Man spricht daher von einem Vielzweckbau. Er enthält an der südlichen Schmalseite zwei Wohnteile, von denen der westliche etwas kleiner ist als der östliche. Jeder Wohnteil besteht aus einer Stube und einer Kammer («Stübli»). Zwischen den Wohnteilen liegt die grosse, durch zwei Geschosse durchgehende Küche, die von beiden Haushaltungen gemeinsam benützt wurde. Jede Familie hatte jedoch eine eigene Feuerstelle. Die östliche Herdanlage bestand aus einem zweilöcherigen Sandsteinherd. Im Museum wurde aus dem benachbarten Haus Jakob Ammann in Madiswil eine gut erhaltene Herdanlage mit Kochherd, «Buuchherd» (für das Kochen von Viehfutter, Kartoffeln und Wäsche) und grossem Aschenbehälter eingebaut. Die west-

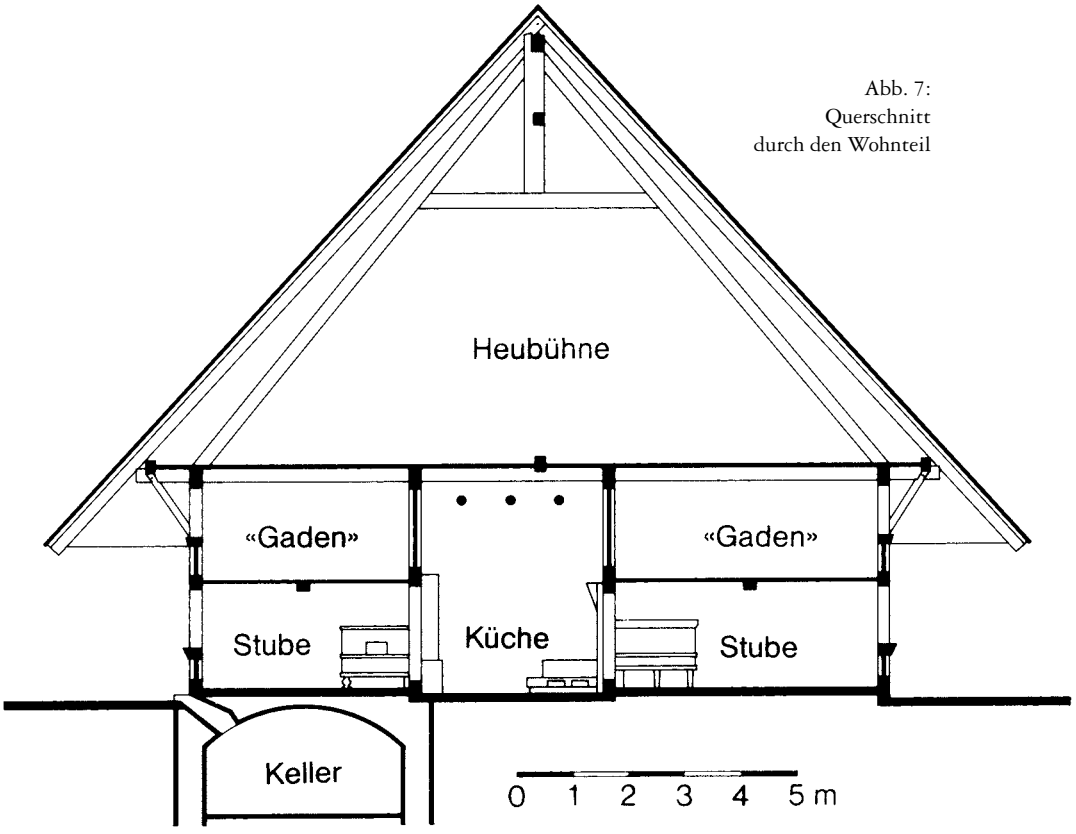


Abb. 7:
Querschnitt
durch den Wohnteil

liche Herdstelle weist einen kleinen eisernen Kochherd auf, wie er im 19. Jahrhundert üblich wurde. Der Rauch beider Feuerstellen zieht durch die Feuerwände, tritt durch Rauchöffnungen wieder heraus und steigt in den oberen Küchenraum, wo sich die Räucherstangen mit dem Rauchfleisch befinden. Es handelt sich demnach um ein Haus mit Rauchküche. Der Rauch entweicht durch Rauchlöcher in der Giebelwand, über den Seitentüren und in der Tennwand ins Innere des Hauses oder ins Freie.

Neben den Herdstellen sehen wir die Heizöffnungen für die Stubenöfen. Quer durch das Haus verläuft ein Gang mit Türen an beiden Traufseiten und einem Zugang zum Tenn. Es wurde uns erzählt, dass nur die Dienstboten den Seiteneingang benützten, der Bauer hingegen betrat die Küche durch den Eingang auf der Giebelseite. In der westlichen Stube konnte das alte, ursprünglich aus diesem Haus stammende Buffet aufgestellt werden, das vor einigen Jahrzehnten verkauft worden war.

Über dem Wohngeschoss liegen die «Gaden», Schlafkammern für Dienstboten und Kinder, Lagerräume für gedroschenes Getreide, Abstellräume und dergleichen. Der Zugang erfolgt auf der Giebelseite durch Aussentreppen und eine kleine Vorlaube.

Im anschliessenden *Wirtschaftsteil* durchquert ein Tenn (Dreschraum) mit gestampftem Lehmboden das Haus. Von hier beförderte man das Heu und die Getreidegarben auf die «Bühne». Die beiden Ställe, zwischen denen ein Futtergang liegt, verlaufen entgegen der üblichen Anordnung in der Längsrichtung des Hauses. Durch Futterlöcher wird aus dem Futtergang den Tieren das Heu vorgelegt. Seitlich unter dem Rafendach befinden sich die Schweineställe ausserhalb des Hauses.

Das Haus ist umgeben von einem hübsch angelegten Kopfsteinpflaster. Vor der südlichen Giebelseite wurde ein typischer Bauerngarten angelegt. Seine barocke Gestaltung und Bepflanzung entspricht den Angaben der Roggwiler Chronik von 1835. Die Beete sind mit Hecken von Buchs eingerahmt, und auf den Wegen liegt Gerberlohe.

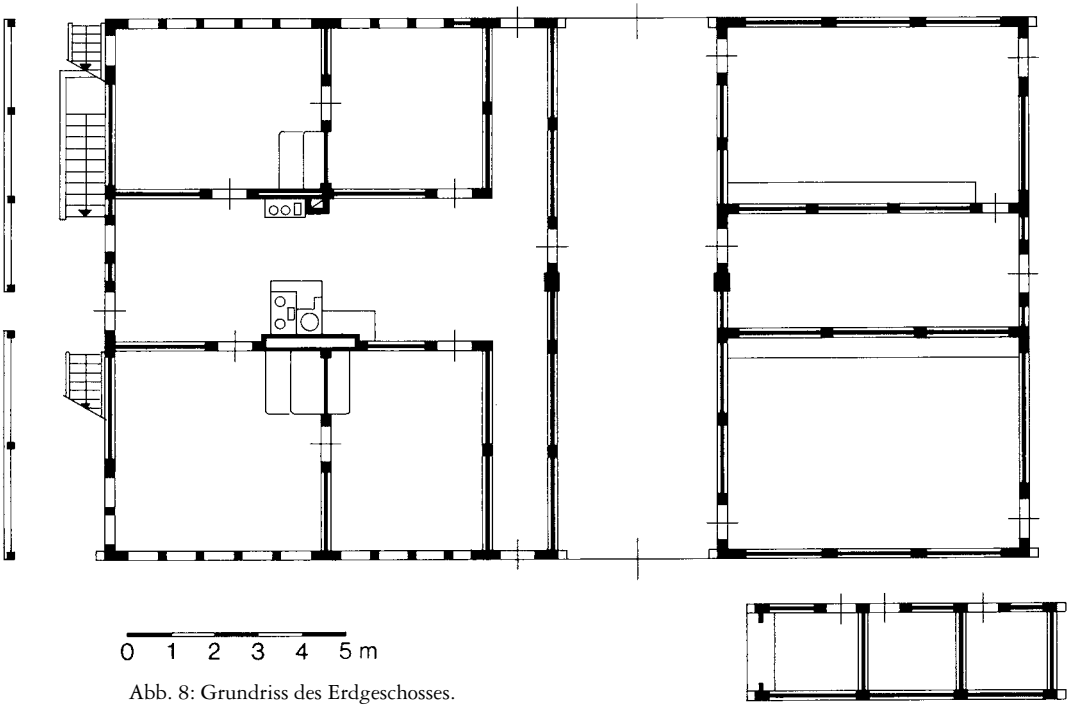


Abb. 8: Grundriss des Erdgeschosses.

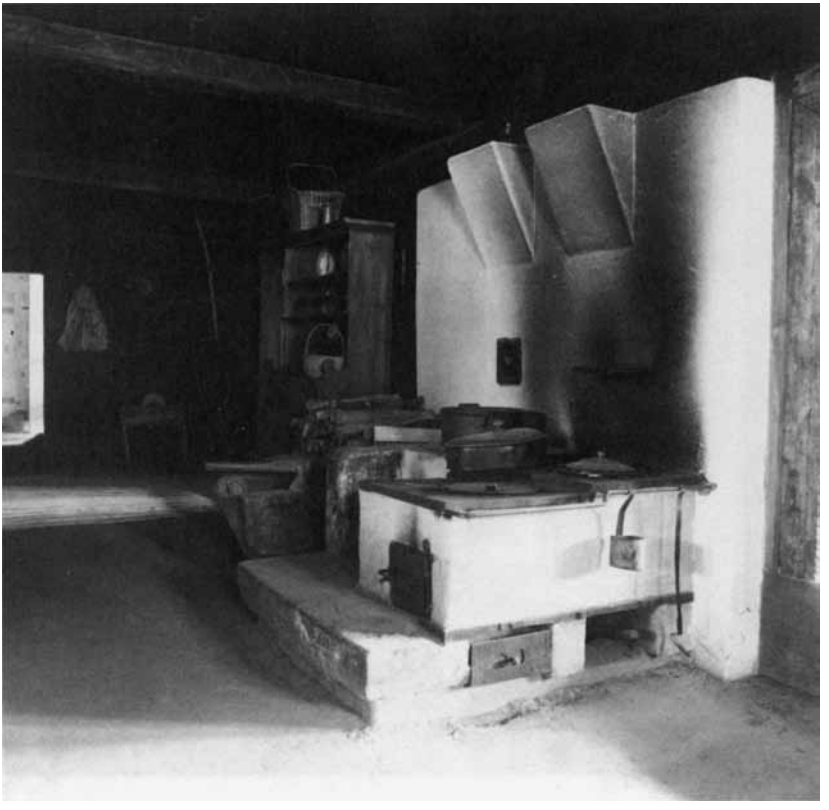


Abb. 9: Grosse Herdanlage in der zentralen Küche.

Übernahme durch das Freilichtmuseum

1968 Vorbesprechungen
Besichtigung und Prüfung durch die Herren Dr. M. Gschwend und Architekt G. Ritschard.
Abschluss eines Übernahmevertrages zwischen dem Eigentümer E. Güdel-König, Landwirt, Madiswil und den Vertretern des Freilichtmuseums am 28. September 1968.
Anträge an die wissenschaftlich-technische Kommission.
Reparatur des Daches

1975 Am 3. Februar 1975 wird der Abbau beschlossen.
Am 9. 6. 1975 Beginn des Abbaus durch A. Amacher AG, Brienz.

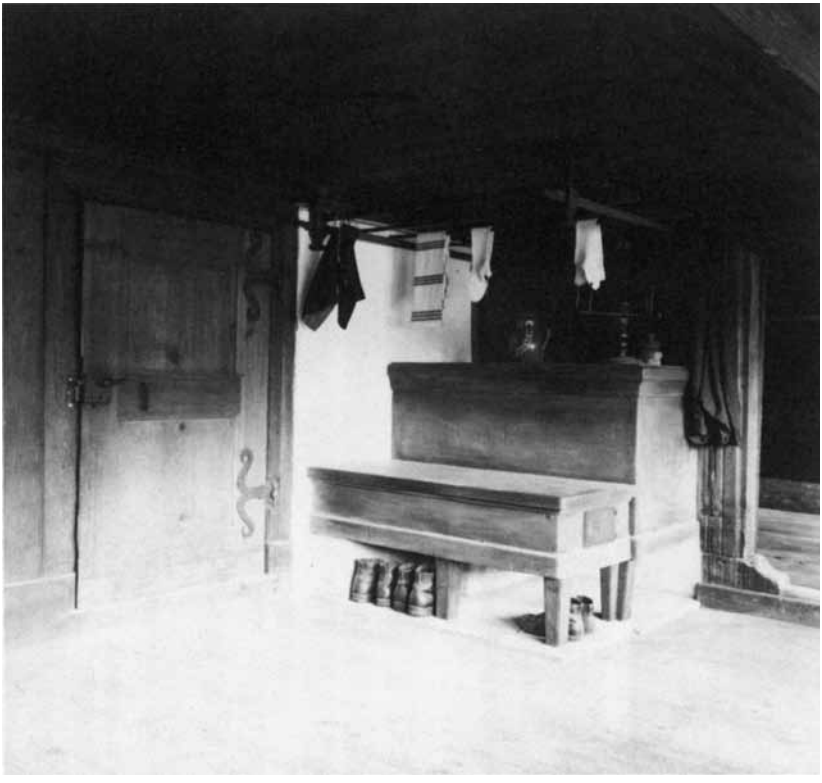


Abb. 10: Stubenofen aus Sandsteinplatten.

Am 30. 6. 1975 wurden die Vorarbeiten für den Wiederaufbau im Freilichtmuseum begonnen.
August 1975 Aufrichte

1976 Einrichtung des Leinenwebstuhls beschlossen am 13. Feb. 1976
April 1976 Abbau des Webstuhls aus dem Haus Schürmatt, Rothenbüel (Heimisbach). Damaliger Besitzer Hansjörg Auer, Basel, früherer Besitzer und Weber Ernst Lüthi (gestorben 1957). Fachmännische Beratung durch Herrn Schütz, Wasen.
Übernahme der Herdanlage aus einem Haus in Madiswil, geschenkt von Ulrich Ammann, Langenthal.

1977 März 1977 Wiederaufbau des Webstuhls im Haus von Madiswil.
April 1977 Anbau der Schweineställe
Mai 1977 Transport der Einrichtungsgegenstände auf den Ballenberg. Sammlung geleitet durch P. Käser, Langenthal.

Abb. 11: Das «Haus von Madiswil», Trauffront und Kopfsteinpflaster.

Donatoren vor allem: Erbengemeinschaft Walder/Grimm, Kirchberg; E. Duppenthaler-Beer, Melchnau; E. Güdel-König, Madiswil; Familie Jordi-Käser, Obersteckholz; P. Käser, Langenthal; O. Ledermann, Madiswil; Familie Morgenthaler, Mättenbach; F. Rindlisbacher, Langenthal; H. Rindlisbacher, Langenthal; W. Schmitz, Langenthal; P. Wyss, Langenthal, sowie verschiedene weitere Donatoren.

Anlage eines Gartens gemäss Unterlagen in Johannes Glur, Roggwiler Chronik, Zofingen 1835

1978 Eröffnung

Abb. 12: Hausecke mit durchgesteckten Schwellen, Fensterbank mit Friesen, Aufnahme am ursprünglichen Standort.

Leitgedanken für den Wiederaufbau im Museum

Das «Haus von Madiswil» soll folgende Gesichtspunkte verwirklichen:
- Hochstud-Rafendachhaus eines Kleinbauern
- Daher in einer Kammer ein Leinenwebstuhl (Madiswil zählte im 18. Jahrhundert zahlreiche Leinenweber)
- Vollwalmdach mit Schindeldeckung (ein Haus mit Strohdach ist in der Baugruppe «zentrales Mittelland» vorgesehen)

Abb. 13: «Haus von Madiswil» im Freilichtmuseum, links Speicher, davor Bauerngarten, rechts Flachsfeld.

– Zentrale Küche mit zwei Feuerstellen, eine als Sandsteinherd
– Stallteil originalgetreu mit neuem Holz errichtet, da Restaurierung nicht mehr in Frage kommt
– Rafen am Fussende mit Eisenklammern abgesichert, zum Schutz bei Föhnstürmen
– Kopfsteinpflaster und Steinplattenbelag in ursprünglichem Charakter
– Es wird nur der Keller unter der Stube erstellt

Wiederauflau im Museum

Gemäss den seinerzeit erstellten Protokollen war das Holz des Wohnteils in relativ gutem Zustand, da die imprägnierende Wirkung des Rauches stark war. Rund 90% des Konstruktionsholzes (Balken, Ständer, Bohlen) konnten verwendet werden, dagegen waren die Eichenschwellen nur zu 50% verwendbar, sie wurden – soweit nötig – durch Altholz ersetzt.

Der Wirtschaftsteil war in so schlechtem Zustand, dass der Wiederaufbau massstabgetreu und mit denselben Schmuckformen, aber mit neuem Holz erfolgte. Bewusst wurde darauf verzichtet, das neue Holz zu behandeln und farblich an das alte Holz anzugleichen. Da es sich um grosse Flächen handelt, ist die Verwendung von hellem, neuem Holz auch für die Besucher nicht störend. Zudem wird das Holz auf natürlichem Weg in den kommenden Jahren nachdunkeln.

Da die Ställe nicht dauernd benützt werden, konnte man auf das Errichten einer Jauchegrube verzichten. Die Schweineställe wurden unter dem heruntergezogenen Dach der Ostseite des Hauses aus neuem Holz erstellt.

URSENBACH

Us der Schuelgschicht

OTTO HOLENWEG

Hütt isch me z Ursebach am Usbou vom Gmeinshuus, wo am Platz vom alte Schuelhuus steit. Es söll uf en erscht Novämber 1982 chönne bezoge wärde; d Gmeinsverwaltig und d Post chöme dri.

Ds alte Schuelhuus – äs isch anno 1825 boue worde – het men im Ougschte 1981 abbroche. Das het mir der Stupf gää, i der Schuelgschicht vo Ursebach z blettere. Derbii han ig i der Armeguetsrächnig vo 1754 bis 1761 e Schuelhuusbourächnig gfunge. Und wil settig Rächnigen us äir Zit rächt sälte sige, söll vo ihre de ou d Reed sii.

Aber voräwägg vernäh mir i der Chilchmeierrächnig vo 1725/1727 öppis über das Schuelhuus, wo vor däm vo 1756 boue worden isch. Mir läse:

> «Wyters, da das Schulhaus verbesseret worden, costs für Laden, Holtz, Kalch, Ziegel, dem schmid, den Zimmerleüthen, dem Maurer und wo die Zimmermannen fertig gsin, ihnen ein Trunck lassen geben; von punkten zu punkten zusammen gerechnet bringt 26 Kronen 2 Kreüzer macht 43 Gulden 5 Batzen 2 Kreützer.
>
> Item dem Müller Hans, das ihme bim schulhus ein Syb, da man Sand gesibt, brechen 2 Batzen und dem Claus Güdel, das ihme ein Sand bänli brechen worden 4 Batzen, zusammen 6 Batzen.»

Das Schuelhuus het anno 1756 usdienet gha; denn het me du es nöis boue und d Chösten i der Armeguetsrächnig verrächnet. Mi het ds Gält halt gnoo, wo nes äben isch gsi.

Vom Dorffescht

Mit em Dorffescht vom 9. u 10. Juli 1960 isch z Ursebach ds nöie Schuelhuus iigweit worde. Es steit uf em früechere Pfrundland, noch bim Fridhof, vom Verchehr äwägg.

I de schöne, heitere Schuelstube hei denn der Ernst Morgenthaler, der Albert Nyffeler und der Arthur Sohm Bilder usgstellt. Der Ernst Morgen-

thaler isch e waschächten Ursebacher gsi, der Albert Nyffeler isch im «Spränghüsli» ufgwachsen und uf em Lünschberg i d Schuel, und der Arthur Sohm isch Bouungernähmer z Wystäge. Ds «Langenthaler Tagblatt» het denn gschribe, dass «die Bildschau von vielen Leuten besucht wurde, die sonst kaum den Weg zu diesen Dingen gewagt und gefunden hätten».

Wo me du ds Dorffest vom Höimonet 1960 vorbereitet het, het mi der Hans Will – er isch denn Gmeinspresidänt gsi – gfrogt, ob ig nid es Theaterstück us der Gschicht vo Ursebach chönnti schriibe. Das hingäge het mi du scho ne chlii i Verlägeheit broocht. Aber schliesslig han ig gseit, ig wöll probiere; es chönn sech aber numen um enes paar Bilder handle, wo von enangeren unabhängig sige. Und do isch mir du d Bouabrächnig vom Schuelhuus vo 1756 kumod choo, wil si guet zu der Schuelhuusiweiig passt het.

Uf em Turnplatz bim alte Schuelhuus isch e grossi Feschthütte mit ere Büni ufgstellt worde. Si isch am Samschtigzoobe bis uf e letscht Platz gfüllt gsi. Ächt wil es grägnet het, und verschideni Waldfescht i ds Wasser gfalle sii?

Doch jetz zum «Schouspil», wo d Rächnigsablaag vom Schuelhuusbou vo 1756 möchti darstelle.

Der Weibel, hütt siege mir der Präsident, der Predikant, drei Vorgesetzti (di «Gmeinröötˮ heisse Johannes, Sämi und Peter), der Landvogt und si Ritchnächt, der Jakob, chömen i däm Theaterli zum Wort. Ort vo der Handlig isch d Wirtshuusstube z Ursebach; d Grichtsstube.

En Aasager het das Spil igleitet.

Ansager: D Rächnigsablag ghört nid zu dene Traktande von ere Gmeindsversammlig, wo men am liebste derbi isch. Und doch möchte mir öich zeige, wi nes so a nere Rächnigsablag vor 200 Johren öppe chönnti gange si. Losit guet, was denn alls zu mene Schuelhuus ghört het, und wi hoch der Staatsbitrag denn isch gsi.

Weibel: So, das wär der erst Teil gsi vo üser Armeguetsrächnig. Der Herr Landvogt isch gäng no nid choo; sötte mir ächt no chli warte, bevor mir witerfahre? Was meinit Dir?

Johannes: Ig hät ghulfe witerfahre! Dä Herr söll sech ou a d Zit ha; z Wangen usse ischt är nöimen alben exakt! Und het är nid verwiche gseit, mi söll albe numen afoo, wenn är zur Zit nid do sig?

Predikant: Der Herr Landvogt ischt dänk uf em Hiiritt versuumt worde. Är het öppe scho gseit, är sigi mängisch fast ds Läbes nid sicher, wenn är

Der Weibel, der Landvogt und zwee Vorgsetzti.

underwägs sig; alles chömm uf ihn zue, für nen allerhand z frage. Ig hätti no chli gwartet, mir wärde mit üser Rächnung immer no fertig.

Sämi: Und ig ha s mit em Hannes; ig hät witergfahre.

Peter: Ig ou.

Weibel: Es macht d Gattig, mi wöll nid uf e Herr Landvogt warte, also, de fahre mir dänk zue.

Ausgaben was Schulhaus Kösten sind:	Kronen	Batzen	Kreuzer
Den 28. Mertz 1754 sind die Ehrenden Vorgesezten zusammen gsin wegen dess neüen Schulhauss; haben 3 Zimmermannen bschickt, ist damahl bim Wihrt verthan worden	2	5	

Johannes: Äbe, so lang isch es scho, 7 Johr, jo eigetli no vil lenger, dass me z Ursebach vo mene nöie Schuelhuus gredt het.

Sämi: Bis es nume so wit isch gsi und me di 3 Zimmermanne het lo choo.

Predikant: Was weit Dir, gut Ding will Weile haben!

	Kronen	Batzen	Kreuzer
Weibel: Ig lise witer i der Rächnig.			
Den 24. Winrermonar 1755 haben die Ehrenden Vorgesetzten das alt Schulhaus wollen versteigeren; hat damals nichts draus geben; bim Wihrt verzehrt	1	2	2
Den 27. dito, das alt Schulhaus versteigeret; damahl bim Wirt verzehrt		8	
Dem Hans Jakob Spychiger, dem Zimmermeister, lauth Verdings sein Lohn zahlt	48		
Peter: Dä het no schön Taglöhn ufgmacht! Weder äbe, mi wird dänk müesse jo und amen säge derzue.			
Sämi: Was wei mir angers! Hingäge hät es mit minger ou too. Fast 50 Chrone isch jo scho chli vil Gält numme für d Zimmerarbeite. Vom Schuelhuus chunnt jo nüt vorume!			
Predikant: Es isch doch für öii Chind! Ig finde, das Gält sigi nid schlächt aagleit. Der Schuelmeister lehrt sen emel läsen und schriibe; o d Fragen us em Chatechismus und d Psalme trüllet är ne rächt guet i. Es isch e Fröid, wie di junge Lütli Bscheid wüsse.			
Johannes: We der Schuelmeister nume nid gäng tät tubaken i der Schuelstube, wenn är zwüschen ichen öppis schnäflet.			
Weibel: Es chöme jetz es paar chliner Pösten i der Rächnig.			
Dem Zimmermeister für 3 versaumte Tagen Holz zu zeichnen per Tag 6 Batzen ist		18	
Item für 1 Tag Schwellen zu sagen, für ihne und die Sagen		8	
2 Dannen überwerchet, zum Bach		6	
Ihm, Zimmermeister, dass er 2 Tag versaumt, Laden zu kaufen, zahlt		15	
Für Gspan und Schwellennägel zu machen		10	
Die Türen bschlagen im neüen Schulhaus, 1½ Tag		9	
Bim Wihrt damahl verzehrt		11	
Ihm Zimmermeister, der Lohn verbesseret	3	5	
Peter: Jetz ou noo!			
Weibel: Denjenigen, so haben holfen aufrichten, für ihre			

	Kronen	Batzen	Kreuzer
Mühe geben, jedem 3 Batzen, deren sind 29 und dem Zimmermann 5 Batzen	3	17	
Den Teken der Lohn, dass sie auf dem neüen Schulhaus deckt, lauth Verdings	9		
Für 45 000 Tachnägel, dem Nagler zu Lotzwyl zahlt	17		
Dem Hans Käser, dass er auf dem alten Schulhaus verbesseret		5	
Dem Hans Flückiger zu Dürrenroth Laden zum Schulhaus zahlt	14	15	
Dem Ulli Maybach zu Waltrigen für Laden zahlt	16	15	
Dem Weibel Leuenberger für Laden zahlt	2		
Von der Schul sagen zu fielen		2	2
Dem Jacob Güdel für Laden zahlt	2	15	
Dem Jacob Speichiger für Laden zahlt	4		
Dem Niclaus Güdel für Laden zahlt	5	12	2
Dem Jörg Fridli für Laden zahlt	3	17	

Johannes: Äbe, Laden und Negel hät me denn sölle ha!

Predikant: Es ganzes Huus brucht halt immer no Rustig!

Weibel: Mir fahre däich witer; der Herr Landvogt wird chuum meh wölle arücke.

Dem Hans Ulli Matheis, dem Lechen Schmid, das er zum Schulhaus gearbeitet, laut seines Roduls zahlt	1	4	3
Denne hab ich versaumt wegen des Schulhaus Laden zu kaufen und nach Langenthal 4 Tag, sezen a		22	2
Dem Claus Wirth, dass er auf dem Stutz gearbeitet, Steinen füren zu machen, und die Maur dem Bach nach, für 18 Tag	3	12	2
Dem Claus Wirth, dass er das Schulhaus undermauret, für 3 Tag für Speis und Lohn		21	
Im Herbstmonath 1758, 59, 60 die Schulöfen bstechen, dem Maurer sein Lohn		8	2
Dem Maurer zu Lotzwyl von dem Schulofen lauth Verdings zahlt	8		
Ihme Maurer Trinckgelt geben		20	
Ihme Maurer noch am Taglohn und dass er Steinen zuchen gethan, zahlt	1	18	2
Dem Claus Dinkelmann für zwo Ofen Blatten zahlt	2	6	

	Kronen	Batzen	Kreuzer
Dem Jacob Schneeberger bir Linden für Sandmutten		6	
Dem Claus Güdel, für Nägel		3	
Dem Cunrad Schneebärger bir Linden für 3 Fuder Steinen		9	
Dem Ziegler zu Langenthal für 200 Kemisteinen und 50 Psetz Blättli	3	8	1
Dem Joseph Jost auf dem Lünisperg, dass er die Pschlecht zum Schulhaus gmacht	6	24	

Johannes: Still, ghört me do nid Ross?

Predikant: Doch, doch, das wird der Herr Landvogt sii!

Johannes: Do muess ig dänk no go Wii reiche?

Weibel: Jo, bring no ne Moss!

Peter: Aber dää Chehr de vom hingere Fass!

Landvogt: Aha, les voilà, da sitze si bi nenandere. Ig bi z Thörige versuumt worde; sit Dir öppe scho bald fertig?

Weibel: Sigit Gottwilche bin is, gnädige Herr Landvogt! Dörfe mir Euch es Glas Wii ischänke? Der Wirt het Uftrag gha, vom Bessere z bringe!

Landvogt: Ig nime ganz gärn en Schluck, für e Stoub abe z schwänke! Vo wäge der Margge, han ig z Ursebach immer no nen guete Tropfen überchoo, und z Wange wird ohnihin nume rächti Waar gländtet!

Predikant: Gsundheit gnädige Herr Landvogt!

Landvogt: Gsundheit Herr Predikant, Gsundheit em Weibel und de Vorgsetzte!
Jetz Weibel Leüenbärger, fahrit nume witer.

Weibel: Mir hei de besser Teel uf der Site. Mir hei halt du einfach müessen afoo und zuefahre.

Landvogt: Scho rächt, ig ha de am Schluss no öppis z säge.

Weibel: Bim Schulhaus das Schweinssteeli zu machen; ihren 3 ein Wuchen, für den Zimmermeister	1	8	
Für die andern zwen	2	5	

Landvogt: Luegt der Schuelmeister o guet zu sine Söili?

Sämi: O gwüss no, letschte Winter han ig ihm ömel e Bravi gmetzget.

Weibel: Dem Schmid für Pschlecht an Kucheschaft ins Schuelhuus zahlt		20	

	Kronen	Batzen	Kreuzer
Dem Schmid für Däfelnägel und Schulsagen zahlt	1	13	
Den 20. Wintermonat 1758: Von Jakob Flückiger auf dem Lünisperg Laden kauft in die Schulstuben, kosten	7		
Den 24. dito dem Zimmermeister für 3 Tag Arbeitslohn, für Speis und Lohn des Tags		5	
Die Dille in der Schulstuben zu machen		15	
Dem Claus Dinkelmann für 3 Läger in die Schulstuben zahlt		15	
Dem Marti Bernhard, das er das Densthöri und Ofenladli im Schulhaus gemacht		5	

Predikant: Bis jetz han ig no nüüt vo Fänster, Tischen und Stüehl ghört! Der Hans Wirth, üse Tischler, wird doch nid öppe vergässe ha, si Rächnung iizreiche?

Johannes: Chuum däich!

Weibel: Heit nid Chummer, Herr Predikant, die Günte si am Schluss ufgfüehrt; ig chume jetz grad derzue.

Dem Sigerist für den Cantzel in die Schulstuben, und für den Kucheschaft zahlt	3	15	
Dem Tischmacher, dass er in der Schulstuben Tisch, Stüehl und Schabellen gmacht	1	23	
Im Wintermonat 58: Dem Hans Wirth, dass er ein Schupladen gemacht under den Cantzel in der Schulstuben und die Schultischen vest gemacht, darnach den Cantzel undersetzt; kost lauth Conten zusammen		22	2
Im Christmonat 59 dem Tischmacher geben, dass er in der Wand in der Schulstuben ein Pfänster gemacht		7	
Dem Sigerist noch Stüehl in die Schulstuben zahlt		12	
Dem Glaser für Pfänster ins Schulhaus	7	20	
Im Christmonat 60 im Schulhaus 4 Scheiben lassen einenmachen		2	2

So, dermit hätti mir s, ig bi ungeruus.

Landvogt: Weibel, wiviil chostet jetz eigentlich öies nöie Schuelhuus?

Weibel: Die Günten all zäme, wo under «Schulhaus Kösten: ufgfüehrt si, machen im ganzen öppe 200 Chronen uus.

Landvogt: 200 Chrone. – Und da dra leisten üsi Gnädige Herre, d Regierung z Bärn, ne Biitrag vo 40 Chronen, also en Füftel.

Weibel: Jo waas, ischt e Biitrag bewilliget worde? Do z Ursebach weis me no nüüt dervo.

Landvogt: Dir chönnit s no gar nid wüsse. Die 40 Chrone si erst chürzlich gsproche worde. Der Zedel isch mit der gestrige Post choo und lit no uf der Landschriberei.

Peter: Ig hät bald gseit, das sig jetz afen es Milchzeiche!

Predikant: O, üsi Gnädige Herre hei sich üs gägenüber immer fründtlich und huldvoll zeigt! Dänkit numen a Biitrag, wo mir a d Wystägestraass überchoo hei, und wo der Zins dervo üsem Armeguet gar grüüselig wohltuet.

Sämi: Jo, es isch eigetlig wohr.

Weibel: Ig möchti der Herr Landvogt bitten, üsne Gnädige Herre z Bärn für dä schön Biitrag rächt härzlich z danke. Mir wärde das Gält guet wüsse z bruuche.

Predikant: Ig schliesse mi em Dank vom Weibel Leüenbärger a und stelle mir vor, dass mir der Dank de no schriftlich wärden abstatte.

Landvogt: Das chönnti villicht nüd schade. Der Biitrag vo 40 Chrone entspricht am ene Durchschnitt, wo hütt Bruuch ischt.

Weibel: Und jetz hätti mir s dänk, wenn niemer meh öppis vorzbringe het.

Landvogt: Jakob, Jakob!

Jakob: Jo, Gnädige Herr Landvogt.

Landvogt: Sattle!

I däm Zämehang isch no z säge, dass me i Hans Friedlis Armeguetsrächnig vo 1754 bis 1761 cha läse:

«D. 5ten Herbstm. 1755 von Weybel Leüwenberger Empfangen, das er von MGHH. Steür zum neüwen Schulhaus bekommen 40 Kronen; auss dem alten Schulhaus gelöst 33 Kronen 10 Batzen» und dass ds Schuelhuus, wo anno 1960 bout worden isch, 585 659 Franke kostet het. Vom Staat het Ursebach denn 243 048 Franke überchoo. Das si 41½ Prozänt.

Näbe der Schuelhuusbourächnig isch mir bim Grüble no mängs angers i d Finger choo, wo n ig drüber jetz no ne chlii wett brichte.

Vo de Schuelmeister und vo der «obere Schuel»

Wil no vor 200 Johre d Chile zur Schuel gluegt het, han ig d Ufzeichnige vom Chorgricht, d Chorgrichtsmanual, und d Chilchmeierrächnigen erläse.

Nume d Chilchhörine und d Burgergmeine si z sälbisch «organisiert» gsii. Iwohnergmeine, wi mir se hütt hei, git es im Bärnbiet erscht sit 1831. Wil me d Schuelmeister scho sinerzit für allergattig Sache bruueht het, möcht ig jetz vo ihnen e chlii brichte.

Do steit im Chorgrichtsmanual:

> «24. Augustii 1671 … er Lismer habe in Wirtshäüseren da und dort den Herren (Pfarrer) verächtlich und spöttisch angezogen, als dass er zu Dürrenroth gesagt: Man heige zu Ursenbach noch dann eine feine ordnung, wann jemand zu begraben seye, so danke der Schulmeister auch etwan ab …»

I de Chilchmeierrächnige steit z läse:

> 1705/1707 «Des Weibels Andres, das er und der Schulmeister zwöimal gan Wangen und vier tag gan Bärn wägen der oberen schul, gäben 6 Gulden 13 Batzen.» (1 Gulden =15 Batzen)
>
> 1717/1719 «Dem Schulmeister, das er nach Bern gsin, lugen wan der Herr predikant kommen wolle, geben 14 Batzen.»
>
> 1733/1735 «Dem Schulmeister für den Kirchen Zenden Urbar abzuschreiben 7 Batzen 2 Kreuzer.» (Urbar = Einkunftsrodel)
>
> 1763 Jänner 19. «Einem hier gewesenen Schulmeister Durss Kilchenmann von Herzogenbuchsi, sonsten ein Urremacher, das er am Kilchen Zeit gehulfen, zahlt 15 Batzen.»

Und für üs Lüt vo 1982 tönt es ganz luschtig, wenn mir vernäh, dass ds Chorgricht vo Walterswil zwe «Sünder» am Schuelmeister vo Ursebach zum «ausfilzen» het lo überbringe. Der eint söll «mit der Ruthen gewaltig gestrichen», der anger «gewaltig geschmeist werden» (anno 1670).

Mir gseh, dass der Schuelmeister offebar über verschideni Regischter verfüegt het. Wiviil het ihm da Näberverdienscht ächt iitreit?

De isch der Schuelmeister mängisch als Züge grüeft worde, wenn e Chouf oder e Tuusch verschribe worden isch; so zum Bispiil anno 1708, wo der Hans Steiner vom Ryschberg si Müli z Ursebach am Samuel Leuenberger, Müller z Tschäppel, gäge ne Bodegülte und 32 000 Pfund vertuuschet het.

Und einisch, wo ne Schuelmeister öppis gmacht het, wo n är nid sölle hät, isch är derwägen i d Chefi choo. Mir läsen im Chorgrichtmanual vom 3. Ougschte 1703:

«Ist in Bysin MhGH. (Meines Gnädigen Herren) Landvogt Gatschets Chorgricht ghalten worden, wegen Uhli Haslibachers, dess alten Schulmeisters im Ritzlimoos; Wylen er dem Hübeli Uhli von Walterswyl, vor 20 Jahren, ein schlimmes büchli gschriben, darinn allerley schlimm Segens- und Zauberstükli, und welches alsobald verbrandt worden; in bysein meiner (des Pfarrers), Andres Güdels und Bernhart Christes. Und ist vom Herr Landvogt stark censuriert worden und zur besserung gemahnt: 2 mahl 24 stundt in gfangenschafft und Herrn Landvogt in d buss erkent worden.»

Scho am Uhli Haslibacher sii Vatter isch Schuelmeister a der «obere Schuel», a der «Walterswylschuel», gsi. Ihri Gschicht het der Hans Käser gründtlich, wi n es sii Art isch gsi, erläse. I sir Heimatkund «Walterswil und Kleinemmental», wo scho anno 1925 ds erschte Mol und ganz chürzlich in ere zwöiten Uflag usechoo isch, schribt är:

«1660 (wohl schon früher) und nachher bis im Sommer 1676 wohnte der Schulmeister im Rützlimoos. Da die Gemeinde noch kein eigenes Schulhaus hatte, wurde die Schule in Schulmeisters Wohnung gehalten. 1675 im Herbst gab es eine neue Landschulordnung, die befahl: ‹Erstlich sollen die Schulen auf dem Land in allen Kirchhörinen an den bequemsten Orten angestellt werden, damit die Kinder von den umliegenden Dörffern und Höfen selbige desto besser besuchen könnind. – Demnach sollen die Gemeinden dahin trachten, dass sie wo möglich eigene Schulhäuser haben.›

Unsere Gemeinde erwählte sich eine kleine Hütte in der Neuweid als Schulhaus. Im Mai 1676 wohnte Schulmeister Haslibacher noch im Rützlimoos. Wohl im selben Sommer zog er in das Schulhaus in der Neuweid. Dies Schulhaus hat seinen Dienst ein volles Jahrhundert getan. 1777 sah sich die Kirchgemeinde Walterswil gemüssigt, ‹wegen der immer zunehmenden Anzahl ihrer Jugend zwey neue Schulhäuser zu erbauen.›

So hatte die Kirchgemeinde nun zwei Schulhäuser, eines in Walterswil neben dem Pfarrhaus, das andere in der Gassen.»

I däm Zämehang läse mir us de vilnen Iträgigen i de Chilchmeierrächnige nume zwo Notize, wo n ig eifach usepickt ha:

1725/1727 «Wyters an den Schul Examen 1726 und 1727 ist den Schulkinden an Gelt und bücheren ausgetheilt worden, und den Vorgesetzten ihr bestimbtes, ist zusammen 25 Gulden 4 Batzen; Item in

die Schul zu Walterswyl, für die oberen Schul Kind für 2 Jahr 2 Gulden 10 Batzen.»

1727/1729 «Item am Schul Examen 1730 und 1731 den Schul Kinden an gelt und für bücher ausgetheilt, wie auch den Schul Kinden in der Walterswilschul, so in hiesige gmein gehören, und den Vorgesetzten ihr bestimbtes; Thut zusamen 28 Gulden 2 Batzen 3 Kreüzer.»

Hei d Schuelching ächt scho denn es Examegält überchoo?

Dass Ursebach der Schuelmeister a der obere Schuel het müesse hälfe bsolde, chöi mir der Chilchmeierrächnig vo 1717/1719, und mänger angere etnäh:

«Der oberen Gemein wegen des schullohns in zweüen Jahren dem Allmusner zurück geben 17 Gulden 4 Batzen 3 Kreüzer.»

Am Huebbärgviertel het Ursebach vo 1709 bis 1747 im Johr durchschnittlich 6 Chronen 11 Batze, das si 10 Gulden 11 Batzen a d Schuelmeisterbsoldig zahlt; das lot sech us de Chilchmeierrächnigen errächne.

Bevor es im Rützlimoos e Schuel gha het, hei d Ching vo Walterswil uf Ursebach i d Schuel müesse; vilicht vor 1650, sicher vor 1632.

Vo ds Schuelmeisters Lohn

Über jede Zuestupf, wo ihnen es «Näbenämtli» iitreit het, si d Schuelmeister sicher grüüsli froh gsi. Was hei si für ne Lohn gha, und wär het se bsoldet? Wil der Schuelmeister us em Chileguet zahlt worden isch, gää nis d Chilchmeierrächnigen ou do drüber Uskunft. Mir läse:

1707/1708 «Den 19. Christmonat 1707 gab ich dem Schulmeister das an dem kilchen Zenden nit gnug, für 10 Mäs Haber 1 Chrone 7 Batzen 2 Chrüzer.»

1725/1727 «Dem Schulmeister in zweyen Jahren, was der usser schullohn und der Kirchenzenden nit hat mögen währen gelt daraufgeben, sambt 2 Gulden für zwo Sommer schulen, ist zusammen 52 Gulden 11 Batzen.»

1729/1731 «Dem Provos, das er in zweyen Jahren den schul- und Sigristenlohn von den Hindersässen yngezogen, zahlt 11 Batzen 2 Chrützer. »

Wenn der Chilezähnt nid greckt het für e Schuelmeister z zahle, so het men offebar mit Gwächs oder Gält noche ghulfe. D Hindersäasse si wohl i der

Gmein gwohnt, si aber nid Burger gsi. Was der Gmeinsweibel vo ihnen iitribe het, isch a Sigerischtelohn und a d Lehrerbsoldig gstoosse worde, und im Summer het me z Ursebach numen a mene Samstig Schuel gha.

I der Rächnig vo 1750/1751 läse mir:

«Dem Schulmeister Jacob Leüenberger d. 26ten Mertz 1751 sein bestirnter lohn zahlt ist 20 Kronen.

D. 20ten Mertz 1752 ihme Schulmeister aber für das jähr 20 Kronen. Gleicher weis dem alten Schulmeister für obige 2 jähr sein geordnetes zahlt, für jedes Jahr 10 Kronen ist 20 Kronen.»

Bi längem het du der Jakob Leüenberger gmerkt, dass di 10 Chrone, wo am alte Schuelmeister im Johr usgrichtet worde sii, eigetlich ihm, am Jakob Leüenberger ghörte. Drum het är vor em Chorgricht klagt.

«1756 sonntag, den 7. 9ber (November) erschiene Jacob Leüenberger, der Schulmeister vor hiesiger Ehrbarkeit und brachte in Gebühr vor, das er den hiesigen Schuldienst, wie er hoffe, zu sattsamer Vermüegen der hiesigen Gemeind versehen. Es schmärze ihn aber nicht wenig, dass der dritte Theil seines SchulEinkommens von einem frömbden, dem alten Schulmeister genutzet, und er hingegen die gantze last der Schul dragen, und also einem anderen sein Brodt verdienen müsse. Halte derowegen bittlich an, dass ihme als einem Burger und armen Mann das gantze SchulEinkommen möge zugesprochen werden.»

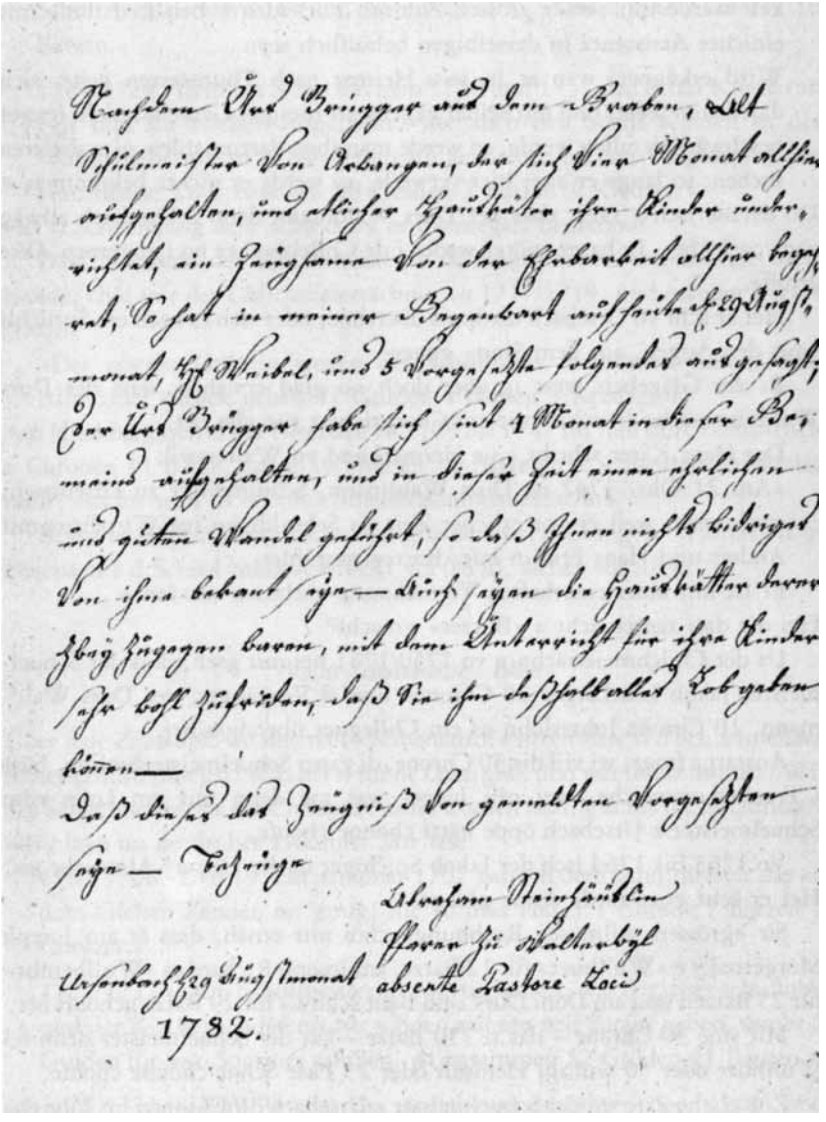
Auf dieses Anbringen des Schulmeisters wurde ohne Widerrede und einhellig erkennt:

«Weilen man mit den Verrichtungen dess Schulmeisters wohl zufrieden, Er ein Burger, und seine sach sehr nöthig habe, und zu diesem widerrächtlich seye, dass das zur schul gelegte Einkommen in keinen stucken könne und möge verkürzet werden, so solle ihme der gantze Schullohn, wie er zu dem Schuldienst gehöre, fürohin gäntzlich zugesprochen, und er in keinen stucken an seinem behörigen Einkommen verkürtzet werden. Der alt Schulmeister aber, der solle nach Thunstetten, als seiner Heimat gewiesen werden.»

Was het der alt Schuelmeister do derzue gseit?

Am 1. April 1757 isch i der Sitzig vom Chorgricht di Gschicht verhandlet worde. Mir läse:

«Erschine der alte Schulmeister Durs Waldmann und hielte an, weil er der Gemeind lange Zeit als Schuelmeister gedienet, so hoffe er, Eine Ehrbar-



Es guets Zügnis.

keit werde mit seiner grossen Armuth mitleiden haben und ihme mit einicher Assistentz in derselbigen behülflich seyn.

Wird erkennet, wan er in sein Heimat nach Thunstetten gehe, sich daselbsten setze, und mit seiner gegenwart hiesiger Gemeind nicht lenger beschwärlich fallen werde, so werde man ihne darzumahlen zu assistieren suchen; so lange er aber hier verweile, so werde er nichts bekommen.»

Do derzue isch z säge, dass der Durs Waldmann denn z Ursebach allwäg zämepackt het. Ig ha ne spöter weder i de Chilebüecher no i angernen Akte atroffe.

Het är acht vo Ursebach no öppis überchoo, oder isch es nach em Sprüchli «aus den Augen, aus dem Sinn» gange?

Bi der Glägeheit wett ig aber doch no grad erwähne, dass der Durs Waldmann scho früecher mit em Chorgricht z tüe gha het.

Der Hans Käser schribt i sir Heimatkund vo Walterswil:

«Am 21. Okt. 1742 ist Durs Waldmann, Schulmeister zu Ursenbach, erschienen, weil er vor etlicher Zeit zu Schmidigen im Wirtshaus mit Andres und Hans Fridlin mit ‹Karten gespihlet›.

Er ist mit einer ernsthaften Vermahnung entlassen worden.»

Hei die drei zämen ächt a «Butzer» gmacht?

Us der Chilchmeierrächnig vo 1750/1751 hei mir gseh, dass der Schuelmeister Jakob Leuebärger 20 Chronen und si Vorgänger, der Durs Waldmann, 10 Chrone Johreslohn us em Chileguet überchoo hei.

Anstatt z froge, wi viil die 30 Chrone, di ganzi Schuelmeisterbsoldig, hütt i Franken usmieche, wei mir luege, was me denn mit em Lohn vom Schuelmeister z Ursebach öppe hätti chönne choufe.

Vo 1763 bis 1764 isch der Jakob Spichiger uf der Hirsere Almosner gsi. Het er ächt guet zu de Arme gluegt?

Sir «grössere Allmosen Rechnung» chöi mir etnäh, dass är am Joseph Morgethaler e «Wullhuet» für 12 Batze, am Joseph Richard es «Wullhembt» für 25 Batzen und am Döni Durs «ein Bahr schuw» für 29 Batze gchouft het.

Mit sine 30 Chrone – das si 750 Batze – hat der Schuelmeister denn 63 Wullhuet oder 30 wulligi Hemmli oder 23 Paar Schue chönne choufe.

Zur gliche Zit, wo det Schuelmeister z Ursebach 30 Chronen im Johr gha het, het men am Sigerist 15 Chronen und am Organist 12 Chronen im Johr gää.

Hütt chönnti e Schuelmeister mit sim Lohn fei e chlii e Schuehandlig uftue.

Ds alte Schuelhuus, wo 1981 abbroche worden isch.

I der Armeguetsrächnig «der drei untern Viertel» isch do derzue no z läse, dass der Schuelmeister Johannes Leuebärger für ds Johr 1777 als «Zins von dem alten Schuelhofstätli» 4 Chronen überchoo het.

Si die 100 Batzen ächt en Art «Naturalie» gsi? No vor 25 Johr het me vo de Naturalie (Wohnig, Land und Holz) oder entsprächendi Entschädigungen – si sii ne Teil vom Lehrerlohn gsii – i de Schuelusschribigen im amtliche Schuelblatt chönne läse. Mit em nöie Lehrerbsoldigsgsetz si d Naturalie im Kanton Bärn vom 1. April 1965 äwägg abgschafft worde.

Schuelunfliiss

Ds Chorgricht het im 18. Johrhundert gäng wider gäge Schuelunfliiss gha z kämpfe. Us ere rächt grosse Anzahl vo Ufzeichnige möcht ig numen es paaren useläse.

«1693 den 13. Januarii sind die ienigen Älteren, welche ihre zur schul aufgeschribene Kinder in dieselbe nit geschickt, so sich meistentheils mit

der Armut, und dass sie dieselben bei Haus zu ihrem behelf bedürftig seiend: Sind gleichwohl dahin gemahnet worden, dass sie auff Gott und das heil ihrer Kinderen sehind, und in der forcht Gottes derselben underweisung ihnen angelegen sein, und im übrigen Gott walten lassind.»

Am 19. Merze 1702 si sibe Familien uffgfüehrt, «die ihre Kind den ganzen Winter niehmahlen dschul geschickt» und acht Huushaltige hei «unfleissig ihre Kind dschul geschickt». Si hei sech etschuldiget; mir läse:

«Sy vermögen nit Kind in schul schicken, sy müessen sy brauchen, darmit sy arbeiten und sich erhalten mögen etc.

Dise, Wyl sy sonsten vielmahl vermanet und gewarnet worden, sind sy dem Herrn Landvogt übergeben worden, und mit guter Censur zu ihrer Schuldigkeit vermant worden.

1757 Jan. 9. Erschinen Abraham Hünig und Clauss Wirth, zwey Haussvätter, weil sie biss dahin ihre Kinder nicht zur schul geschickt; weil man aus ihrer Beantwortung wahrgenommen, dass solches aus Neid und Hass gegen den Schulmeister geschehe, so wurde erkennt, dass sie MeHh. Junker Landvogt sollen verleidet werden, wor sie künftighin ihre Kinder nicht in die schul schicken werden.

1787 d. 14. Januarii Erschinn des Anderes Hessen Frau im Aeschi vor Chorgricht und wurde zur Rede gestossen, warum si ihr Knäbli nicht zur schule schicke, ungeacht schon so vieler liebreicher Ermahnungen an sie ergangen und ernstliche Mittel angewendet worden: Sie bliebe aber bey ihrem hartnäckigen Sinn und schlug es rund aus, dasselbe zur schul zu schicken. Sie hatte auch eine schriftliche Antwort von ihrem kranken Mann eingelegt, die mit dem reden seiner Frau gleichen Inhalts wäre. In Bedenken, dass der Hess bey seinen anhaltenden kränklichen Umständen wahrscheinlich bald sterben werde, hat man die Sache dem Tit. Herren Landvogt so vorgetragen, dass man bey so bewandten Umständen eben nicht aufs schärfste verfahren könnte; wann er aber durch den Tod abgegangen seyn werde, könnte man denn schon mit allem Nachdruck das Kind zu seiner gebühr halten.

Worein unser Tit. Herr Landvogt gewilliget und mir insbesondere noch aufgetragen, unvermerkt zu erfahren, ob das Kind zu Haus auch etwas lerne.»

War ächt ds Buebli nom Tod vom Vatter deheime nid no nötiger gsi, und ob der Pfarrer d Frou Hess im gheime ou würklich kontrolliert het?

Und wenn scho grad vom Landvogt d Reed isch, so man is di folgendi

Ursebach, im Vordergrund ds nöie Schuelhuus vo 1960.

churzi Notiz us em Chorgrichtsmanual zeige, dass är bi der Wahl vom Schuelmeister es gwichtigs Wort het gha z säge.

> «1773 Bey dem Schul Examen hat der Schulmeister von hier seinen Dienst aufgegeben; an dessen Stelle sein Sohn Johannes Leüwenberger getretten und von MhgH. H. Landvogt bestätiget worden.»

Lut der Landschuelornig, wo denn im Bärnbiet gulte het, het ds Chorgricht der Schuelmeister vorgschlage, und der Landvogt het ne müesse bestätige. Erst denn isch der Schuelmeister «gwählt» gsi.

D «Schuelenquete» vo 1799

Der helvetisch Minister Stapfer het ds eidgenössische Schuelwäse gründlich erläse. Er het an alli «Schuelgmeine» en usklüeglete Frogeboge gschickt. D Schuelmeister hei mit däm Böge der Uftrag überchoo, über ihri Schuel z brichte. Us dene Ufzeichnige het der Minister Stapfer gseh, win es um d Schuelmeister öppen isch bstellt gsi.

I sir Dokterarbeit «Die bernische Landschule am Ende des XVIII. Jahrhunderts» (1905) het der Dt. Ernst Schneider ds umfangriiche Material vo der «Stapfersche Schulenquete» beacheret. Für jede helvetische Distrikt het er e Tabälle gmacht, wo alls Mügliche und Unmüglichen über d Schuele seit. I der Tabälle vom Distrikt Langethal isch über Ursebach unger mängem angere z läse, dass d Gmein denn 812 Iwohner gha het, dass im Summer 35 bis 45, im Winter 85 bis 95 Ching i d Schuel gange sii, dass numen all Samstig Summerschuel gha worden isch, dass der 56jährig Schuelmeister Johannes Leuebärger gheisse het, und dass ds Schuelhuus alt und «nicht das dauerhafteste» sig.

Über das, wo z Ursebach i der Schuelstube tribe worden isch, brichtet der Johannes Leuebärger uf em Frogeboge:

> «Die Kinder von 5 bis 8 Jahren lehrnen Buchstabieren und Lesen, während die Älteren die Fragen ins Gedächtnis bringen, die Kinderbibel studieren, um nachher durch Fragen und Antworten sie in Saft und Blut zu verwandeln und auch Geschribnes lesen, gewöhnlich (da nichts anders vorhanden ist) Processchriften, welche eine vortreffliche Nahrung für Kopf und Herz abgeben.»

Am Änd vo däm Bricht steit es iiklammerets Usruefzeiche, wo der Dr. Schneider allwäg sälber gsetzt het. Und i der Gschicht vo der Sekundarschuel Chliidietwil, wo anno 1933 usechoo isch, schribt der Paul Räber: «Über die pädagogische Zweckmässigkeit der Prozessschriften machen wir uns unsere eigenen Gedanken.»

I der Schuel z Ursebach het men aber ou gsunge, gschriben und grächnet, und näbe der Chinderbible si ds Psalmebuech und ds Frogebuech, der Chatechismus, bruucht worde. So läse mir i der Chilchmeierrächnig:

> «Am Examen 1710 in der Schull: den Kinden ausgetheilt und den Chorrichteren und um psalmen bücher und fragen bücher zusamen 5 Kronen 17 Batzen 3 Kreuzer.»

Der Dr. Schneider seit i sim Buech, dass den arme Chind d Schuelbüecher vo der Chilchhöri gää worde sige; hingäge heige se di bhäbigeren Eltere müesse choufe.

Allergattig

Dass d Chilchhöri ds Holz für ds Schuelhuus z heize gliferet het, vernäh mir us em Chorgrichtsmanual:

«1777 Novembris der 9. Da das Schulholz, 9 Fuder, so spath und so ungleich im Werth gelieferet wird, wurden die Ehrenden Niclaus Güdel, Chorrichter, und Joseph Güdel, Bannwart, erwehlt, welche die Fuder, so dem Schulmeister zugeführt werden, schätzen sollen.»

Het ächt e Teil vo de «Liferante» z fescht ghuuset, und het der Schuelmeister ds Schuelholz sälber müesse verrangschiere?

Anno 1906 isch i de «Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde» en Ufsatz publiziert, wo mit «Ein Schulstreit in dem Amte Wangen» überschriben isch. Verfasser isch e Hans Buchmüller; ig gloube, är sig Pfarrer z Huttwil gsi. Was steit i däm Ufsatz z läse?

Oeschebach und Ursebach hei anno 1691 zäme gchääret, wil Oeschebach ohni Erloubnis vo der Regierig e Schuel iigrichtet, e Schuelmeister agstellt und d Ching nümme uf Ursebach i d Schuel gschickt het. Natürlich het du Oeschebach nüt me a d Bsoldig vom Hans Waldmann, em Ursebacher Schuelmeister, zahlt.

Dä Schuelstrit het vil z brichten und z schriibe gää. D Akten über dä «Chrieg» ligen im Staatsarchiv z Bärn und si so interessant, das es eim gluschtet, sälber en Ufsatz drüber z schribe.

Es paar Zahle.

Lut der Chilchmeierrächnig vo 1759 bis 1762 het der Jakob Brand i dene drüne Johre im ganze 1175 Chrone 22 Batze und 2½ Chrützer uusgää. D Schuele, di oberi und di ungeri, si a denen Usgabe mit 161 Chrone und 4 Batze beteiliget. Das si 13,7%. Der Lohn vom Schuelmeister Leuebärger (90 Chrone) macht fascht drei Viertel vo den Usgabe für di ungeri Schuel uus.

Zum Vergliich: D Chilenorgele, wo 1762 als erschti im Oberaargou und zwöiti i der bärnische Landschaft bout worden isch, het mit allem, wo derzue ghört, 215 Chrone gchoschtet.

A ds Änd vo minen Usfüerige möcht ig doch no d Frog stelle, wo ds Schuelhuus vo 1756 ächt gstange sig.

I der Schuelhuusbouabrächnig chöi mir gseh, dass der Chlous Wirth uf em Stutz Steine füre grüblet het, für ne Muur am Bach noo z mache.

Bis anno 1933 isch der Bach diräkt a der Oschtsite vom Schuelhuus noo glüffe. Drum chönnt ou ds Schuelhuus vo 1756 am glichen Ort gstange sii, wi hütt ds Gmeinshuus.

* * *

Wenn es im 18. Johrhundert ou no keis «Schuelgsetz» gää het, so het doch im Bärnbiet e Landschuelornig für d Landschuele bestange. I ihrem Rahme het sech ds Schuelwäsen abgspilt. Drum wärde d Ufzeichnigen über d Schuel i de Chorgrichtsmanualen und i de Chilchmeier- u Armeguetsrächnigen vo angerne Chilchhörinen ähnlich lute wi die vo Ursebach.

Vergliche mit hüt isch d Schuel anno dazumal uf emene töife Niveau gstande. Für ihri Verbesserig het jo der Jeremias Gotthälf i sim «Schuelmeister» kämpft.

Aber eis möcht ig doch ou no säge: Vor 200 Johre hei d Ching – ömel vo der Schuel uus – no derzit gha, Ching z sii.

Leider han ig nienen öppis gfunge, wi d Ching sälber und ou der Schuelmeister sich zur Schuel iigstellt hei. Isch si nen ächt numen es Müesse gsii, oder hei si ou e chlii Fröid gha derbi?

WIE DER OBERAARGAU DEN KLUSERHANDEL ERLEBTE

VOR 350 JAHREN

Prof. Peter Liver
zum 80. Geburtstag!

Karl H. Flatt

Mitten im dreissigjährigen Krieg drohte ein gravierender Zwischenfall in der Klus von Balsthal nicht nur die latenten Spannungen zwischen Solothurn und Bern zur Entladung zu bringen, sondern einen eidgenössischen Bürgerkrieg auszulösen. Der Verlauf der Krise und ihre diplomatischen Weiterungen sind ausreichend bekannt, so dass wir uns mit einer Zusammenfassung begnügen können, um dann die Rolle der Oberaargauer Landvögte in der «clusischen Mordthat» und ihrer Ahndung etwas eingehender darzustellen.

Solothurns und Berns Beziehungen, die mindestens seit dem 13. Jh. bezeugt sind, waren seit jeher mehr durch Rivalität als durch freundliche Partnerschaft gekennzeichnet; nur in Zeiten äusserer Bedrohung und gemeinsamer Interessenlage arbeitete man zusammen. Spannungen ergaben sich insbesondere seit dem späten 14. Jh. bei der Bildung und Abgrenzung der ‹kantonalen› Territorien, wobei Bern machtmässig am längeren Hebelarm sass. So wurden die gemeinsamen Herrschaften Büren-Strassberg schon nach fünf Jahren (1393), die über Bipperamt-Bechburg nach 50 Jahren (1463) geteilt. Bereits 1427 traf man eine Absprache über die Ausburger im Territorium der anderen Stadt, 1451 ein erstes Abkommen über die strittigen Gerichtsrechte in Wasseramt und Bucheggberg; eine weitgehende Bereinigung erfolgte in dieser Sache aber erst im Wynigervertrag von 1665, der u.a. Hermiswil endgültig dem Amt Wangen, Steinhof als Exklave dem Staat Solothurn zuschlug. Die Landmarch zwischen Flumenthal und Attiswil, auch auf den Juraweiden, stand schon 1438 und 1490 zur Diskussion. Weil der Lauf der Aare sich ständig änderte, Land wegriss und anschüttete, Schachen und Inseln entstanden und verschwanden, waren im Gebiet von Flumenthal/Siggermündung und «Bernerschachen» nicht nur 1549, 1576 und 1583 neue Grenzbereinigungen fällig, sondern auch noch im 18. Jh. 1545 verzichtete Solothurn auf den Landstuhl (Hochgericht) am Siggernbach, 1577 auf die gemeinsame Feldfahrt der

Vogteien Bipp und Bechburg im Buchsgau. Kurz nach der Teilung war die Herrschaft Bipp schon 1466/1470 ausgemarcht worden. Im Grenzgebiet von Wangen/Ried und Deitingen/Subingen zogen sich Rechtsstreitigkeiten von 1440 bis 1520 dahin, obwohl die March schon 1467 durch Schiedsgericht des Langenthaler Ammanns festgelegt worden war.[1]

Der Staatsvertrag von 1516 brachte einen Abtausch von Eigenleuten und Gerichtsrechten, derjenige von 1539 den Tausch von Kirchensätzen und die Beilegung des Streites um Zehntrechte der ehemaligen Propstei Herzogenbuchsee im Wasseramt. Zollprivilegien zu Nidau und Büren, zu Wangen und Wiedlisbach, aus der gräflichen Zeit des 13./14. Jh. herrührend, seit dem 17. Jh. vermehrt auch Fragen der Aareschiffahrt und der Aarefähren gaben bis weit ins 18. Jh. hinein zu Diskussionen Anlass. Zahlreiche Konferenzen, zu St. Niklaus (1716), Fraubrunnen (1731), Langenthal (1720, 1738, 1740, 1742), waren nötig, bis 1742 der Durchbruch gelang, eine Ergänzung zum Wynigervertrag und ein neues Schiffahrtsreglement erlassen wurden.[2]

Dass die beiden Stände seit 1528/33 in *Glaubensdingen* verschiedene Wege gingen, erleichterte die gegenseitigen Beziehungen natürlich keineswegs, auch wenn Solothurn angesichts der Nachbarschaft des mächtigen Bern und mit Rücksicht auf die französischen Interessen (Sitz der Ambassade seit 1530) auf eine extrem konfessionelle Politik verzichtete, mehr zum eidgenössischen Ausgleich und zur Milde gegenüber den Untertanen neigte.

Besser als die Untertanen, die oft mit Schmähreden die Leute des Nachbarstandes reizten, mit Sympathie für die Kriegsparteien des Auslandes nicht geizten und – mindestens soweit sie Bauern waren – von der Kriegskonjunktur profitierten, wussten die Regierungen, was auf dem Spiel stand. Der *dreissigjährige Krieg*, der in manchen Landstrichen Deutschlands und Böhmens (relativ) mehr Zivilopfer forderte als der erste und zweite Weltkrieg (!), hatte im Zeichen des Glaubenskampfes begonnen und endete als politischer Machtkampf zwischen Frankreich und dem Kaiser, zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten. Obwohl die Verlockung auch für die eidgenössischen Orte gross war, ihren Glaubensbrüdern im Ausland an die Seite zu treten, behielt doch die Vernunft Oberhand. Gerade die blutigen Wirren in Graubünden wie die ständigen Grenzüberschreitungen zwischen Jura und Bodensee weckten vielmehr in der Schweiz allmählich den Sinn für eine *strengere Neutralitätspraxis* und *gemeinsame «Defensionalanstalten»*.[3]

Dennoch blieben das Misstrauen und die ständige Wachsamkeit zwischen katholischen und reformierten Orten. Als im Mai 1618 der Söldnerführer

Ernst von Mansfeld auf dem Rückmarsch aus dem Dienst des Herzogs von Savoyen in Leuzigen lagerte und sich der Abmarsch verzögerte, befürchteten Freiburg und besonders Solothurn einen Angriff im Einvernehmen mit Bern: ein Feuerschein korrespondiere zwischen Schloss Bipp und Burgdorf; das ganze Bernbiet sei voller Scheiterhaufen für Alarmfeuer. – Im Trunk reizte der Bipperämter Felix Anderegg 1621 den Wirt in der innern Klus, der ihn hierauf einen Späher zieh. Anderegg aber erwiderte, Jesuiten und Kapuziner seien Späher, er aber kein solcher Hundsfott. – Ärgernis erregte zwei Jahre später auch der Lotzwiler Schulmeister Hans Mühlithaler, als er sagte, Maria sei bloss eine Jungfrau wie andere Mägde auch: er wurde drei Tage gefangen gesetzt und musste den Lasterstein küssen. In den vierziger Jahren desavouierte Bern den Aarwanger Lehenmüller Hans Wullschlegel, der den Papst geschmäht hatte, und setzte Leute, die von der dortigen Brücke Kapuziner auf der Durchfahrt im Schiff mit Steinen bewarfen, gefangen.[4]

Der Kluserhandel fiel also in eine Zeit grösster Spannung, militärischer Bereitschaft und Wachsamkeit, konfessioneller Überreizung und politischer Empfindlichkeit unter den eidgenössischen Ständen. 1629 hatte man in Olten einen abtrünnigen Kapuziner zusammen mit einem bernischen Theologen verhaftet. Im September 1632, wenige Tage vor dem Kluserhandel, überfielen nun bernische Untertanen in Bätterkinden den Solothurner Kapuziner-Guardian und seine Begleitung auf der Durchreise.[5]

Der eigentliche Konflikt entzündete sich aber an der Frage eines bernischen *Truppen-Durchmarsches durch die Klus* von Balsthal Richtung Mülhausen. Insgesamt achtmal eilten die evangelischen Orte der verbündeten Stadt im Elsass während des dreissigjährigen Krieges zu Hilfe.[6] Ohne die Bewilligung Solothurns einzuholen, war bereits im März 1632 ein Trupp Berner und Franzosen durch die Klus nordwärts gezogen, um sich – entgegen dem Verbot der Tagsatzung – dem schwedischen Heer anzuschliessen. Auf die Beschwerde Solothurns hin schützte Bern vor, weder Ziel noch Absicht dieses Haufens gekannt zu haben. Solothurn aber gelangte nachträglich in den Besitz eines bernischen Schreibens an den Landvogt von Wangen, worin diesem befohlen wurde, die Reiter «zu Ihrer königl. Majestät in Schweden Dienst geworben» ungehindert passieren zu lassen und ihnen Unterhalt für Mann und Ross zu gewähren! Begreiflich, dass man in der Ambassadorenstadt über dieses Täuschungsmanöver empört war. Bern versprach zwar, künftig um Bewilligung des Durchpasses nachzusuchen, Solothurn aber wies seine Vögte an, die Pässe aufmerksamer als bisher zu bewachen.[7]

Leutnant Hans Stein[8], ein junger, unerfahrener Berner Offizier, erhielt im Herbst 1632 den Befehl, mit 50 Musketieren der Stadt Mülhausen zu Hilfe zu eilen. Am Nachmittag des 16. September erschien er – *ohne Passierschein* – mit 26 Mann am Eingang der Klus, worauf ihn der Vogt von Falkenstein, Urs Brunner, unter Meldung an seine Obrigkeit abwies. Solothurn billigte die Haltung, sperrte alle Pässe vom Hauenstein bis Kienberg und wies den Vogt auf Bechburg an, notfalls seinem Kollegen auf Falkenstein zu Hilfe zu eilen. Bern wurde entsprechend informiert.

Auch am folgenden Tag wurde Leutnant Stein der *Durchpass verweigert,* weil noch keine Bewilligung vorlag. Erst am Abend führte Stein seine Leute nach Niederbipp zurück, nachdem er den Tag – gemütlich – mit dem Falkensteiner Vogt in Balsthal verbracht hatte. Einen Bericht an die Berner Regierung schickte der Leutnant, der offenbar in Wangen logierte, erst am 18. September ab und behauptete darin fälschlicherweise, die Solothurner hätten sechs seiner Soldaten entwaffnet und gefangen genommen.

Bern reagierte heftig: in ultimativer Form fragte man in Solothurn an, ob der Pass nun offen oder gesperrt sei und wies gleichzeitig Lt. Stein an, seinen Weg nun fortzusetzen, da der Pass jetzt wohl geöffnet werde. Solothurn schrieb sofort in diesem Sinn an seinen Vogt; allein *der Brief kam eine Stunde zu spät,* als dass er den blutigen Zusammenstoss noch hätte verhindern können. Vogt Brunner und Leutnant Stein vereinbarten zwar, mit ihren Truppen Distanz zu halten. Unglücklicherweise löste aber die solothurnische Wache einen Alarmschuss aus, der vom Kluserschloss erwidert wurde. Dies nahm der Vogt von Bechburg – stark betrunken – zum Anlass, mit 150 Mann den Bernern nicht nur den Rückmarsch abzuschneiden, sondern seine Leute zum Angriff zu befehlen. Vogt Brunner und Stein geboten dem Gemetzel ohne Erfolg Einhalt. Die 42 Berner «dachten gar nicht an Gegenwehr, sondern suchten ihr Heil in der Flucht; durch die hochgehende Dünnern wollten sie sich anscheinend in die jenseitigen Wälder retten. Nur fünf Mann erreichten dieses Ziel. Einer wurde erschossen, ein zweiter brutal mit Hellebarten und Stöcken zusammengeschlagen, sieben ertranken in der Dünnern, 28 wurden gefangen nach Balsthal abgeführt, mit ihnen auch Lt. Stein. Auf Grund des inzwischen eingetroffenen Ratsbefehls wurden sie freilich anderntags wieder freigelassen.»[8]

Die Untersuchung und die Ahndung des schweren Zwischenfalls zogen sich bis ins Frühjahr 1633 – zeitweise drohte der Bürgerkrieg – und hielten nicht nur die eidgenössischen Orte in Atem, sondern auch den Ambassadeur und

den ausserordentlichen Botschafter Duc de Rohan; ja König Louis XIII selbst mahnte die Streitparteien zum Frieden: «Nous avons eu grand déplaisir d'apprendre ce qui est arrivé entre vous et nos aussy très chers grands amis alliés et confédérés du Canton de Berne au passage de vostre Escluse comme d'un accident qui trouble la tranguilité et l'union qui devroit tousiours estre parmi vous estant si nécessaire pour maintenir vostre liberté dans la conjoncture présente …»[9]

Bern bestand auf unnachsichtiger Bestrafung und wollte nichts von eigenen Fehlern wissen. Solothurn aber befand sich *in einer schwierigen Lage,* waren doch die beiden fehlbaren Vögte Söhne des Schultheissen Johann von Roll und des Venners Werner Brunner. Diese suchten den Streit zur Standessache zu machen, was ohne Zweifel den Krieg bedeutet hätte; sie wurden von den Kapuzinern mit Hetzreden unterstützt. Hingegen hielten Hans Jakob vom Staal und andere besonnene Politiker die Angelegenheit für eine Partikularsache der fehlbaren Vögte.[10]

Es verbesserte Solothurns Lage keineswegs, als es sich verleiten liess, den eidgenössischen Orten eine Ausrede des jungen von Roll – die Berner hätten sich angeschickt, die Klus zu stürmen – für bare Münze zu verkaufen. Angesichts der solothurnischen Rüstung dachte Bern vorerst an einen Rachefeldzug, begnügte sich dann aber mit einem vorsorglichen *Aufgebot der oberaargauischen Miliz.* Von der Schuld der Solothurner überzeugt, forderte es Strafe und Schadenersatz und lehnte ein eidgenössisches Schiedsgericht zur Klärung der Schuldfrage ab. Die Tagsatzung aber bestand darauf, neben den direkt Beteiligten *auch unparteiische Augenzeugen zu befragen*. Am 25. Oktober wurden in Wangen die bernischen Zeugen, an den beiden folgenden Tagen in Balsthal die solothurnischen von den eidgenössischen Gesandten einvernommen, wobei Bestechungsversuche und Zänkereien nicht ausblieben.[11]

Nachdem die *Schuld der Vögte*, insbesondere des Bechburgers, erwiesen war, suspendierte Solothurn diese am 30. Oktober endlich von ihrem Amt und legte die beteiligten Landleute ins Gefängnis. Trotz Versprechen baute es aber die militärische Bereitschaft nicht ab, so dass Bern mit *Lebensmittelsperre und Kriegsvorbereitungen*[12] antwortete. Endlich sah sich Solothurn nach Mitte Dezember gezwungen, die beiden Vögte zu Vermögenskonfiskation und zu Verbannung auf 101 bzw. 6 Jahre zu verurteilen, die Landleute aber zu entlassen.

Bern war von der *schimpflich-milden Sentenz nicht befriedigt,* umso mehr als die Schuldigen sich durch Flucht ins Ausland dem Gerichtsverfahren ent-

zogen hatten. Die Kriegsgefahr – unter Einplanung schwedischer Hilfe für Bern – trieb ihrem Höhepunkt zu. Nur der besondere *Einsatz der eidgenössischen Vermittler,* allen voran offenbar der Basler J. R. Wettstein und Beat Zurlauben von Zug, vermochte schliesslich einen Kompromiss zu erzielen, der Bern zur Öffnung der Pässe, Solothurn zur Bestrafung der Landleute anhielt, die vom Dünnernsteg aus die Berner erschlagen hatten. Am 1. März erging das Urteil, das die drei Hauptbeteiligten auf die Galeeren schickte, die andern mit Landesverweisung, Geldbusse oder Pranger bestrafte. – Eine solothurnische Gesandtschaft mit vom Staal an der Spitze wurde zwar in der Folge in Bern freundlich empfangen, aber ohne *Bluturteil* sollte es nicht abgehen: so schickte denn Solothurn im Frühjahr zwei Bauern von Kestenholz und einen aus Oberbuchsiten aufs Schafott, indes man Adam Zeltner von der Schälismühle in Niederbuchsiten freisprach. Ihn sollte erst 20 Jahre später das Schicksal ereilen, als er im Bauernkrieg wider Willen seiner Obrigkeit von einem eidgenössischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurde.[13]

*

Von besonderem Interesse sind für uns die *Kriegspläne*, die Bern im Zusammenhang mit dem Kluserhandel entwarf: drei Tage bevor die eidgenössischen Gesandten in Wangen zur Kundschaftsaufnahme eintrafen, fand in Zofingen auf Befehl von Schultheiss und Rat eine Konferenz der Amtleute und «Kriegsoffiziere» von Ober- und Unteraargau statt, die unter Vorsitz von Oberst Hans Ludwig von Erlach von Kastelen die Beschirmung dieser Region «bei diesen Trubseligen und gefährlichen Zeiten» beraten sollte. Neben sieben Landvögten waren auch die Twingherren Effinger von Wildegg und Hallwil von Schafisheim sowie Vertreter der vier Aargauer Städte anwesend.

Man stellte u.a. fest, dass zur Anführung des unerfahrenen Landvolks 3000–4000 Mann zu Fuss und 500–600 Reiter gutes *fremdes Volk* zu werben seien; das *Reisgeld* (Kriegschatz) müsse vermehrt werden, die Schlösser an der mutmasslichen Front mit *Mehl und Munition* versehen werden, wobei es im Unteraargau an Pulvermachern mangle. Die *Lärmplätze* (Alarm- oder Besammlungsorte) wollte man wie bisher belassen, die *Wachtfeuer* auf der Ramsfluh bei Bipp, auf dem Bonisberg im Amt Wangen und auf der Höhe ob dem Dorf Aarwangen aufstellen.»[14]

Am schwierigsten seien die weitläufigen und offenen *Grenzen* gegen Luzern und das Freiamt zu verteidigen, wozu Kavallerie dienlich wäre. Mit

einer Schanze bei Erlinsbach könnte man die Herrschaften Schenkenberg und Biberstein schützen. Die Fährschiffe in Windisch und Stilli, in Koblenz und Zurzach wären in Sicherheit zu bringen. Leicht zu verbrennen sei die Brücke von Olten; damit nähme man dem Feind die Verbindung nach Luzern. Durch eine gute Feldschanze diesseits der Aare vermöchte man die Stadt Solothurn zu blockieren.

Eine Garnison sei für *Schloss Bipp* nötig. Falls man *Wiedlisbach* ebenfalls besetzen wolle, müssten die Befestigungen verbessert werden; sonst seien die Truppen nach Wangen und Aarwangen zurückzuziehen. Deren Brücken müssten auf dem Nordufer mit einem guten Vorwerk gesichert werden, damit der Feind sie weder abbrechen noch verbrennen könne. Wangen sei mit Pallisaden besser zu verwahren und über die Aare eine eiserne Kette zu spannen, um feindliche Schiffe aufzuhalten.[15]

Die meisten dieser Punkte wurden dann in den *Operationsplan* aufgenommen, den der Kriegsrat im Auftrag des Grossen Rates am 5. Januar entwarf: es wurden hier nicht nur Verteidigungsmassnahmen für den Fall eines solothurnischen Angriffs vorgesehen, sondern, falls ein Überraschungsangriff (Anschlag) scheiterte, ein Offensivkrieg geplant. Dafür wären 7000–8000 Mann aus den Regimentern Stadt, Oberland und Oberaargau nötig, allenfalls auch 4000 Freiwillige und der Rest Auszüger, überdies 300 geworbene *schwedische Reiter*. Meister Valentin Friedrich habe im Zeughaus 7 grössere und 2 mindere Stuck (Artillerie) mit je 100 Schuss sowie Mörser für Granaten bereitzustellen. Mit Schiffen von den Oberländerseen wären diese nach Aarberg und Büren zu verlegen. Zur *Belagerung von Solothurn* wollte man ob und unterhalb der Stadt eine Brücke schlagen und einen Entlastungsangriff Richtung Klus führen. – Zum Glück blieben die Plane Papier![16]

*

Da Solothurn für die gesamten *Kosten* aufzukommen hatte, wies Bern die oberaargauischen Landvögte an, über ihre Unkosten «des mörderischen und clausischen wesens halb» genaue Rechnung zu stellen. Ergänzt durch die normalen Landvogteirechnungen und diejenige des Burgermeisters Fridli Hartmann von Wangen ergeben sie zahlreiche wertvolle Einzelheiten und Einblicke, wie man in unserer Region das unruhige Halbjahr erlebte.[17]

Am ruhigsten hatte es Landvogt Abraham von Werdt in *Aarwangen*: durch Meister Ulrich Andres und seinen Knecht liess er 36 Tage lang Schloss

und Graben ausbessern. Der Meister erhielt 7 Batzen, der Knecht 5 als Taglohn. Fünf Monate lang hielten 16 Mann aus der Landvogtei bei Schloss und Brücke Wacht; den Wachtmeister verpflegte der Landvogt an seinem Tisch und gab ihm monatlich 3 Kronen Sold. Vermehrten Aufwand verursachten natürlich auch Postgelder und Botenlöhne.

Hans Jakob Binder auf *Bipp* hatte mehr zu tun: für die Wache liess er hinter dem Schloss «von der grusamen kalten lüften, auch ungestüme des Wetters» ein Wachthüsli bauen, während der Zimmermann von Bannwil Schutzvorrichtungen am Schloss anbrachte. Der Büchsenschmied von Wiedlisbach putzte die 10 Musketen, die auf der Schloss-Letzi gebraucht wurden. – Die Hauptwache stand in *Niederbipp*, nachts an die 90 Leute, angeführt von zwei Rottmeistern mit einem Monatssold von 2 Kronen. Ihnen lieferte man 13 Zündstricke, während sie – wie die oberen Gemeinden – Pulver, Blei und Lunten selbst beschafften und dann Rechnung stellten. Je eine Wachmannschaft unter einem Wachtmeister stand auch in Attiswil und Wiedlisbach. – Vergeblich warteten 30 Landleute nachts auf der Schmiedenmatt, ob sie die fehlbaren Vögte von Bechburg und Falkenstein bei ihrem Ritt nach Solothurn abfangen könnten. Ein Trunk war ihr Lohn.

Offenbar schon vor dem Kluserhandel war der Weibel von Oensingen im Wirtshaus von Wiedlisbach verhaftet worden. Sechs Wochen musste man ihn speisen und examinieren, sein Pferd neu beschlagen und füttern, bevor der Weibel von vier Mann ins Seilerspital nach Bern überführt wurde. – Auf Befehl der Venner wurde der Solothurner Müntschi eingeladen, um ihn auszuhorchen. Ein Vertrauter des Landvogts, der alte Schlossergeselle Philipp, der ein Jahr lang in Oensingen gearbeitet hatte, brachte in Erfahrung, welche drei Bauern auf dem Dünnernsteg die Berner ermordet hatten. Nach einem der Toten, Heinrich Breit, musste man im Gäu längere Zeit suchen; vier Gerichtsgeschworene identifizierten den Leichnam, worauf man ihn mit dem Wagen holen und mit «Lynlachen und zwei Handtzwecheln ordentlich böumen» liess. Das Begräbnis kostete 13½ Pfund. Endlich hatte der Landvogt zwei Verwundete nach *Wangen* bringen zu lassen.

Dort war das Hauptquartier zur Erledigung des Kluserhandels. In einem ersten Schreiben berichtete Leutnant Stein am 22. September über das Unglück nach Bern, beklagte die Toten und die 28 in Balsthal Gefangenen (inkl. drei Verwundete); der Rest sei nun in Wangen ohne Wehr und Geld. Noch gleichen Tags traf *Venner Hans Rudolf Willading* in Wangen ein und nahm das Heft in die Hand. Er meldete gute Wachtbereitschaft, nahm bis nachts um

2 Uhr bei Leutnant Stein, 7 Soldaten und 7 unparteiischen Augenzeugen[18] *Kundschaft* auf und fragte, ob die 33 Überlebenden nach ihrer Ankunft aus Balsthal in Wangen bleiben sollten. Willading wurde von *Landvogt Hans Georg Imhof* und später auch von Venner Frischherz assistiert.

Der Landvogt organisierte den Wachtdienst, das Boten- und Kundschaftswesen. Er hielt vom 21. September bis 17. Februar eine *Besatzung von 50 Mann*, die er allmählich bis auf 7 Mann reduzieren konnte. Das Kader verpflegte er an seinem Tisch, während die Soldaten täglich 5 Batzen Sold erhielten. Auch Leutnant Stein blieb bis zum 20. November mit seinen Leuten in der Gegend stationiert. Die Toten wurden, mit Ausnahme von Heinrich Breit, hier zu Grabe getragen. Besonderer Fürsorge bedurften *die 7 Verwundeten;* auch Stein hatte eine Verwundung davon getragen; überdies klagte er, ein Urs Clauser aus Ostermundigen habe ihn in Wiedlisbach geschlagen und ab dem Pferd ziehen wollen.

Die *ärztliche Versorgung* oblag dem Schärer von Wiedlisbach, der 15 Wochen lang täglich nach Wangen kam und für 50 Kronen Rechnung stellte. Da «etliche dergestalten verletzt, dz mans einem Schärer nit wohl vertruwen khönnen», wurde auch Meister Daniel Schüpfer von Langenthal beigezogen. Er oder sein Knecht kamen 9 Wochen lang täglich nach Wangen, wofür sie 25 Kronen forderten. Für die Verwundeten wurde ein besonderes Haus gemietet, eine Frau besorgte die Wäsche und das Wischen; der Kronenwirt lieferte die «Geliger» und die Verpflegung.

Endlich hatte der Landvogt die *eidgenössischen Ehrengesandten* zu beherbergen, die lieber hier als auf Bipp logieren wollten. Er habe «von ehren wegen den Heren Ehrengsandten myner herren hus nit vorhalten khönnen» und einige Tage 30 bis 40 Personen samt 23 Pferden verpflegt, meldete er nach Bern. Wie die Wachtmannschaften aus dem Kreis der Untertanen stellte er die Entschädigung der Obrigkeit anheim und wies auf den guten Willen «zuo Ihr gnh. Diensten, zur Wohlfahrt des geliepten Vatterlandts und ihrer selbs eignen beschützung» hin.

Wer aber waren diese Ehrengesandten, denen auch der Vogt von Bipp auf dem Durchritt nach KIus einen Ehrentrunk spendierte und durch die Niederbipper Wache die Waffen präsentieren liess?[19] Aus *Luzern* war es der stillstehende Schultheiss, Hauptmann Jost Bircher († 1645), seit 1624 Mitglied der Regierung, Stadthauptmann, zeitweise Oberst in französischen Diensten, Gesandter zum Papst; er bot dem Kaiser die Durchführung des Restitutionsedikts (Rekatholisierung) in der Schweiz an. – Der *Freiburger* Peter Heinrich,

aus einer Glasmalerfamilie, war 1616 in die Regierung gekommen, amtete 1625–1628 als Bürgermeister, von 1630 bis zu seinem Tod als Seckelmeister. Auch er stand zeitweise in französischen Diensten als Hauptmann im Regiment des Solothurner Obersten Greder. – Das Gleiche gilt für den *Zuger* Beat Zurlauben (1597–1663), der als gebildeter und beredter Diplomat galt, den Luzernern im Bauernkrieg unschätzbare Vermittlerdienste leistete und als Landammann 1632–1635 und 1641–1644 an der Spitze von Zug stand. – Unter den Reformierten findet sich ähnliche Prominenz: einmal der um den Westfälischen Frieden verdiente *Johann Rudolf Wettstein* (1594–1666), seit 1635 Oberstzunftmeister, ab 1645 Bürgermeister von Basel. – Sein Freund und Korrespondenzpartner war der *Schaffhauser* Stadtschreiber Dr. iur. Hans Jakob Ziegler (1587–1656), auch er ein angesehener Diplomat, der 1641 zum Seckelmeister, 1645 zum Bürgermeister aufstieg. – Endlich ist der *Zürcher* Salomon Hirzel (1580–1652) zu nennen, der als hervorragendster Vertreter seines Geschlechtes galt. Er trat 1620 sein Wolltuchgeschäft den Söhnen ab, um sich ganz der Politik zu widmen: bereits 1612 Zunftmeister, machte er rasche Karriere, stieg zum Bauherrn, 1626 zum Seckelmeister und Oberstleutnant, 1637 zum Bürgermeister auf. In seiner Vaterstadt veranlasste er die neue Stadtbefestigung. Hirzel nahm an über 200 eidgenössischen Tagsatzungen teil und machte sich 1638/1641 als Vermittler bei den Ständen Glarus und Bern einen Namen.

Schliesslich stellten auch Seckelmeister Lerber und die Venner Frischherz und Willading Rechnung für all ihre Verrichtungen in Wangen, ihre Reisen im Zusammenhang mit dem Kluserhandel, für die *Entschädigung der Hinterbliebenen und Verwundeten* und die Gratifikation der Landvögte. Der Maler Sebastian Marchstein hinterliess eine Witwe und vier unmündige Kinder, die mit 500 Kronen abgefunden wurden. Die beiden Söhnlein des Zieglers Bendicht Bellmund erhielten 430 Kronen, Hans Breits sel. Witwe samt Tochter und Sohn 200 Kronen. Umgekommen war auch der Bruder des Weibels Heinrich Seeberger von Wangen, ein redlicher lediger Jüngling; den Verwandten richtete man 30 Kronen für den Verlust seiner Kleider und Barschaft aus. – Hans Bodegg von Milden (Moudon) wurde für zwei Stichwunden in Rücken und linken Arm entschädigt, Hans Jakob Zülli, weil er übel geschlagen worden, der Zürcher Hans Heinrich Maller für den Verlust seiner Kleider. Endlich bedurfte der Strassburger Steinhauer Hans Cunrad Sepich einen Monat der Pflege des Inselschärers für seinen entzweigehauenen rechten Arm. Auch er hatte seine Kleider eingebüsst.

Der Zusammenzug der Kosten ergibt folgendes Bild:

		Kronen	*Batzen*	*Kreuzer*
Rechnung Seckelmeister und Venner		2176	15	3
Zu Wangen aufgelaufene Kosten		1798	22	2
Spesen Landvogt	373/22/2			
Gratifikation Landvogt	350			
Garnisonswache	350			
Sold Lt Stein und Mannschaft für 9 Wochen	725			
Spesen Landvogt Bipp		212	17	–
Spesen und Gratifikation Landvogt Aarwangen		39	15	–
Rechnung Seilerspital Bern		114	–	–
	Total:	4441	20	1

Solothurn stellte man Rechnung für 6000 Kronen, erhielt aber schliesslich bloss deren 5000, worauf man sich im Juni 1633 in Fraubrunnen einigte. Hingegen wies Solothurn die von Bern angebotene Erneuerung des alten Burgrechtes zurück. «Auf Jahrzehnte hinaus blieb das Verhältnis zwischen den beiden Aarestädten getrübt.»[20]

Quellen

Staatsarchiv Bern: Mülhausen-Bücher; Solothurn-Bücher; Wehrwesen B 11.287.

Burgerarchiv Wangen: Burgermeister-Rechnungen.

Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Die Rechtsquellen des Kantons Bern. I. Teil: Stadtrechte, Band 4, erste und zweite Hälfte, ed. Hermann Rennefahrt, Aarau 1955/1956.

Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen. Die Rechtsquellen des Kantons Solothurn. 1. Band, ed. Charles Studer, Aarau 1949.

Literatur

Amiet Bruno/Sigrist Hans, Solothurnische Geschichte, Bde. 1–3, 1952/1976/1981.

von Arb Eugen, Solothurns Politik im Zeitalter Ludwigs XV. bis zur Allianz von 1777. Jahrbuch f. sol. Geschichte 43, 1970.

Bonjour Edgar, Geschichte der schweizerischen Neutralität, Bd. 1, Basel 1965.

Fäh Franz, Der Kluserhandel und seine Folgen 1632/1633. Diss. Zürich 1884.

Feller Richard, Geschichte Berns, Band 2, Bern 1953.

Grosjean Georges, Berns Anteil am evangelischen und eidgenössischen Defensionale im 17. Jh., Bern 1953.

Handbuch der Schweizergeschichte, Bd. 1, Zürich 1972.
Holenweg Otto, Vom Chuzen des Amtes Wangen auf dem Richisberg. Jahrbuch des Oberaargaus 9, 1966.
Meyer Erich, Solothurns Politik im Zeitalter Ludwigs XIV. Jahrbuch f. sol. Geschichte 28/29, 1955/1956.
Meyer Erich, Hans Jakob vom Staal der Jüngere, Jahrbuch f. sol. Geschichte 54, 1981.
Roth Hans, Die solothurnische Politik während des 30-jährigen Krieges. Affoltern 1946.
Sigrist Hans, Balsthal, 3000 Jahre Dorfgeschichte. Jahrbuch f. sol. Geschichte 41, 1968.

Anmerkungen

[1] Rechtsquellen Bern 4/Solothurn 1, gemäss Register und chronologischer Übersicht.

[2] Amiet/Sigrist 2, S. 47 ff., 359 f., 425 f., 433 ff., 469 f. – von Arb, 17–32, 123–128. – Flatt, Oberaargau, 1969, S. 281 f., 313, 321 f. – Meyer, Solothurns Politik, S. 36 ff., 50 ff., 92 ff.; 2. Teil, S. 83 ff.

[3] Handbuch 1, S. 621 ff., 633 ff. – Bonjour 1, passim. – Grosjean, passim.

[4] Roth, S. 35–37 77, 97, 187 f.

[5] Amiet/Sigrist 2, S. 226 f. – Feller 2, S. 503 ff. – Roth, S. 87 ff.

[6] Grosjean, S. 25 ff.

[7] Fäh, S. 17 f.

[8] Sigrist Balsthal, S. 155 f.

[9] Fäh, S. 191 f.

[10] Meyer, vom Staal, S. 106 ff.

[11] Fäh, S. 54 ff. – StA Bern, Solothurnbuch R 17–24, 27–35, 103–116, 187–201, 253–263. Mülhausen-Buch F 1165–1221, 1225–1263.

[12] Vgl. unten!

[13] Amiet/Sigrist 2, S. 232 f., 346 ff.

[14] Holenweg. – Vgl. Karte der Wachtfeuer bei Grosjean.

[15] Fäh, S. 83 ff. – Grosjean, S. 88 f. – StA Bern: B II, 287: Nr. 123.

[16] ebendort, Nr. 124/125.

[17] StA Bern: Landvogtei-Rechnungen Aarwangen, Bipp, Wangen. – Solothurn-Buch R, 367 ff., 379 ff., 385 ff, 407 ff.

[18] Namen der unparteiischen bernischen Zeugen: von Niederbipp: Claus Jensli, Daniel Rastorfer, Urs Haudenschild, Hans Freudiger, Schulmeister Rudolf Zurlinden; Barth Obi, Oberbipp und Zacharias Meyer, Aarburg.

[19] Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz.

[20] Amiet/Sigrist 2, S. 232.

PFARRKIRCHE UND KIRCHENDIENST IN WANGEN ZUR ZEIT DER GNÄDIGEN HERREN

KARL H. FLATT

Dank der Einsicht von Bevölkerung und Behörden konnte der Archäologische Dienst des Kantons Bern 1980/81 vorgängig der Restauration der Kirche Wangen Wand- und Bodenuntersuchungen vornehmen lassen, über deren Ergebnisse der Leiter der Ausgrabungen im letzten Jahrbuch berichtet hat. Der Befund – sei er positiver oder negativer Art – wirft neues Licht auf die Geschichte von Gemeinde und Region, gerade dort, wo schriftliche Quellen fehlen oder lückenhaft sind. Er hat aber nicht nur langanstehende Fragen beantwortet, sondern wirft ebensoviele neue Probleme auf, die der historischen Interpretation bedürfen.

Erneuter Prüfung unterziehen müssen wird man die Anfänge von Burg, Propstei und Stadt, aber auch die vorstädtische Siedlung, die Beziehungen zu den Abteien St. Blasien und Trub. Für den Moment begnügen wir uns hier aber, die nachreformatorische, eigenartig gedrungene Kirche etwas näher ins Auge zu fassen, die 1824/26 durch die heutige abgelöst worden ist, und den Kirchendienst zur Zeit der Landvögte zu würdigen.

Hinweise zur Situation im Mittelalter

1. Für die Vermutung eines römischen Flusskastells im Bereich der Burg Wangen (ähnlich in Stadönz und Aarwangen), 1850 durch Albert Jahn geäussert, ergaben sich bis heute keine Hinweise.[1]

2. Deuteten die 1932 bei der letzten Kirchenrenovation gefundenen römischen Leistenziegel, bereits 1927 angeblich festgestellt, auf den Bau der Kirche über den *Ruinen einer römischen Villa*, so hat sich diese Vermutung 1980 nicht bestätigt. Wenn es sich tatsächlich um römische Spolien handelte, dürften diese zur sekundären Verwendung aus der römischen Villa am Galgenrain geholt worden sein.[2]

3. Die durch die neusten Ausgrabungen nachgewiesene, über Erwarten ausgedehnte Prioratskirche entstand erstaunlich spät: «frühestens um 1200, eher noch im Laufe der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts». Sie wies an Ort und Stelle *keinen Vorgängerbau*[3] auf, so dass das Dorf Wangen vor dem 13. Jh. zu einer andern Pfarrei gehört haben muss: gewisse Indizien deuten auf St. Maria in Deitingen.[4].

4. Die Propstei war wie das Mutterhaus Trub und das von ihr abhängige Frauenkloster Rüegsau dem *hl. Kreuz* geweiht: 1429 «prepositus ecclesie sancte crucis in Wangen».[5] Das hl. Kreuz wurde zwar schon 898 im Bodenseeraum verehrt; der Kult verbreitete sich aber insbesondere zur Zeit der Kreuzzüge. Neben der Kirche des Cluniazenser-Priorates Hettiswil und der Franziskanerkirche Burgdorf waren auch die Burgkapellen Aarwangen und Oberhofen und die Kapelle auf dem Lünisberg dem hl. Kreuz geweiht.[6]

5. Eine Gerichtsurkunde von 1480 bezeugt, dass die Kirche von Wangen die *Muttergottes* zur Patronin hatte. Hans Kiener von Worb bekannte nämlich im Verhör in Solothurn nebst vielen andern im Land herum begangenen Freveltaten das Aufbrechen des Opferstockes und den Diebstahl eines seidenen Bändels «zu Wangen by dem Stettly in der Kilchen unser frowen».[7] – Das *Gnadenbild* des 15. Jh. in der Stiftskirche Schönenwerd, wohl eine Kopie der Madonna von Einsiedeln, soll nach alter Überlieferung in der Reformation von den Leuten von Wangen aus ihrer Kirche geholt und in die Aare geworfen worden sein; in Schönenwerd habe man es gerettet.[8] Die Abwanderung von Kultobjekten aus dem Bernbiet in katholisch gebliebene Gebiete ist auch sonst mehrfach bezeugt. – Auf das Marienpatrozinium hindeuten mag – neben dem Verkündigungsbild in der Kirche – auch die aus der Mitte des 14. Jh. stammende *sog. Armsünderglocke* mit dem englischen Gruss «Ave Maria …», die 1811 bis 1968 im Zeitglockenturm dem Viertelstundenschlag diente; eine Glocke ist dort aber mindestens seit dem 17. Jh. bezeugt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie ursprünglich mal in der Kirche hing und, zu unbekannter Zeit, vom Staat der Burgerschaft Wangen überlassen wurde. – Skeptisch sind wir hingegen in Bezug auf folgende Notiz von 1854 im bürgerlichen Dokumentenbuch: «Überschrift der alten Glocke, so im Stadt-Zeit-Thurm Ao. 1811 ist übersetzt worden: Dieses zum Gottesdienst gewidmete Denkmal der Dankbarkeit schenkte hiesiger Kirche der Graf Berthold zum Andenken seines Vaters Berthold im Jahre Christi 1210 …»[9]

6. Die spätromanische Kirche mit dem südwärts anschliessenden Prioratsgebäude lag ausserhalb der befestigten Stadt, wohl ungeschützt, in der Nähe des Aareufers. Zumindest für das Altarhaus hat die Untersuchung der bestehenden Wände eine verheerende *Feuersbrunst in der 2. Hälfte des 14. Jh.* nachgewiesen[10], die wohl zurecht mit dem Guglerkrieg oder eher noch mit der Belagerung des Städtchens durch Bern und Solothurn anfangs 1383 in Zusammenhang gebracht worden ist.[11] Wahrscheinlich wurde damals die

Propstei im Nordwest-Turm des Stadtgevierts untergebracht, die Kirche vereinfacht – unter Vergrösserung des Laienteils und Reduktion des Mönchschors – wieder aufgebaut. Dabei entstanden wohl die *Wandmalereien* an der Ostwand des Altarhauses, die neben dem Nothelfer Christophorus den hl. Bischof Ulrich von Augsburg und die Legende von Georg und Margarethe darstellen. Letztere sind u.a. als Patrone der Schlosskapellen Burgdorf und Grasburg bezeugt; Georg galt als Verkörperung echten Rittertums, während Ulrich zum weitern Ahnenkreis des altern Hauses Kyburg zählt.[12] Es ist daher möglich, dass Graf Berchtold selbst, der nach dem Verkauf von Burgdorf und Thun Wangen zur Münzstätte und zeitweisen Residenz erkor, diese Bilder stiftete. Übrigens hat er auch die Kirche Oberbipp mit einer Vergabung bedacht. – Als Pröpste sind in jenen Jahren Vertreter zweier Ministerialgeschlechter bezeugt: 1376, 1380 und 1382 Johann vom Stein, 1378 und neuerdings ab 1389 bis weit in die Bernerzeit Haymo von Mörigen. Er stand nicht nur mit dem Mutterhaus Trub, sondern auch mit der Abtei St. Johannsen/Erlach in Beziehung; seine Tochter (!) trat als Nonne in den Konvent von Fraubrunnen ein.[13]

7. Der wirtschaftliche Niedergang, wie er für das 14. und erste Hälfte des 15. Jh. kennzeichnend war, machte auch vor der Propstei Wangen nicht halt, wie verschiedene Verkaufsurkunden beweisen. Ab 1480 machte sich auch der moralische Zerfall mehr und mehr geltend; die bezüglichen Ermahnungen und Eingriffe des bernischen Rates zeigen ein düsteres Bild. Immerhin entstand in jener Zeit, nach 1470, das *Wandbild «Mariae Verkündigung»* an der südlichen Chorwand der Kirche Wangen.[12] Die kniende Stifterfigur eines Geistlichen könnte auf den aus Willisau stammenden Propst Hans Schürpf (1461–1480 bezeugt) hinweisen, wenn das Bild nicht auf ein Gelübde eines dem grossen Schiffsunglück (September 1480) an der Aarebrücke Entkommenen zurückgeht.[14]

8. Da es in der Schweiz und im angrenzenden Ausland verschiedene Pfarrorte namens Wangen gibt, lassen sich die in den Solothurner Seckelmeister-Rechnungen 1450, 1464 und 1477 bezeugten *Spenden an ein Gotteshaus Wangen* nicht eindeutig auf Wangen an der Aare beziehen. Hingegen deutet die Stiftung einer ewigen Messe 1470 auf die *Existenz eines Spitals* in Wangen, die durch eine Andeutung im bernischen Ratsmanual von 1492 gestützt wird.[15] – Während wir in den bernischen Quellen des 15. und frühen 16. Jh. einige Hinweise auf Bautätigkeit an Brücke, Schloss, Befestigungen und Häusern in Wangen finden, fehlen solche für die Kirche. Allein

1521 (zweite Jahreshälfte) stiftete der Staat 20 Pfund für ein Fenster in der Propsteikirche[16] –

9. Anlässlich der Erhebung eines Kreuzzugszehnten wiesen die Abtei Trub 1275 ein *Einkommen* von 205 Pfund, die Propsteien Wangen und Rüegsau von 50 bzw. 13 Pfund aus.[17] Die relative Bedeutung Wangens erhellt auch daraus, dass 1267 neben dem Propst ein «custos» (Küster/Sakristan) erwähnt wird[18], während später Hinweise auf Konventualen und *Helfer* fehlen. Vereinzelte Helfer werden erst nach 1464 wieder fassbar, was auf ein Wachsen der Bevölkerung hindeuten mag. Immerhin zählte das Städtchen 1499 bloss 24, 1558 gar nur 22 Feuerstätten. Zur *Pfarrei* gehörten – wie heute – nur Wangenried und Walliswil. Ein (geringer) Teil des Zehnts von Ried stand der Abtei St. Urban zu; hingegen sprach Bern 1512 in einem Streithandel den ganzen Zehnt von Walliswil der Propstei Herzogenbuchsee zu.[19]

Von der Erhebung einer *Landessteuer* blieb die Propstei Wangen 1445 und 1505 verschont, Trub bezahlte an die erste Steuer immerhin 50, Rüegsau 15 Gulden, Herzogenbuchsee beide Male 30 Gulden. Bei der Teile von 1494 musste Bern den Klöstern namhaften Nachlass gewähren: Wangen zahlte 2 statt 5, Rüegsau 4 statt 5, Trub 20 statt 50 und Herzogenbuchsee 10 statt 20 Gulden.[20] Endlich trugen Rüegsau und Wangen 1508 zu einer Liebessteuer des Bischofs 5 bzw. 4½ Pfund bei. In Trub residierten damals neben dem Abt nur noch vier Mönche, während zehn Konventuale verschiedene Kirchen auf dem Land versahen.[21]

10. Die in der Literatur immer wieder zitierte *Kapelle*, die sich innerhalb der Ringmauern befunden haben soll, ist bis heute in den Quellen nicht eindeutig verifiziert.[22] Dass der Landvogt von Wangen Jakob Erbrech eine Kapelle als Wohnung überlassen sollte, ist zwar im bernischen Ratsmanual vom 12. August 1534 bezeugt; damit ist aber keineswegs erwiesen, dass es sich um eine ehemalige Klosterkapelle in Wangen handelte. Bisher nicht zu belegen ist die Nachricht, dass Weibel Peter Strasser 1533 erlaubt worden sei, die Steine von der Sakristei der Kapelle Wangen für sich zu verwenden. Hingegen zinste Andreas Mathis laut Propstei-Urbar 1529 von einem Garten und «ab bruder Heinrichs cappel» 2 Plappart. Eine Kappelmatt grenzte an die Oesch, die Mürgelen, die Stöcken und die Breitmatt.[23]

11. Mit der *Reformation* fielen nicht nur die liegenden Güter der Propstei an den Staat, der sie dem Landvogt zur Verwaltung übertrug, sondern es gelangten auch drei Kelche und ein silberbezogenes Kreuz zum Einschmelzen nach Bern: gut 1½ kg Silber waren der Gewinn. [24]

12. Das bei der Säkularisation des Klostergutes aufgenommene Propstei-Urbar von 1529 erwähnt: «Item die *kilch und kilchhof, dazu die gloggen,* die hat müssen ein propst in eren halten, es sy in tach und gmach und in sinen costen». Während ein Garten zwischen Kirchhof und Sagibach künftig vom Vogt genutzt wurde, erhielt der reformierte Prädikant die Blüwmatt, «stost an die lütkilchen».[23]

Das Einkommen des reformierten Pfarrers

Im Namen des Staates versah der Landvogt von Wangen seit der Reformation als Rechtsnachfolger des Propstes die Verwaltung der Güter, das niedere Gericht, Twing und Bann, d.h. Gebots- und Zwangsgewalt mit Aufsicht über Feld und Wald, gemäss Propsteiordnung des Jahres 1500.[25] Damit vermehrten sich die bisher kärglichen Rechte und Einkünfte des Staates in der Kirchgemeinde beträchtlich; auch das Einkommen des Vogtes wurde verbessert. Die Burgerschaft behielt die bisherige Nutzung von Weide und Hochwald und konnte, dank staatlicher Erlaubnis, das nutzbare Land durch Rodung und Erschliessung neuen Schachenlandes im Laufe des 16./17. Jh. vermehren. Die Erblehen-Bauern hatten künftig die Bodenzinse für ihre Güter sowie die Zehntabgaben ans Schloss anstelle der Propstei zu leisten. Der Landvogt hielt dafür die Zuchttiere zur Verfügung. – 1581 konnte die Kirchgemeinde einen Teil des Jungzehnten (Gemüse, Impen), 1677 den Heuzehnt ablösen.[26]

Als Seelsorger trat der von Bern ernannte reformierte Prädikant die Nachfolge des Propstes an und übernahm das bisherige Klostergebäude im Nordwestturm als Pfarrhaus. Dazu gehörten Pfarrscheune, Hof und Garten, wobei Haus und Hof weiterhin als *«Freiheit» (Asylstätte)* galten, wie dies schon 1514 bezeugt ist.[27]

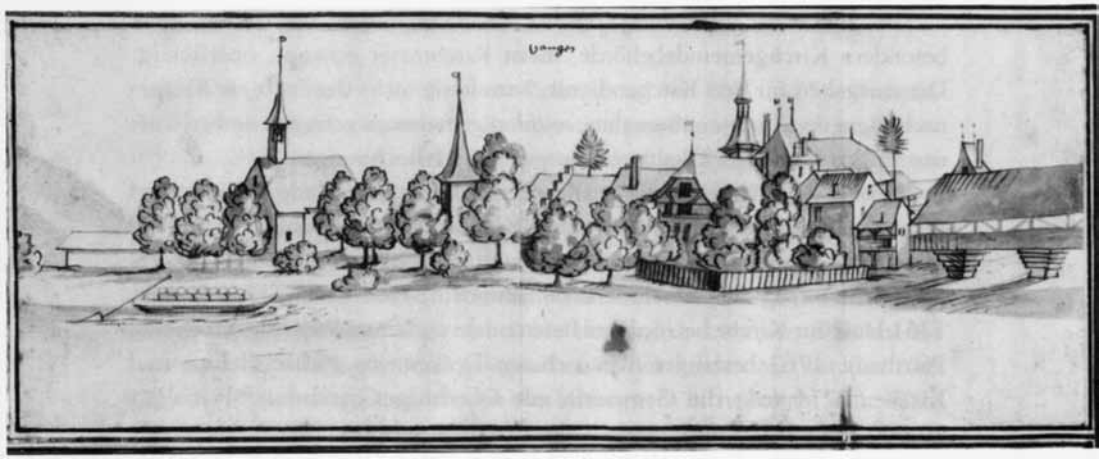
Das *Einkommen* des neuen Pfarrers wurde von der Regierung offenbar anfänglich kärglich bemessen, so dass wiederholt Verbesserungen nötig waren, umsomehr als es nun eine Familie zu ernähren galt. Wie ein Propst durfte der Pfarrer mit den Burgern Wunn und Weide nutzen und hatte das Recht, acht Schweine ins Acherum (Eichelmast) zu treiben. Ferner gewann er ab der Blüwmatte Heu für eine Kuh, erhielt 100 Burdi Stroh, 2 Mütt Mueskorn (Gerste, Erbsen und Hirse), 20 Mütt Dinkel, 15 Mütt Hafer und in bar 100 Pfund. In kurzem wurden dann 20 Pfund und 8 Mütt Dinkel zugelegt, ferner

ein Bifang von 3 Jucharten, ein Garten und eine Bünde – wie sie auch andere Burger nutzten.[28] An die Kirche angrenzend lag mitten im Pfrundland die Haushofstatt der Mühle – einstmal auch in Propsteibesitz. 1534 gestattete die bernische Obrigkeit Pfarrer und Müller einen Landabtausch. – Gemäss Landvogtei-Rechnung 1553 war das Bareinkommen des Pfarrers auf 140 Pfund gestiegen und wurde 1573 noch einmal um 10 Pfund und 4 Mütt Dinkel verbessert. Ferner kamen, noch im 16. Jh., 4 Mannwerk Mattland auf der Westseite des Städtchens dazu, was den Pfarrer um 1700 bewog, einen Durchgang durch die Ringmauer zu verlangen, der aber später aus Sicherheitsgründen wieder vermauert wurde.[29]

Auf Martini 1652 stellte der Staat 1500 Pfund zum Ankauf von Land für die Pfrund zur Verfügung; der Kauf eines Gartens in der Vorstadt und einer Allmendhofstatt von ½ Maad erfolgte aber erst 1661. Damals verfügte der Pfarrer auch über ein Schachli bei der obern Schifflände und 1 Jucharte Ackerland im Unterberg aufgrund einer der Burgerschaft 1589 gestatteten Rodung. Hingegen hatte er zu dulden, dass die Obrigkeit 1659 Hans Rudolf Zulauf gestattete, auf dem Pfrundland hinter der Kirche am Mülibach gegen 5 Pfund Zins eine Wollwalke zu errichten. Vom Landvogt erhielt der Pfarrer damals jährlich 200 Pfund; auch der Bezug an Dinkel war zu unbekannter Zeit von 32 auf 40 Mütt erhöht worden.[30] Laut Pfrundurbar von 1677 erstreckte sich dieses Pfrundland über 16 Jucharten Matt- und Ackerland zwischen Aare und Metzgermatt-Gässli, Zagelfeldli im Osten, alte Schlossbünde und Mühlehofstatt im Westen.[31]

Fast 100 Jahre später, am 13. August 1776, berichtete der Landvogt der Regierung über das geringe Einkommen von Pfarrer Johann Ganting, der seit 11 Jahren als trefflicher Prediger wirke: «Seine famille wächst täglich an», bei einem durchschnittlichen Einkommen von etwa 257 Kronen oder 800–900 Pfund. Nachdem sich die Burgerschaft Wangen geweigert hatte, vom Staat ein Kapital von 6000 Pfund anzunehmen und dieses dem Pfarrer unablöslich zu 3% zu verzinsen, schlugen die Venner die Abgabe eines Fasses «deutschen» Seeweins franco Domizil vor; die Räte lehnten ab. – Ebensowenig traten sie 1777 auf das Angebot ein, zur Verbesserung der Pfrund das Buchholz im Bipperamt zu erwerben, zeigten sich aber einverstanden, dem Pfarrer auf Zusehen hin eine jährliche Gratifikation zukommen zu lassen.

Erst 1783 war man in Bern bereit, für den als tüchtigen Kenner der Landwirtschaft bekannten Pfarrer Roseng um 1800 Kronen und 2 Duplonen 6 Jucharten Wässermatten in der Metzgermatt zu erwerben. Trotz Entschädi-



Anonyme Stadtansicht Wangen, wohl 17. Jh. Lavierte Federzeichnung, Sammlung Falkeisen, Kupferstichkabinett Basel.

gungsaussicht weigerten sich aber die versammelten Burger 1791, dieses Land von der Herbstweide zu befreien, obwohl alle Vorgesetzten dafür votiert hatten.[32]

Die Leistungen der Burgerschaft an den Kirchendienst

Obwohl Wangen, Ried und Walliswil schon im Mittelalter über eigene abgegrenzte Twinge (Territorien) verfügten, blieb doch die Verwaltung bis zur Trennung von 1805 in einer Hand. Die Leute von Ried und Walliswil galten als äussere Burger und schickten ihre Vertreter in den Viererrat, der unter dem Vorsitz des Burgermeisters tagte. Für den Einzug ins Städtchen zahlten die Äussern einen Vorzugspreis. Während jede Siedlung von jeher ein eigenes System von Ackerzelgen besass und als besonderer Zehntbezirk galt, wurden die *Weiderechte* erst 1667 vollständig ausgeschieden. Bereits 1487 hatte der Landvogt einen Feldfahrtstreit zwischen Wangen und Ried entscheiden müssen.[33]

Die *gemeinsame Verwaltung* machte denn auch die Ausbildung einer besondern Kirchgemeindebehörde, meist Kirchmeier genannt, überflüssig. Die

Ausgaben für den Kirchendienst, soweit sie nicht der Staat als Rechtsnachfolger der Propstei übernahm, wurden gemeinsam getragen und erschienen in den seit 1585 erhaltenen Burgermeister-Rechnungen.

Obwohl die Unterhaltspflicht aller obrigkeitlichen Gebäude, Brücken und Strassen, in Wangen auch der ganzen Kirche, dem Staat oblag, waren die betroffenen Gemeinden zur Lieferung von Material und zu *Fuhrungen* verpflichtet. So trug die Gemeinde 1608 Schindeln, 1627 Laden, 1730 Eichen, 1761 Holz zur Kirche bei. Solches lieferte man auch zum Pfrundbrunnen und Pfarrhaus. 1767 beteiligte man sich am Decken von Pfrundscheune und Kirche. 1774 trug die Gemeinde mit Oberburger Sandstein, 1787 mit 20 000 Schindeln zum Unterhalt des Pfarrhauses bei.

Die Burger hielten auch die Stege in der Pfrundmatt und im Kilchen-Hofstättli in Stand. Hingegen war der Unterhalt des Kirchhofes strittig: wir werden darauf zurückkommen. 1677 stellte die Gemeinde einen Totengräber zu einem Lohn von 4 Pfund an, der gemäss Tarif von 1692 für ein grosses Grab 10 Schilling, für ein kleines 5 Schilling bezog. Seine Gerätschaften und das Leichentuch lieferte die Gemeinde.[34]

Während der Landvogt 1572 die Anschaffung des *Tauf- und Eherodels* finanzierte, besorgte dies später die Gemeinde. Erhalten sind die Eintragungen erst ab 1626, die der Toten ab 1752.[35]

Der Staat besoldete den Sigrist von Wangen mit jährlich 5 Pfund. Die Brautleute hatten ihn und seine Frau anlässlich der Hochzeit zum Essen einzuladen. – Bern übernahm auch die Kosten für das Abendmahl an den vier hohen Feiertagen des Jahres. Hingegen war die Gemeinde für die *Abendmahlsgerätschaften* zuständig, die im Pfarrhaus aufbewahrt wurden: 1672 erst eine Platte und 2 Kannen aus Zinn; ab 1680 werden zudem 2 «hochvergülte Kelch» genannt, im folgenden Jahr zwei zinnige Schenkkannen, 1685 ein Zinnkännli zu 2 Pfund angeschafft. Sie sind zum Teil noch heute vorhanden. – Landvogt Carolus Willading (1692–1698 in Wangen) stiftete ein Stundenglas in die Kirche, seine Gattin das Gerüst dazu, während die Landvögtin Gattschet im Jahr 1700 zwei schöne neue Taufkannen aus Zinn «vergabte».[36] 1768 schaffte der Landvogt auf Staatskosten eine neue Nachtmahlplatte von Zinngiesser Ganting an, überdies 6 neue Zwächeli und ein Tischtuch von Negotiant J. J. Lutz und 18 Ellen französisches Weissfaden-Tuch von Posamenter Albert Bitzius. Zwei zinnerne Schenkkannen konnte die Gemeinde 1791 veräussern.

Chorgericht, Schul- und Armenwesen

Zur Hebung der Sittlichkeit und zur Beurteilung von Ehe- und Familienproblemen setzte der Staat nach der Reformation pro Pfarrei ein *Chorgericht* ein. Wie das zivile niedere Gericht (territorial mit der Kirchgemeinde Wangen identisch) stand es unter dem Vorsitz von Landvogt oder Weibel. Nebst dem Weibel gehörten ihm drei ehrenhafte Bürger von Wangen und je zwei aus den Aussengemeinden an. Das Manual, das seit 1675 erhalten ist, führte der Pfarrer; es enthält zahlreiche interessante Hinweise auf Sitten und Gebräuche, mag auch das Kritikwürdige dabei im Vordergrund stehen. Obwohl die Gemeinde den Sittenrichtern gelegentlich Wein kredenzte, war das Amt wegen der Pflicht zur Denunziation von Mitbürgern nicht beliebt; eine Wahl wurde deshalb manchmal ausgeschlagen.[37]

In enger Beziehung zur Kirche stand auch das ländliche *Schulwesen*. Erste Schulmeister auf dem Land treffen wir seit dem 16. Jh. Bis ins 18. Jh. gelangte jede bernische Pfarrei zu ihrer eigenen Schule, wobei das Reformationsmandat von 1628 sowie das Angebot vieler stellenloser ausländischer Lehrer zur Zeit des dreissigjährigen Krieges der bernischen Landschule aufhalfen. Bau und Unterhalt des Schulhauses waren grundsätzlich Sache der Gemeinde – bei Neubauten leistete der Staat einen freiwilligen Beitrag –, ebenso die Besoldung des Schulmeisters, die man aber weitgehend auf die Eltern abwälzte. Die Schulstube befand sich in Wangen bis 1847 im Rathaus. Hier liess sich um 1615 – wohl auf Initiative des Landvogtes – der erste Schulmeister nieder. Dass er anfänglich allein vom Staat besoldet wurde, stellt eine Ausnahme dar: vorerst erhielt er aus dem Schloss fronfästlich – also viermal im Jahr – 1 Mütt Dinkel, ab 1618 auch 5 Pfund in bar. Erst dreissig Jahre später beteiligte sich die Burgerschaft mit einem jährlichen Beitrag von 1 Krone, seit 1720 zusätzlich mit 2 Thalern zur Förderung der (bei den Bauern unbeliebten) Sommerschule. – Schulmeister Beugger (nach 1660) veranlasste die Gemeinde, anlässlich des Examens den guten Schülern Bücher im Betrag von 10 Pfund auszusetzen. Die Aufsicht über die Schule nahmen Pfarrer und Chorrichter wahr, denen beim Examen ein Trunk auf Gemeindekosten zustand. Als Walliswil 50 Schulkinder zählte, trennte es sich 1765 von der Schule Wangen. An den Schulhaus-Bau erhielt es 1771 und 1784 staatliche Beiträge. Wangenried folgte dem Beispiel 1808.

Nachdem die Reformation die Orgeln beseitigt hatte, legte man auf den *Kirchengesang* besondern Wert: 1576 erhielten die Kinder zu Wangen, «so in

der kilchen singen», eine Gabe von 3 Mütt Dinkel aus dem Schloss. 1636 heisst es, der Schulmeister von Attiswil bringe seine Kinder lieber nach Wangen als nach Wiedlisbach zum Gesang. Vier Jahre später wies der Pfarrer die Gemeinde an, die kleinen Sänger einzukleiden. Hingegen ermangelte man in Wangen damals noch der Kirchenposauner und Zinkenisten. Der durch den Fleiss des Prädikanten vermehrte Kirchengesang machte 1676 mehrere neue Stühle im Chor nötig. Knausrig zeigte sich die Gemeinde, als sie 1785 die zur Äufnung des Gesangs vorgeschlagene Ausrichtung von Prämien an die besten Schulsänger ablehnte.[38]

Bereits 1571 hatte die Obrigkeit die Kirchgemeinden angewiesen, für ihre Bettler aufzukommen. Doch mit dem Anwachsen der Bevölkerung wuchs auch die Armut, die mit Betteljagden nicht zu meistern war. So verankerte die Berner Regierung dann mit der Bettelordnung von 1676 das Herkunftsprinzip in der *Armenfürsorge*, indem sie auch für die Dörfer ein bürgerliches *Heimatrecht* schuf, wie es bisher nur für Stadtburger gegolten hatte. Auch in Wangen stellte man damals einen Almosenpfleger an und suchte durch Kirchenkollekten und Sammlung von Haus zu Haus, notfalls auch durch eine Armentelle ein Almosengut zu äufnen. Da die Burgerschaft des Städtchens es nicht mit den Aussengemeinden teilen wollte, wies man diese 1685 an, eigene Fonds zu gründen. Die ab 1694 erhaltenen Almosenrechnungen der innern Burgerschaft zeigen den Erfolg der Bemühungen, die unter der Aufsicht von Pfarrer und Chorgericht standen. Aufgrund des Gültvermögens wies das Armengut Wangen 1764 ein jährliches Einkommen von 120 Kronen, das von Ried – wo es nur wenig Arme gab – eines von nahezu 10 Kronen auf, indes Walliswil mit seinen gut 15 Kronen nicht auskam und eines Zustupfs aus der Staatskasse bedurfte.[39]

Der Kirchhof

Bis heute liegt der Friedhof rund um die Kirche, in seinem Westteil von der alten schönen Mauer umgeben. Die Erdbestattungen erfolgen aber seit 1891 im neuen Friedhof, aareabwärts, östlich der Mühlebach-Mündung.

Bereits 1572 kaufte der Landvogt vom Müller um 13 Pfund ein Stück Erdreich zur *Kirchhoferweiterung*.[40] «Diewyl sich befindt, das min herren die kilchen in eeren ze erhalten schuldig», befahl Bern dem Landvogt im folgenden Jahr, die Kirchhofmauer auf Staatskosten ausführen zu lassen.[41] Die Maurer Hans und Peter Frank erstellten 22 Klafter (zu 6 Fuss = ca. 1,76 m)

zu je 2⅓ Pfund neu und verbesserten die alten Teile, nachdem sechs Personen einen Tag lang den Kirchhof geräumt hatten. An das neue *Portal* hatte selbst der Landvogt, nach bernischem Befund, beizusteuern. Drei Jahre später musste Peter Frank auch Kilchmauer und Werkhaus untermauern und decken. Der Werkhof, südwestlich am Kirchhof angebaut, erscheint noch auf den Plänen 1714 und 1751; 1790 war er eine Ruine.[42]

1582 liess der Landvogt ein Törli aus dem Kirchhof in m. g. herren Garten erstellen und 1595 den Kircheneingang besetzen (beschiessen). 1611 wurde die Kirchhofmauer erneut gedeckt und die Nebentür wieder vermauert. Der Maurer Hans Kaufmann erstellte 1649 ein neues Portal, zu dem er 12 Fuder Tuff brauchte; Tischmacher Michel Schmitz lieferte die Türe. Das Portal musste 1672 neu aufgerichtet werden. Doch schon 26 Jahre später meldete der Landvogt nach Bern, der Friedhof gleiche mehr einem offenen Platz; die Türen lägen darnieder, die Mauern seien eingerissen, so dass das Vieh eindringe. Da sich Wangen (zu Recht) weigerte, die Reparatur zu übernehmen, trat die Regierung – wohl in Unkenntnis der Rechtslage – nicht auf die Sache ein.[43] Erst anlässlich der Kirchenrenovation von 1726/27 beauftragte der Landvogt den Maurer Urs Tanner, die Ringmauer und die Kirchhofmauer, «so theils zerfallen», zu reparieren. Sechs Jahre später liess der Staat die alte Mauer, die den Kirchengarten umschloss, gegen das Salzhaus hin abbrechen, Richtung Kirchhöfstättli hin für 80 Pfund aber wieder aufbauen. Zur Reparatur der Kirchhofmauer trug die Burgerschaft 1755 11½ Fuder Sandsteinplatten aus Walterswil bei. Ein Gleiches war anlässlich der Kirchenrenovation von 1776/77 nötig, umsomehr als die Mauer durch den Bau des neuen Salzmagazins Schaden genommen hatte. Der Staat trug die Kosten (77 Kronen 17 Batzen) und entschädigte den Landvogt mit 30 Kronen für den Verlust seines Kraut- und Baumgartens an dieser Stelle. Fast 30 Kronen kostete dann 1790 noch einmal das Decken und der Ersatz zweier schadhafter Partien der Kirchhofmauer. Angesichts der rasch wachsenden Bevölkerung wurde der Friedhof 1818 erweitert.[44]

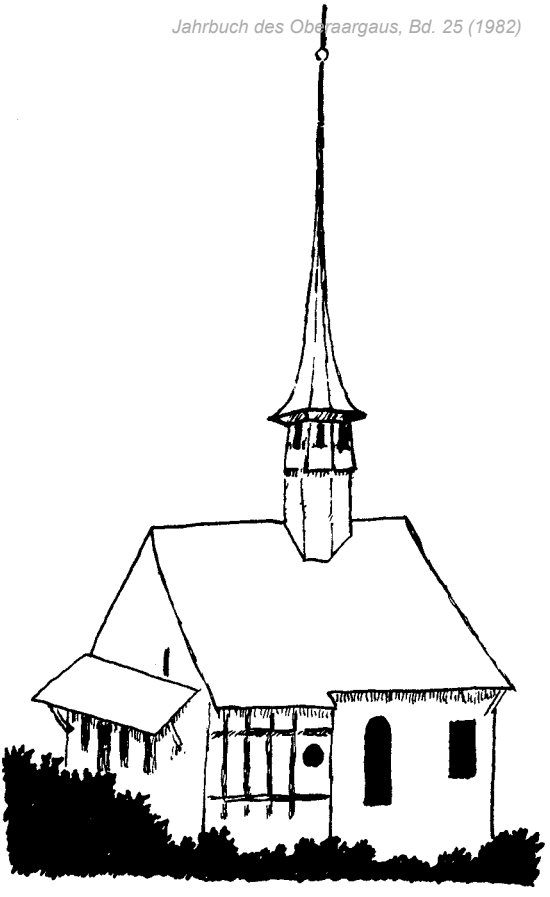
Kirchendach, Dachreiter und Glocken[45]

Das Kirchendach scheint mindestens im 16. Jh. noch mit Schindeln gedeckt worden zu sein: so bezog der Landvogt 1565 40 000 Schindeln für den Vorschopf des Schlosses und die Kirche. Vier Jahre später ist ausdrücklich der

Schindeldeck Bernhard Hünig von Langenthal erwähnt, der mit seinem Knecht die Kirche deckte. Ähnliches gilt für die grössere Kirchenrenovation von 1585/87. Hingegen gab man 1607 dem Zimmermann Hans Haas den Auftrag, «dz thürnli an der Küchen zu Wangen wider mit nüwen hölzeren zeunderziechen und die kilchen wider mit Rafen und Latten zu einem *Ziegeltach* werschaft zumachen»: 80 Pfund. In dieser Gestalt erscheint das Dach auf dem Bild von Albrecht Kauw 1664.[46] Hingegen scheint es knapp 100 Jahre später wieder mit Schindeln gedeckt worden zu sein. Auch 1784 lieferte Nagler Haudenschild von Niederbipp wieder 2000 Schindlennagel zur Kirche.

Bis 1825 wies die Kirche Wangen statt eines Glockenturms bloss einen Dachreiter über dem Chordach auf. Das Hängewerk der Glocke(n ?) wurde 1568 mit Eisenspang versehen; 1571 schaffte man einen Lederriemen zum Kallen an. Bei der Renovation von 1585/87 besserten die Brüder Schenk auch den Glockenstuhl aus; eine neue Helmstange mit Mond und Sternen wurde angebracht. 1601 musste das Kirchtürnli untersetzt, drei Jahre später von Maurermeister Bläsi (Truffa?) u.a. Dach und Turmhelm bedeckt werden. Auf den neuen Unterzug für das Türnli aus dem Jahr 1607 ist schon hingewiesen worden. Weitere Reparaturen erfolgten 1640 und 1667. Das Bild von Kauw – drei Jahre zuvor gemalt – zeigt die Gestalt des Dachreiters recht genau; er entspricht in etwa dem von Stumpf 1548 festgehaltenen Dachreiter der St.-Katharinen-Kapelle Wiedlisbach.[47]

Samuel Hartmann behob 1692 einen Sturmschaden am «Turm», der 1702 mit grösserem Aufwand erneut gesichert und mit einem neuen Glockenstuhl versehen wurde: 100 Pfund. Trotzdem hielt er nicht lange, sondern musste 1706 ganz erneuert werden. Beteiligt waren u.a. Niklaus Hartmann und Sohn, Tischmacher Michel Schmitz. Hans Rösch von Landshut beschlug Helm und Stange mit Blech, das der Wanger Handelsmann Balthasar Kohler lieferte. Den Helmknopf bezog man von Zinngiesser Wolfgang Meyer in Solothurn, während Maler Schmid Stern und Mond (vgl. Ansicht von zirka 1820!) vergoldete. Als Wagner Urs Jäggi mit Gehilfen am 12. Mai den neuen schindelgedeckten Dachreiter aufrichtete, herrschte eine Sonnenfinsternis.[48] Der Landvogt gab zur Aufrichte Wein und Brot aus. Eine grössere Reparatur (rund 90 Kronen) war 1761 nötig, und erneut dreissig Jahre später: beteiligt waren Werkmeister Hartmann (Gerüst und Täfelung), der Schmied, Spengler Roth und Nagelschmied Haudenschild. Tischmacher Anderegg besorgte den Anstrich von Turm und Helm, Deck Wälchli das Dach.



Kirche Wangen im 17. Jh. Originalgrosser Ausschnitt aus dem Ölgemälde von Albrecht Kauw, Stadtansicht 1664, Burgerratszimmer Wangen. Umzeichnung: Hans Mühlethaler.

Für die grössere Glocke wurde 1614 ein neues Joch erstellt, diese selbst 1671 ersetzt. Das gespaltene Glöggli goss Samuel Hunkeler von Zofingen 1721 um (114 Pfund), während die kleine Glocke 1730 62 Pfund kostete. Schon zehn Jahre später musste man in Zofingen bei Jakob Kuhn auch die grössere Glocke umgiessen lassen (fast 107 Pfund). Zu Beginn des Kirchenneubaus 1824/26 war offenbar nur noch ein unscheinbares Glöcklein vorhanden, das durch zwei neue ersetzt wurde. Anstelle des alten Dachreiters entstand nun ein richtiger Kirchturm.[49]

Die nachreformatorische Kirchenanlage

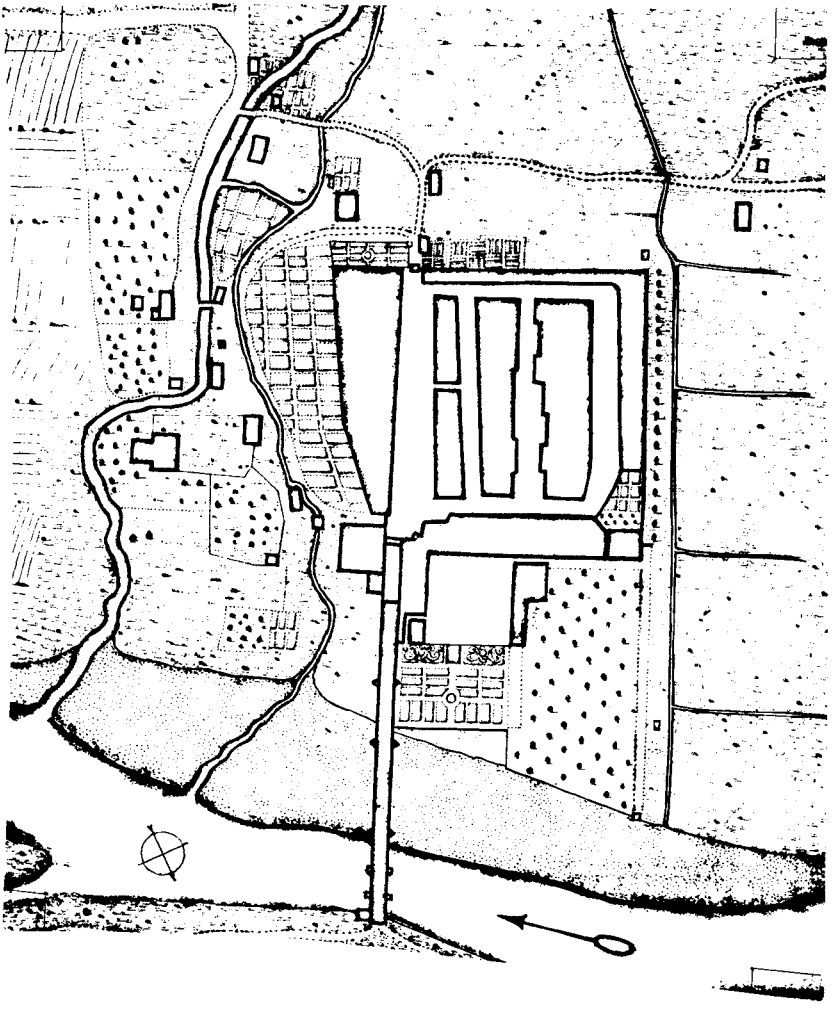
Die archäologischen Untersuchungen von 1980/81 bestätigten den von Caesar Steiger in seinem Stadtplan von 1714 festgehaltenen eigenartigen Grund-

riss der nachreformatorischen Kirche Wangen:[50] kurzes, querrechteckiges Schiff mit grossem mittelalterlichem Chor. Eggenberger hält ihn für diese Zeit und für einen Landvogteisitz für völlig fremd, «dem Kunsthistoriker bis anhin ein Unikum». – Hatte die gotische Anlage von zirka 1385 verschiedene Annexe aufgegeben und den Mönchschor zugunsten des Laienteils reduziert, im übrigen aber wohl Grundriss von Chor und Schiff beibehalten, so wurde nun der Saal drastisch auf die Höhe der ehemaligen spätromanischen Chorschranke verkürzt, d.h. allein der Platz, der im 13./14. Jh. den Mönchen reserviert war, musste nun für die ganze reformierte Gemeinde genügen. Natürlich sollte auch der Chor fortan von den Gläubigen genutzt werden.

«In den Dokumenten … fehlt aber ein eindeutiger Hinweis auf diesen Umbau. Einzig bei grösseren Änderungen zwischen 1628–30 ist vom Abbruch von Mauerwerk der baufälligen Kirche die Rede, doch kann sich dieser Hinweis auch auf einen rein lokalen Eingriff beschränkt haben, wie er z.B. in der Erhöhung der Chormauern im heutigen Bestand noch nachweisbar ist. Entweder muss die eigenartig gedrungene Anlage IV kurz nach der Reformation, noch im 16. Jh. entstanden sein – die Dokumente fehlen hier bis in die zweite Hälfte – oder dann eben in der angeführten, grösseren Bauperiode des 17. Jh.»[51]

1561 liess der Landvogt das grosse Fenster in der Kirche machen, ein Jahr später die andern ausbessern. 1576 wurden Werkhaus und Kilchmauer untermauert und zwei Jahre später erneut zwei grosse, vom Wind beschädigte Fenster repariert. 1584 liess man den Kirchenboden mit Estrichstein belegen. In der Baukampagne 1585/87 wurden nicht nur die beiden Schilde, Dach, Turm und Helm repariert und mit einer neuen Helmstange, Mond und Sternen versehen, sondern auch die Grabsteine in der Kirche durch den Maurer wieder aufgerichtet und die Kirchentüre instand gesetzt. 1590 verdingte der Landvogt um 24 Pfund noch einen Vorschopf an der Kirche und ein Hüsli für die Totenbäume. 1608 endlich wurde die Kirche geweisselt und die Kanzel verbessert.

Die grössten Umbauarbeiten fanden, wie oben angedeutet, in den Jahren 1627–1630 statt. Freilich lassen uns die Angaben über Maurer- und Steinhauerarbeiten im Unklaren über die betroffenen Teile. Angesichts der bedeutenden Kosten trafen die Bauherren des bernischen Rates und Werkmeister Daniel Heintz selbst die Anordnungen und das Verding (Arbeitsvergebung) mit den einzelnen Handwerksmeistern. Die Arbeit von Steinhauer Jakob Dub befriedigte nicht: «wyll und aber der Kilchbouw, als er nit werschaft

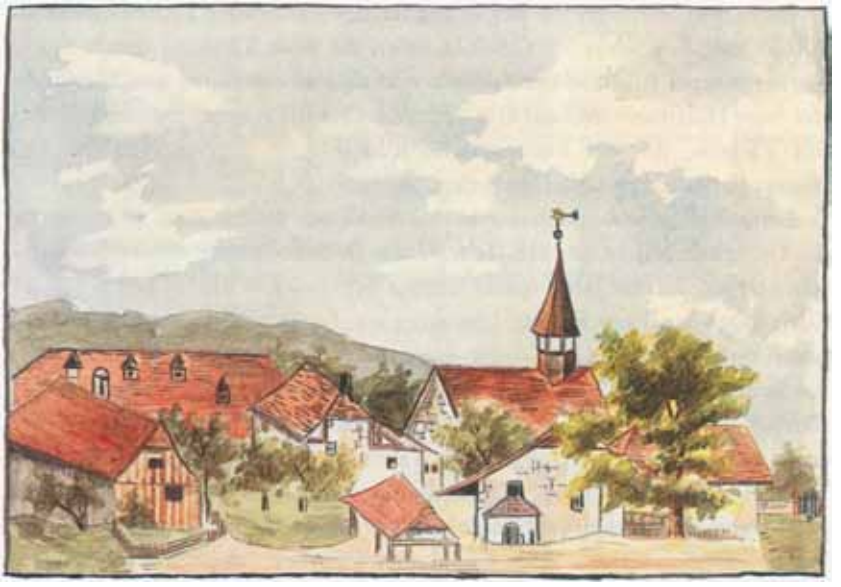


Wangen a.d:A.: Stadt mit Schloss und Brücke. Links am Mühlebach die Kirche mit mittelalterlichem Chor und kurzem, querrechteckigem Schiff. Plan Caesar Steiger, 1714. StA Bern, Atlanten 6, Plan 66.

gsin, hat muessen abbrochen werden und ime derselbige … bim Klafter widerumb ufzemuren und werschaft zu machen verdingt worden …» Das Verding belief sich ursprünglich auf rund 663 Pfund, effektiv dann auf 556. Der Wagner von Wiedlisbach lieferte zum Bau einen neuen Steinwagen, während Zimmermeister Fridli Hartmann die Holzarbeiten übernahm. Dem Schulmeister von Wangen wurden für rund 133 Pfund sechs neue Kirchenfenster verdingt, die der Schlosser von Langenthal ausrüstete. Tischmacher Hans Jakob Bur von Herzogenbuchsee deckte nicht nur die obrigkeitlichen Gebäude mit 25 000 Schindeln aus Langenthal, sondern lieferte auch die neue Kirchentüre, die der Schlosser von Oensingen beschlug. Der Wangener Tischmacher Paulus Last hätte – als Abschluss der Arbeiten – die Bestuhlung des Chors mit tannigen Laden und Eichengesims, sowie die neue Kanzeldecke machen sollen, starb indes vor Beginn der Arbeit. Diese wurde an einen fremden Meister um 28 Kronen und 2 Mütt Getreide vergeben – ein Lohn, der freilich nicht ausreichte. Um mehr Platz für die Bestuhlung zu gewinnen, musste Steinhauer Simon Wyss die Kanzel an einen andern Ort versetzen. Sie erhielt 1668 durch Hans Lämp einen neuen Kranz, während Tischmacher Niklaus Schmitz 1672 die Zahl der «Mann- und Weiberstüel» vermehren musste. Ein Gleiches war vier Jahre später noch einmal nötig (Hinweis auf vermehrten Kirchengesang). Mindestens den Vorgesetzten waren die Kirchenstühle fest zugeteilt. Um diese und um den Vortritt beim Einzug in die Kirche entspann sich 1707 ein Streit zwischen den Angehörigen des Pfarrers und des Landschreibers; die Regierung musste die Streithennen trennen, da dies dem Landvogt nicht gelang.[52]

Das Bauwerk von 1627/30 scheint trotz zweimaligem Beginnen nicht gerade solid gewesen zu sein, weshalb der Landvogt 1645 Abhilfe zu schaffen suchte: «Wyl dz pfulment der Kirchen und des Khors zue Wangen an der sythen gegen der Aaren fählen wellen, hab ich darzue graben und mit Tuff underfaren lassen müssen, hab auch grad ein Muhren vorwerths von der Kirchen bis zue end des Khors, und so hoch dasselbige ist, uffüeren … lassen.» Bei dieser Gelegenheit liess er einen schönen Obstkeller und drei Kornschütten darauf anbauen, «welche gantz kumlich und gegen der Bysen ligen». Die 70 Fuder Tuff lieferten die Maurer Adrian Haas und Urs Gugger. Sechs Jahre später musste Maurer Hans Kaufmann die von der Wassergrössi eingefallenen Gräber *in* der Kirche reparieren.

Als bleibenden künstlerischen Schmuck erhielt die Kirche 1660/1667 Abendmahlstisch und Taufstein gestiftet.[53] Bisher hatte man sich mit billi-



Anonymes Aquarell, möglicherweise von Wilhelm Corrodi, 1816. Ortssammlung Wangen a.d.A. Kirche im Zustand vor 1824/26, davor Mühle, links Salz- und Landhaus an der Aare. Blick von Süden.

gen Lösungen begnügt, so 1573 und 1576 mit einem gewöhnlichen Tisch zu 4 Pfund. 1591 machte der Tischmacher einen Länenstuel um den Taufstein; letzterer wurde 1608 ersetzt und erhielt noch 1665 einen neuen Deckel. Ob das vom Pfarrer 1635 erwähnte «novum baptisterium» auf eine weitere Neuanschaffung hindeutet? Für die Jahre 1628/30 liefert er interessante Angaben zum Abendmahlsbesuch an hohen Feiertagen: im Minimum besuchten 102, im Maximum 141 Gläubige den Gottesdienst; bei den Frauen schwankte die Zahl von 51 bis 77, bei den Männern zwischen 44 und 78. Dabei zählte die Pfarrei 1653 bloss 80 Herdstätten, also knapp 400 Einwohner. Erschreckend aber ist es, wenn wir vernehmen, dass allein 1628 aus Wangen 124, aus Ried 42 und aus Walliswil 58 Menschen der Pest erlagen.[48] – Aus dem Chorgerichtsmanual geht hervor, dass die Kirche schon 1681 einen ‹Lätner› besass (auch 1776 bezeugt) und man – begreiflicherweise – 1692 das Gedränge auf dieser Portlaube beklagte. Indessen hatte man in Bern über Jahrzehnte kein Gehör für eine Vergrösserung der Kirche Wangen.

Immerhin bewilligte die Regierung für eine Renovation 1726/27 mehr als 400 Pfund. Besonders ins Gewicht fielen die neue Täfelung durch Tischmacher Samuel Rikli, später Salzfaktor, die Zimmerarbeiten von Werkmeister Josef Hartmann. Maurer Urs Tanner deckte die Kirche, diesmal offenbar mit Ziegeln, die der Einheimische Rudolf Roth lieferte. Ob die 150 Besetzplatten für den Kirchenboden dienten?

Beim Ersatz windgeschädigter Kirchenfester stellte man 1757 erneut die Unterhaltspflicht des Staates fest, was in Bern immer wieder Stirnrunzeln erregte. Sieben Jahre später fertigte Schneider Wilhelm Lemp von 27 Ellen Serge aus Bern Fenster-Umhänge an. Endlich bedingte der Bau des neuen Salzmagazins 1776 nicht nur eine Reparatur der Kirchhofmauer, sondern man entschloss sich zu den nötigsten Renovationsarbeiten in der Kirche: sie wurde innen und aussen neu gestrichen (innen mit Leimfarbe), erhielt zwei neue Chorstühle samt Täfelung, einen Eichenstuhl um den Taufstein und eine neue Doppel-Porte; insgesamt wurden vier Türen beschlagen. Unter der Kirchentür und vor dem Chor setzte man Tritte aus Solothurnstein; Chor- und Gangboden wurden mit Sandsteinplatten belegt. Die Empore erhielt einen neuen Zugang von aussen durch eine überdeckte Treppe von 18 Tritt Solothurnstein. Mit Verbesserungen am Kirchhofweg, der Dachung und dem Türmlein, der Decke und Fenster, der Erstellung drei weiterer Kirchenstühle (1784–1790) verabschiedete sich das alte Bern und überliess es einer neuen Generation, einer neuen Regierung, Wangen mit einer ausreichenden und würdigen Kirche zu versehen. Noch sah das alte Gemäuer die Franzosen einziehen, die Alliierten passieren, Typhus und Hungersnot durchs Land gehen, bevor es (bis auf das Chor) fiel. Am 21. März 1824 hielt Pfarrer Carl Ludwig Dachs darin die letzte Predigt. Dann musste man auf dem Kornboden im westlichen Schlosstrakt Gottesdienst feiern.[54]

Abkürzungen

AHVB: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern
ASA: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde
OJB: Jahrbuch des Oberaargaus
StA: Staatsarchiv
ZSKG: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte

Anmerkungen

[1] Jahn Albert, Der Kanton Bern deutschen Theils, 1850, S. 474.

[2] Mühlethaler Hans, Ur- und Frühgeschichtliche Funde von Wangen. OJB 10, 1967, S. 35.

[3] Eggenberger Peter/Stöckli Werner, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche Wangen a.d.A. OJB 24, 1981, S. 186f.

[4] Müller Ernst, Archäologische Untersuchungen in der Marien-Kirche Deitingen. Solothurner Zeitung Nr. 5,8. 1. 1970. Ein Grabungsbericht ist leider bis heute nicht erschienen.

[5] StA Bern, Urkunde Fach Wangen, 28. 10. 1429.

[6] Moser Andres. Die Patrozinien der bernischen Kirchen im Mittelalter. ZSKG 52, 1958.

[7] StA Solothurn, Ratsmanual rot 9/10, S. 10.

[8] Flatt Karl H., Bilder aus der Geschichte von Wangen a.A. Jurablätter 24, 1962, S. 39.

[9] Mühlethaler Hans, Der Zeitglockenturm von Wangen a.A., OJB 12, 1969, S. 69f.

[10] Eggenberger/Stöckli, a.a.O., S. 188.

[11] Lang Beatrix, Der Guglerkrieg, Diss. Freiburg 1982. – Flatt Karl H., Die Gugler im Oberaargau vor 600 Jahren. OJB 18, 1975, S. 93ff. – Welti F. E., Die Stadtrechnungen von Bern 1375–1384, Bern 1896, S. 252ff. – Vgl. ferner Anmerkung 8, oben.

[12] Bildbeschrieb bei: Tschanz F. H., Zur neueren Geschichte der Kirche Wangen a.A., in diesem Band, S. 147ff. – Die Grafen von Kyburg, Schweiz. Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 8, Olten/Freiburg 1981.

[13] Helvetia Sacra, Benediktiner. In Vorbereitung. Zu den Herren von Stein vgl. Stammtafel im Solothurner Urkundenbuch 1, 1952; zu den Herren von Mörigen: Georges Grosjean in Festschrift U. Im Hof, Bern 1982.

[14] Mühlethaler Hans, Von Schiffskatastrophen und den 2 ältesten Stadtbildern von Wangen a.A. OJB 4, 1961, S. 130ff. – Vgl. auch Anmerkung 8, oben.

[15] Morgenthaler Hans, Solothurnische Steuern an Gotteshäuser des 15. Jh., ASA NF 20, 1918, S. 176ff. – StA Bern, Ratsmanual 26. 3. 1492.

[16] StA Bern, Stadtrechnung 1521 II.

[17] Fontes rerum Bernensium 3, Nr. 161, S. 154.

[18] Boos H., Urkundenbuch der Landschaft Basel 1, 1881, Nr. 93.

[19] Zu den Helfern vgl. Lohner C. F. L., Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidg. Freistaate Bern, S. 652ff. Seine Angaben bedürfen freilich der Überprüfung: verifiziert sind J. H. Leberli 1464, Hans Wagner 1466. Bernhard Brösemli war 1439 Chorherr von Zofingen, Johannes Obrecht – 1489/90 an der Universität Basel – gehört möglicherweise nach Wangen bei Olten. Anton von Buch war wahrscheinlich, Hans Dietrich sicher Propst in Wangen. – StA Bern, dt. Spruchbuch oberes Gewölbe U 377: 7. 7. 1512.

[20] AHVB 1, 1848, S. 351f. – 9, 1876, S. 57. – 30, 1930, S. 147ff. – Berner Chronik Valerius Anshelm II, 159. Burgerbibliothek Bern: Ms. Hist. Helv. IV. 2.

[21] Liebessteuer-Register 1508, ed. Karl Rieder, Freiburger Diözesanarchiv NF 8, 1907.

[22] Leuenberger Johann, Die Benediktinerpropstei zum hl. Kreuz in Wangen. Ohne Jahr, Broschüre in der Ortssammlung Wangen. – Mäder-Schweizer Paul, Ortsgeschichte von Wangen a.A. 1925, Vervielfältigung Wangen 1970.

[23] StA Bern, Urbarien Amt Wangen, Nr. 1.

[24] Stammler J., Säkularisationsrodel, ASA, NF5, 1903. – Tuor Robert, Mass und Gewicht im alten Bern, 1977.

[25] StA Bern, dt. Spruchbuch oberes Gewölbe P, 229.

[26] StA Bern, Fach Varia, sub dato.

[27] StA Bern, Ratsmanual 15. 7. 1514.

[28] Morgenthaler Hans, Das erste bernische Pfrundbuch, AHVB 29, 1928.

[29] StA Bern, Ratsmanual 1. 8. 1534, 29. 8. 1573. – B VII, Bände 2114 ff. – Burgerbuch 1, Burgerarchiv Wangen.

[30] StA Bern, Urbarien Amt Wangen Nr. 3 (1580), Nr. 4 (1663). – Urkunde Burgerarchiv Wangen 31. 8. 1589. – Tauf- und Eherodel Wangen 1626 f. vgl. Anmerkung 35.

[31] StA Bern, Pfrundurbar Wangen 1677.

[32] StA Bern, Ämterbücher Wangen K 819, 846; L 697; N 358. – Burgerbuch Wangen 1.

[33] Burgerarchiv Wangen, Urkunden.

[34] Burgerarchiv Wangen, Jahresrechnungen der Burgermeister, ab 1585.

[35] Zivilstandsamt Wangen a. A.

[36] Eintragungen des Pfarrers im Tauf- und Eherodel 1626–1684.

[37] Reformiertes Pfarramt Wangen: Chorgerichtsmanuale.

[38] Studer Robert, 50 Jahre Sekundarschule Wangen a.A. 1878–1928, Wangen 1932. – Mäder, Ortsgeschichte wie Anmerkung 22. – Mskr. Flatt aufgrund Landvogtei – und Burgermeisterrechnungen.

[39] Geiser Karl, Einzug, Niederlassung und Heimatrecht. OJB 18, 1975, S. 18 ff. – Almosenrechnungen und Rechnungen der innern Bürgerschaft, Burgerarchiv Wangen. – Pfarreibericht 1764, StA Bern.

[40] StA Bern, Amtsrechnungen Wangen, B VII 2114 ff. – Ferner standen die von Dr. H. Specker im Auftrag des Archäologischen Dienstes verfassten kurzen Regesten zur Geschichte der Kirche Wangen 1528–1798 zur Verfügung. – Eine kurze Würdigung geben Eggenberger/Stöckli, wie Anm. 3.

[41] StA Bern, Ratsmanual 29. 8. 1573.

[42] StA Bern, Pläne Steiger, Ougspurger und Känzig. Vgl. Grosjean Georges, Kant. Karten- und Plankatalog, Bern 1960, Nr. 667, 326, 161.3. Zu Mass und Gewicht vgl. Anmerkung 24.

[43] StA Bern, Ämterbuch Wangen B 129.

[44] ebendort 4, 367.

[45] Wie Anmerkung 40.

[46] Aquarell im Bernischen Historischen Museum, Oelgemälde im Burgerratszimmer/Gemeindehaus Wangen (ursprünglich im Schloss).

[47] Freundlicher Hinweis von Hans Mühlethaler, Wangen. Ihm verdanken wir auch die Beschaffung des Bildmaterials zu dieser Arbeit.

[48] Wie Anmerkung 36.

[49] Tschanz F. H., wie Anmerkung 12.

[50] StA Bern, Atlanten 6, Plan 66.

[51] Eggenberger/Stöckli, wie Anmerkung 3.

[52] StA Bern, Ämterbücher Wangen E 633 ff.

[53] Tschanz F. H., wie Anmerkung 12.

[54] Flatt Karl H., Unser Gotteshaus zu Wangen. Säemann September 1959. – Mühlethaler Hans, Vor 150 Jahren in Wangen a.A.: Neubau der reformierten Kirche. Berner Rundschau Nr. 27, 3. 2. 1975.

ZUR NEUEREN GESCHICHTE DER KIRCHE VON WANGEN AN DER AARE

FRITZ HEINZ TSCHANZ

I. Die Resultate der archäologischen Grabungen von 1980/81

Entgegen gewisser Erwartungen konnten die Grabungen lediglich eine erste kirchliche Anlage aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nachweisen. Als Überraschung kann aber die Grösse der Anlage mit dem angebauten Priorat gewertet werden. Mindestens die Kirche übertrifft die des Benediktiner-Mutterklosters Trub. Nach einer wohl eher mutwilligen Zerstörung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird die Kirche in reduziertem Umfang wieder hergestellt und das Kloster aufgegeben. Prächtige Wandmalereien aus der zweiten Hälfte des 14. und 15. Jahrhunderts schmückten diese gotische Anlage. Entweder kurz nach der Reformation oder in der grösseren Bauperiode des 17. Jahrhunderts entsteht ein für die nachreformatorische Zeit und für einen Landvogteisitz völlig fremdes Bauwerk mit kurzem, querrechteckigem Schiff und grossem, mittelalterlichem Chor.[1]

Die erstmals 1257 indirekt bezeugte Kirche hatte als Patrozinium Maria und das heilige Kreuz. Über die Anlage des Klosters hofft man durch weitere Grabungen anlässlich des Baus eines Kirchgemeindehauses nähere Auskünfte zu erhalten.[2]

II. Der Neubau von 1824–1826

Da Bern mit der Reformation von 1528 durch die Übernahme der Rechte und Güter des Klosters Trub Besitzer des Kirchensatzes der Filiale zu Wangen und damit Kirchherr an diesem Ort geworden war, hatte es auch die Unterhaltspflichten an der ehemaligen Prioratskirche übernommen. Allerdings tat es dies sparsam und konnte sich trotz der Klagen der Landvögte über die Baufälligkeit der Kirche nicht zu einer grundlegenden Sanierung entschliessen. 1776 wurden die nötigsten Instandstellungsarbeiten am Kirchenchor und an der Friedhofmauer noch bewilligt; mit der Einführung der

Helvetik aber war das alte Staatskirchentum mit seiner aristokratisch-strengen und patriarchalisch-wohlwollenden Regierungsweise aufgehoben.[3]

Durch die Mediationsverfassung vom 15. April 1803, einem Mittelding zwischen der Helvetik und der vorrevolutionären Zeit, wird die Ausübung der Religion, zu der sich der Staat bekennt, wieder garantiert. Da bei den Wahlen die Aristokraten die Mehrheit errangen, führten sie die Regierung nach alten Grundsätzen, was sich auf das Verhältnis von Staat und Kirche auswirkte. Als nun 1821 der vorzügliche Rudolf Emmanuel von Effinger das Amt eines Oberamtmanns in Wangen übernahm, wurde auch die Frage des Neubaus der Kirche wieder aufgenommen und vom Grossen Rat am 9. Juni 1823 beschlossen.[4]

Bereits anfangs 1823 lagen der staatlichen Baukommission Plan und Kostenvoranschlag vor. Für die Begründung des Baus brachte sie die Baufälligkeit der Kirche und den beschränkten Raum für die ziemlich grosse Gemeinde vor. Pläne und Devis stammten vom obrigkeitlichen Baumeister Johann Daniel Osterrieth. Die Masse der neuen Kirche werden wie folgt angegeben:
Schiff (inkl. Mauerdicke):
Länge: 61 Fuss = 17 m 90 cm[5]
Breite: 52 Fuss = 15 m 62 cm
Höhe bis unter Dachgesims: 28 Fuss = 8 m 22 cm
Fundament (unter Boden): 3,8 Zoll (1 Zoll = 1/12 Fuss) = 9,3 cm
Fassimauern (Fassungsmauern): 2 Fuss 6 Zoll = 72 cm
Turm:
bis unter Dachgesims: 54 Fuss = 15 m 85 cm
Dach bis Stangenspitze: 37 Fuss = 10 m 86 cm
Total: 91 Fuss = 26 m 71 cm

Zu beiden Seiten des mitten an der Front stehenden Turmes wird je ein Schirmdach angebracht werden. Die Fassenstücke (Fassung) der Kirche und des Turmes sollen aus Solothurnstein gemacht werden, Ecken, Fenster- und Türeinfassungen sonst von einem harten Stein, das übrige Mauerwerk aus gemauertem Bruchstein. Im Innern werden neu erstellt: Lettner, Kanzel, Chorstühle und beinahe alle Bänke, Fussböden, Türen usw. Endlich soll in den Turm eine neue Glocke kommen, statt des winzigen Glöckleins, das kaum im Schloss, noch weniger im Pfarrhaus gehört wird. Bausumme: 11 500 Pfund (rund 90 000 Franken).[6]

Schwierigkeiten

Der Bau verzögerte sich um volle zwei Jahre wegen Differenzen zwischen Staat und Kirchgemeinde um die Fuhrungen. Am 18. Februar 1823 finden wir folgende Eintragung: «Die Gemeinde weigert sich, die (zum Kirchenbau notwendigen) Fuhrungen durchzuführen und beruft sich auf einen rechtskräftigen Exemptionstitel (Befreiungsurkunde). Dem Oberamtmann wurde geschrieben, diese Fuhrungen seien conditio sine qua non (Bedingung, ohne die es nicht gehe). Die Gemeinde weigert sich, vom Oberamt gleichsam unterstützt, obgleich sie Bereitwilligkeit zeigt, aus freien Stücken, ohne Konsequenz, etwas zu tun.» Schon in der gleichen Verhandlung wird ausgesprochen: «… den Kirchenbau unterdessen ein ganzes Jahr zu verschieben.»

Die Sache wird erneut am 20. Mai 1823 behandelt. Die Gemeinde hatte sich auf das durch Hans Bletz, geschworenen Schreiber der Stadt Bern, im Jahre 1530 aufgenommene Urbar über die zehntpflichtigen Güter der aufgehobenen Propstei Wangen berufen, in welchem alle Rechte und Pflichten der Parteien genau beschrieben wurden.[7] Der Staat konnte aber demselben Urbar entnehmen, dass es wohl die Unterhaltspflicht des Staates für Kirche, Kirchhof und Glocken enthält, über die Fuhrungen aber nichts bestimmt. Hier nun sollte ein Fuhrgesetz vom 17. Dezember 1804 massgebend sein, welches für solche Fuhrungen die Gemeinden behaftete. Die Angelegenheit wurde später zu Ungunsten der Gemeinde Wangen entschieden. Sie musste, da inzwischen der Bau doch ausgeführt war, die «auf unrechthabende Kosten» geschehenen Fuhrungen zahlen; die Note belief sich auf 5082 Pfund (rund 40 000 Franken). Die Gemeinde stellte dem Staat das Gesuch, er möchte einen Teil davon übernehmen; die Sache wurde aber vom Staat kurz abgetan: «Wird wegen der bekannten Renitenz abgelehnt.» Bloss wurde eine Stundung gewährt, derart, dass die Gemeinde den Betrag in vier Jahresraten ohne Zinsbelastung abtragen konnte.

Eine zweite Verwicklung ergab sich mit der Lieferung des zum Kirchenbau nötigen Holzes. Am 2. September 1823 stellte die Baukommission an die Forstkommission den Antrag, folgende Menge Holz bereitzustellen:

2 grosse Eichen zu Peristylsäulen, den Rest für den Glockenstuhl, 6 grosse Eichen für den übrigen Bedarf, 133 Tannen für grösseren Bedarf, 100 Rafentannen, 17 Sagträmel für 2″ (49,33 cm) Laden, 40 Sagträmel für 1½″ (36 cm) Laden, 4 Sagträmel für 1″ (24,66 cm) Laden und 14 Sagträmel für Dachlatten.

Das Holz sollte aus den Korporationswäldern geschlagen werden, an denen der Staat noch gewisse Rechte hatte. Die Gemeinden bestritten aber auch diese Rechte. Um die Bauarbeiten nicht zu verzögern, wurde am 28. September 1824 der Oberamtmann angewiesen, vorerst die acht Eichen aus den rein obrigkeitlichen Wäldern verzeigen zu lassen. Aber auch hier tauchten unvermutete Schwierigkeiten auf. 18. Januar 1825: die acht Eichen können nicht herbeigeschafft werden; die Forstkommission steht am Ende ihres Könnens. So wird der Oberamtmann angewiesen: 1. die vier Eichen, welche Walliswil und Wangenried liefern wollen, anzunehmen, 2. die vier andern «auf unrechthabende Kosten» zu kaufen.

Indessen hatte im Juli 1824 der obrigkeitliche Baumeister auch eine Erweiterung des Chors erwogen. Das bestehende Chor passe nicht zum Ganzen der Kirche: statt eines Viereckes sollte das Chor ein Sechseck bilden, und auf einer Seite desselben sollte ein Fensterlicht als Seitenstück zum gegenüberstehenden angebracht werden. Die Veränderung war vorgesehen als Zurücksetzung der beiden Nebenfassaden um ca. 9 Fuss (2,64 m) gegen die Hauptmauern und Zurücksetzung der Grundmauer um 18 Zoll (44,44 cm). Diese Änderung hätte natürlich auch die Zurücksetzung und Vermehrung des Chorgestühls, die Versetzung der Kanzel, grössere Boden- und Deckenfläche nach sich gezogen. Die Obrigkeit wollte 2000 Pfund (15 000 Franken) der Mehrkosten übernehmen, den Rest sollte die Gemeinde aufbringen.

Die Kommission war dem Vorschlag nicht abhold, bedauerte aber, dass das nicht gleich zu Beginn beantragt worden sei; man hätte dann den Turm neben die Kirche stellen und der Vorderseite eine schöne architektonische Gestaltung geben können. Am 13. Juli 1824 wurde aber das Projekt vom Kleinen Rat (Regierungsrat) verworfen, weil es nicht von Anfang an vorgelegen habe. Auch spiele die Weigerung der Fuhren bei dieser Haltung eine Rolle.

Eine weitere Quelle des Ärgers erwuchs der Obrigkeit aus der Haltung der örtlichen Handwerker. Namentlich einer unter ihnen war ungewöhnlich säumig und stellte dazu übertriebene Rechnungen.

Aus der heutigen Sicht sind wir natürlich froh über die Ablehnung des erweiterten Projekts, hätte dies doch die gänzliche Zerstörung der damals unbekannten Wandmalereien, mit denen möglicherweise auch das Kirchenschiff noch ausgestattet war, bedeutet. Im Frühjahr stellte sich heraus, dass die Erde unter der geplanten Kirche sehr fett war, so dass Feuchtigkeit und Salpeterbildung zu befürchten waren; es wurde darauf das Erdreich bis auf eine zureichende Tiefe ausgegraben, weggeschafft und durch Kies ersetzt.

Dies ergab einen Kostenaufwand von 500 Pfund (3750 Franken). Ausserdem zeigt sich in der Schlussabrechnung ein Kosten-Excedent (Überschuss) von 3547,8 Pfund (26600 Franken). Die Hauptursachen waren:

1. Man hatte den Generaldevis darauf gegründet, dass die neuen fassige (Fassungs-) Mauern auf das Fundament der alten zu liegen kämen. Wie die alten Mauern aber abgebrochen waren, zeigte es sich, dass das Fundament bloss aus ungebundenen Rollsteinen bestand, von so unsicherer Art, dass nicht daraufgebaut werden durfte. Es musste also ein ganz neues Fundament gelegt werden.

2. Der Kirchturm sollte laut ursprünglichem Devis nur 91′ (Fuss) messen. Auf Vorstellung der Gemeinde wurde dem untern Mass von 54′ noch 10′ (2,94 m) und dem obern von 37′ noch 8′ (2,35 m) zugegeben, so dass nun der ganze Turm 109′ (32 m) misst. Das Dach wurde statt mit Ziegeln mit eichenen Rundschindeln bedeckt, und diese zur längern Haltbarkeit mit roter Ölfarbe bestrichen.

3. Statt einer neuen Glocke wurden deren zwei geliefert, welche statt 1000 Pfund (7500 Franken) nun 2353,3 Pfund (17650 Franken) kosteten. Die alte Glocke wurde mit eingeschmolzen. Bloss eine Glocke für einen bedeutenden Ort, für eine so bedeutende Gemeinde und die Hauptkirche des Amtes wären unzulänglich gewesen.[8]

4. Im Chor der Kirche wurden nachträglich zwei Fenster angebracht, um mehr Licht in diesen Raum des Gotteshauses zu bringen. Dabei war es nötig, den an der Nordseite des Chors angebauten, das Aussehen der Kirche von dieser Seite verunstaltenden kleinen Kornspeicher wegzuräumen und die äussere Chormauer auszubessern.

5. Das Chor der Kirche wurde durch ein auf Glas gemaltes Standeswappen anständig und gemäss der Väter Sitte geziert.[9]

6. Nachträglich fand man es als angemessen, das Kirchendach mit blechernen Dachrinnen zu versehen.

«Dieses, hochwohlgeborne, gnädige Herren, sind die Hauptursachen des namhaften Excedentes; derselbe verteilt sich, grosso modo, folgendermassen:

1. Fundament mit doppelten Fasaden	212 Pfund
2. Turmerhöhung mit Schindeldach	680 Pfund
3. Zweite Glocke	1353,3 Pfund
4. Chorfenster samt Folgen	460 Pfund
5. Wappenscheibe	500 Pfund
6. Dachrinnen und Blech am Turm	310 Pfund

«Ein Nachtragsbegehren kam nach dem andern, eines ziehet das andere nach sich, alles kann von Anfang nicht ein- und vorgesehen werden. Die Baukommission hätte sich geschämt, Hochdieselben mit jedem besonders zu behelligen. Auch wären die Arbeiten allzusehr aufgehalten worden, wenn man jedesmal die höhere Bewilligung und Genehmigung hätte einholen müssen und erwarten müssen. Manche dürfen sich schmeicheln, Euer Gnaden Zutrauen in einem so hinlänglichen Grade zu besitzen, um dass Hochdieselben sich am Ende überzeugt halten dürfen, es sei die Baukommission nicht weiter gegangen als sie, durch die Notwendigkeit und Schicklichkeit der mehr angeordneten als bewilligten Arbeiten, so wie auch im Punkt der zu beachtenden Oekonomie verantworten können.

Der Bau der Kirche zu Wangen ist beendigt. Ein unbefangenes Urteil wird entscheiden können, ob zu viel darauf verwendet worden. Die Baukommission darf eine diesörtige Untersuchung wohl erwarten. Wäre die Totalkostensumme im Anfang verlangt worden, Euer Gnaden hätten dasselbe ohne Zweifel bewilligt.

Euer Gnaden wollen nun geruhen, die Verrechnung der nachträglichen Ausgabensumme von 3547,6 Pfund, für derjenigen erst bewilligten von 11 500 Pfund, also die Verrechnung von 15 047,6 Pfund, für den Bau der Kirche zu Wangen zu gestatten.»[10]

Im Schreiben vom 9. Mai 1826 an den Oberamtmann meinte die Baukommission: «Euer Gnaden empfangen hiemit zur Verrechnung aus mitgehendem Verzeichnis die auf 15 047,6 Pfund ansteigenden 35 Conti über den Bau der Kirche von Wangen, nachdem der … Excedent nicht ohne unbeliebige Bemerkungen sub 1. d.M. von MgnH und Oberen passiert worden ist. Gott mit Ihnen.» Aus einer beigelegten Copia Rathszedel vom 1. Mai 1826 ersehen wir, wie die Obrigkeit in Bern auf die von der Baukommission vorgebrachten Argumente reagiert hat: «… dass die Nachbarschaft so mancher wohlgebauten katholischen Kirche einen grösseren Aufwand gerechtfertigt habe. Aber MgnH und Oberen gestatten sich zwei Bemerkungen:

1. Die Arbeit werde oft nicht mit der erforderlichen Umsicht und mit dem reiferen Nachdenken von Kunstverständigen überlegt, und daher ihre Pläne und Devis oft Abänderungen unterworfen sind. Im vorliegenden Falle hätte z.B. die Zweckmässigkeit eines höheren Kirchturmes und der zwei neuen Fenster im Chor zum Voraus wahrgenommen werden können.

2. Bedeutende Überschreitungen sollten MgnH und Oberen bekannt gemacht und ihr Einwilligung geholt werden.»

Die Protokolle der Baukommission enthalten natürlich noch viele interessante Einzelheiten, so z.B., dass für Decken und Anstreichen des Kirchturmdaches dem Baumeister von Bern aus ein italienischer Arbeiter namens Ferrario zur Verfügung gestellt wurde, weil offenbar kein hiesiger für diese schwierige Arbeit zu haben war; für den Anstrich bekam er per Schuh 3 Kreuzer[6] (pro 0,862 m^2 75 Rappen; 4 Kreuzer = 1 Batzen; 7½ Batzen = 1 Pfund). Bestimmt wurde nun eine schiefergraue Farbe.

Die Kostenrechnung des Neubaus stellt sich auf 15 047,6 Pfund, die vom Staat übernommen wurden (112 857 Franken), 5082 Pfund (38115 Franken), die von der Gemeinde zu übernehmen waren, zusätzlich eine Verrechnung von 103,4 Pfund, total also 20233 Pfund (rund 15 1750 Franken).

Wappenscheibe

Im Jahr 1823 kamen Georg und Johann Jakob Müller nach Bern und eröffneten hier eine Glasmalerfirma, die sich bald eines gewissen Aufschwungs erfreute. Namentlich der zweite, jüngere Bruder war ein geschickter Meister und hatte die Kunst entdeckt, Überfangglas in allen Farben herzustellen. So erhielten die Brüder 1825 den Auftrag, zwei Wappenscheiben herzustellen nach der Zeichnung des Wappenmalers Johann Emanuel Wyss (1782–1837).[11] Wyss war der dritte Sohn des Münsterpfarrers Johann David Wyss (1743–1818) und der Maria Katharina geb. Müller, des Verfassers des Jugendbuchs «Der Schweizerische Robinson», das im Verlauf von rund 150 Jahren in sämtliche europäische Sprachen übersetzt worden ist und vor allem im angelsächsischen Sprachgebiet noch heute zu den meist gelesenen Jugendschriften zählt.

Die erste Scheibe, unsere Wappenscheibe, war für 368 Pfund devisiert, die zweite, das Wappen des verstorbenen Schultheissen von Steiger darstellend, für 312 Pfund. Die Kreisrosette, die im Oculus der östlichen Chorwand schon den in die Kirche Eintretenden leuchtend entgegensah, weist im blauen von einem Lorbeerkranz umgebenen Mittelfeld das mit einer Herzogkrone versehene Bernerwappen auf mit einem nach rechts (heraldisch) schreitenden Bären, umgeben von einem Eichen- (rechts) und einem Lorbeerzweig (links), einem Schwurhand-Stab (nach rechts oben weisend) und einem Schwert (nach links oben weisend) – und der Inschrift: Zum Gedächtnis des neuen Baues der Kirche 1825. Das Bernerwappen ist umgeben von 6 grössern

und 2 kleinern Medaillons (rechts Osterrieth, links Dachs), mit den Wappen der Mitglieder der Baukommission, des Baumeisters und des Pfarrers und Dekans des Kapitels Langenthal. Die Wappen stehen in einem violetten Ring mit dreifach gefiederten Blättern, umgeben von einem mit gelbem Band umschlungenen Buchskranz. Der äussere Ring besteht aus 12 fünffach gefiederten blauen Blättern, getrennt im Innern von roten Blattspitzen, nach aussen durch 12 dreifach gefiederte gelbe Blätter. Von oben nach rechts (heraldisch) sind folgende Wappen zu sehen:

Bernh(ard) Ludw(ig) von Muralt Kl(einen) Raths, Präsident der Bau-Comiss(ion): in Silber zweitürmige rote Burg mit offenem Tor; zwischen den Türmen eine rote Lilie. B. L. von Muralt (1777–1858) war der Sohn des frühern Landvogts von Bipp, kam 1803 als Oberamtmann nach Wangen, 1810 in der gleichen Eigenschaft nach Thun, war 1813 bis 1814 in verschiedenen diplomatischen Missionen tätig, wurde 1817 Mitglied des Kleinen Rats und des Staatsrats, war Gesandter Berns auf der Tagsatzung und von 1826 bis 1831 Standesseckelmeister. 1831 trat er in den politischen Ruhestand, um sich ganz der Verwaltung seines Gutes in Chardonne bei Vevey und dem Weinhandel zu widmen.[12]

Rudolf von Büren Kl(einen) Raths, Eidgenössischer Oberst: in Rot mit silbernem Schildrand drei silberne Bienenkörbe. Albrecht R. von Büren lebte von 1784 bis 1856, war Hauptmann in französischen Diensten (1808), Major im Lande (1812), Oberst (1824) und von 1828 bis 1830 Direktor der Militärschule in Thun. 1816 wurde er Mitglied des Grossen Rates. 1823 bis 1831 gehörte er dem Kleinen Rat an, zog sich dann auf das Erbgut an der Schosshalde zurück. Sein Sohn Otto war Stadtpräsident von Bern von 1864 bis 1884.

Abr(aham) Balth(a)s(a)r von Imhoff des grossen Raths: oben in Schwarz ein goldener Seelöwe, unten in Weiss drei schwarze Rauten. A. B. von Imhoff lebte von 1773 bis 1859 auf dem väterlichen Gut in Röhrswil und galt als der reichste Berner seiner Zeit. Die jüngste seiner drei Töchter, mit Hugo Theodor von Hallwil verheiratet, erbte Röhrswil, da der einzige Sohn wegen eines Unfalls pflegebedürftig war, betreut von Dr. Lory in Münsingen, dem Gründer der Lorystiftung. Mit diesem Sohn starb 1892 das 1617 in Bern eingebürgerte Geschlecht aus. Hans Georg von Imhoff (1596 bis 1657), der erste Berner seines Geschlechts, war übrigens 1626 Gerichtsschreiber und 1629 bis 1635 Landvogt zu Wangen. Er und seine Nachfahren haben Bern in den verschiedensten Chargen wertvolle Dienste geleistet.

Johann Daniel Osterrieth Obrigkeitlicher Baumeister: von rechts nach links oben 2 silberne Kreuze und von links nach rechts oben 2 silberne Lämmer mit Siegesfahnen nach rechts schreitend in Rot. J. D. Osterrieth, am 9. Oktober 1768 in Strassburg geboren, ist der eigentliche Schöpfer unserer Kirche. Bereits 1789 war er nach Bern gezogen, wo er 1821 eingebürgert wurde. Bis 1792 führte er neben Vionel nach den Plänen Antoines den Bau des bernischen Münzgebäudes und das Münztor aus. Er stand dann lange Jahre im Dienste der bernischen Regierung, lieferte 1805 die Pläne der Obertorbrücke, erstellte 1810 den obern Stadteingang mit Gittertor und Zollhaus, baute 1811 die Kirche von Grosshöchstetten und führte 1826 bis 1836 nach seinen Plänen den Bau des Zuchthauses aus. 1814 war Osterrieth bernischer Pontonierhauptmann. Andere Bauten, die Osterrieth ausführte, waren die Kirche von Limpach (1806 bis 1808), das Morillongut (1830 bis 1832), das Aarbergertor (1823 bis 1824), 1812 die Kirche von Rüschegg. Bekannt geworden ist Osterrieth durch den Bau der Laurenzenvorstadt Aarau, die er nach den Plänen von Hans Feer ausführte (1795 bis 1797). Sein Sohn Ludwig war ebenfalls Baumeister und zog nach Colmar, während die beiden Töchter sich mit Bernern verheirateten.[13]

Rud(ol)f Em(anue)l von Bffinger Von Kiesen, Oberamtmann von Wangen, Eidgenössischer Oberst: in Silber ein roter Sechsberg. R. E. von Effinger wurde am 10. Juni 1771 auf der Burg Wildegg geboren, die bis zum Aussterben des Geschlechts im Jahre 1912 im Besitz der Familie blieb. 1789 sehen wir den jungen Mann als Offizier im holländischen Garderegiment, das er aber auf Befehl des Vaters 1792 verliess, um in die Rheinarmee überzutreten als Adjutant des spätem Feldmarschall Friedrich Freiherr von Hotze. Später unternahm er grössere Reisen nach Italien und Paris, wurde 1798 Generaladjutant des kommandierenden Generals von Erlach und geriet in französische Gefangenschaft. Im Verlauf des Stecklikrieges wurde von Effinger zum Oberst befördert und als Generaladjutant dem eidgenössischen Obergeneral von Bachmann zugeordnet, war Kommandant eines bernischen Dragonerregimentes und trat 1803 in den Grossen Rat, wurde 1808 zum Oberamtmann von Konolfingen gewählt, wo er die erste Dorfkäserei in Kiesen einführte. Ebenso fand er später, seit 1821 als Oberamtmann von Wangen, Gelegenheit, initiativ zu wirken (Amtsersparniskasse, Käserei, Schützengesellschaften). 1813 und 1831 hatte er den Oberbefehl über alle bernischen Truppen. Dann legte er alle seine Ämter nieder und widmete sich seinen Gütern, machte aber auch grössere Reisen. 1840 kaufte er das Schloss

und 1846 die Schlossgüter von Wildenstein, wo er bis zu seinem Tode (1853), zuletzt schwer leidend, wohnte.

Ludwig Dachs Predikant, D(ekan) Ka(pite)ls Langenthal, Pfarrer zu Wangen: von links nach rechts aufsteigender silberner Dachs in Rot auf grünem Dreiberg. Dachs stammt aus einem Thuner Geschlecht, aus dem etliche Theologen hervorgingen. Sein Urgrossonkel Jakob (1667–1744) war einer der ersten Pietisten und brachte es wegen seiner vermittelnden Art bis zum obersten Dekan (1732). Der Onkel, Jakob Friedrich, war Feldprediger in Piemont (1759), Pfarrer in Erlenbach i. S. (1766), in Saanen (1772), Kammerer (Sekretär) des Thuner Pfarrkapitels (1776), Dekan (1779), Pfarrer in Thurnen (1782), in Wahlern (1806) und starb 1809. Er erhielt mit seinen Brüdern 1791 das Burgerrecht von Bern. Karl Ludwig, geb. 1771, kam nach seiner Heirat mit Elisabeth Muster von Thun 1802 als Pfarrer nach Wangen, wurde 1819 Kammerer und 1821 Dekan des Langenthal-Kapitels bis zu seinem Tode im Jahr 1844. An ihn erinnert neben der Wappenscheibe eine Tafel neben der südlichen Eingangstür zur Kirche.

Arm(an)d Eduard von Ernst Oberamtmann von Schwarzenburg: in Gold auf grünem Dreiberg ein nach rechts schauender wachsender silberner Widder. Von Ernst lebte von 1782 bis 1852, war Gutsbesitzer im Rabbental, wurde 1806 als Offizier der preussischen Armee bei Jena gefangen genommen. 1814 war von Ernst Mitglied des Grossen Rates, wurde 1817 Oberamtmann von Schwarzenburg und 1827 Zuchthausdirektor. In Schwarzenburg machte er sich um die Reform des Armen- und Kirchenwesens sehr verdient und wurde nach der Regeneration in den Grossen Rat gewählt.

Carl Victor May Oberamt(man)n v(on) Büren, Eidge(n)öss(ischer) Oberst: fünfmal gespalten mit Blau und Gold von rechts nach links, im goldenen Schildhaupt zwei gegeneinander gekehrte blaue Löwen. Von May, der kinderlos starb, lebte von 1777 bis 1853 und war bekannt unter dem Namen «Michouette»; er verbrachte seine Jugendzeit auf Schloss Oron, wo sein Vater von 1782 bis 1794 als Landvogt amtete. Er kam dort mit dem berntreuen, aus Yverdon stammenden Ferdinand Isaac Rovéréa (1763–1829) in Verbindung, der als Oberst in der Waadt die «Légion Fidèle» befehligte. Nach Offiziersdiensten in der holländischen Armee schloss er sich ihm als Jägerhauptmann an und focht gegen die Franzosen 1798 in Laupen. Als Rovéréa ein Regiment im Solde Englands befehligte, folgte er ihm bis nach Malta, das, von Napoleon besetzt, sich 1800 dank der britischen Seeübermacht unter den Schutz Englands stellte. Hier quittierte Karl Viktor seinen Dienst und kehrte in die Hei-

mat zurück, um um 1803 als Oberamtmann nach Büren zu gehen .1814 wurde er Mitglied des Grossen Rates und rückte 1830 zum Scharfschützenoberst auf.

Mit der Wappenscheibe trug sich noch ein *Nachspiel* zu. Osterrieth erhielt am 20. September 1825 ein Schreiben von der Baukommission, worin festgehalten wird: «Die Gebrüder Müller haben der Baukommission ihren Conto über die im Chor der Kirche zu Wangen gemachte Wappenscheibe gemacht. MgnH finden die Forderung von 700 Pfund über alles Mass hinaus übertrieben. Wenn auch geneigt, die Gebrüder Müller in ihrer schönen und seltenen Kunst zu unterstützen und ihnen zu deren Ausübung behilflich zu sein, so können doch MgnH diese Künstler zu ihrem Besten keineswegs überschätzen und niemals solche Anschläge über ihr Arbeit autorisieren, was geschähe, wenn der vorliegende Conto tale quale angenommen würde. Die Baukommission übersendet Ihnen, hochgeachteter Herr, diesen Conto mit dem Auftrag: selbigen den Gebrüder Müller wieder zuzustellen und sie einzuladen, statt dessen eine billigere Rechnung einzusenden, massen sich durch solche Forderungen weder bei dem Publikum empfehlen, noch bei ihrer Regierung, welche sie bisher unterstützt hat, in Empfehlung zu bringen.»

Aber die Gebrüder Müller gaben nicht nach: Osterrieth stand in einer peinlichen Situation und musste zugeben, hier ungenügend unterrichtet gewesen zu sein. Die Gebrüder Müller verwiesen auf den Ausweg, man könnte 100 Pfund von dieser Scheibe auf die andere überschreiben, und diese mit 600 honorieren. Da zerschnitt die Baukommission den Knoten dadurch, dass sie für die Wangener Scheibe 500 Pfund auszahlen liess und dagegen den Gebrüdern Müller gestattete, für die andere Scheibe (Wappen von Steiger) 100 Pfund zuzusetzen.

Die Gebrüder Müller hatten übrigens noch ihre eigenen Schicksale. Sie gerieten nach anfänglichen Erfolgen in Schulden und wurden 1835, als sie sich in Lyon aufhielten, wegen betrügerischen Konkurses verhaftet. Der ältere erhielt eine empfindliche Freiheitsstrafe, während der jüngere wegen seiner eigentlichen Künstlertätigkeit straflos ausging und seine Arbeit fortsetzen konnte. Er befasste sich hauptsächlich mit der Restauration von Glasmalereien in bernischen Landen.

Anderer Schmuck der Kirche

Neben dem prächtigen Rundfenster im Chor erhält die Kirche eine sehr schöne und schlichte Nussbaum-*Biedermeierkanzel*, zwei *Eichentüren*, wobei

die eine im Türrahmen das Berner Wappen, flankiert von der Jahrzahl 1825, aufweist (Abb. 1) und in der offenen Vorhalle unter dem Turm eine *mosaikartige Pflästerung* aus hochkant gestellten Kieseln mit dem Datum 1825 und den Initialen SD und FS. Der Eingang zum Kirchhof wird neu gestaltet und mit schmiedeisernen Toren versehen. Wahrscheinlich erhalten bei dieser Gelegenheit auch die beiden alten *Stundensteine* ihren Platz vor dem nördlichen Treppenaufgang. Es sind zwei der drei noch erhaltenen Berner Stundensteine aus der Zeit vor 1838. Sie haben die Form leicht konischer Säulen und standen vermutlich bei Röthenbach «VIII Stunden» und südlich der heutigen Autobahn zwischen Wangen und Wiedlisbach «IX Stunden». Bei den runden Steinen handelt es sich um kulturgeschichtlich bemerkenswerte Stücke, belegen sie doch die Anlehnung des alten Bern an römische Vorbilder auch für die Zeit der Restauration.[14]

Aus der alten Kirche wurden übernommen das Epitaph an der Südseite des Kirchenschiffs zur Erinnerung an das Ehepaar Wild-Fassnacht. Die Inschrift lautet:[15]

Dixit ei Jesus: Ego sum ressurectio et vita, qui credit in me, etiamsi mortuus fuerit vivet.
En:
Qui thalami prope annos 40 consortes fuere, nunc sunt
medium templum tenentis tumuli, D. Joh. Jac. Wild et Rosina Fassn(acht), dum viverent conjuges fidissimi. Maritus quidem in officio ΤΟΥ ΣΗΜΕΙΟΓΡΑΦΟΥ huius loci provincialis 23
annorum spatio deo ac patriae fidelis, munificus, pauperum amor, nemini gravis, omnibus gratus. Haec
casta, pia ac fida coniuga. Visit ille annos 63, illa 57; fatis cessit haec 2 Martij, hic 29. Septembris,
anno 1700, Quorum piae memoriae monimentum hoc 5 liberti posuere lugentes Sed eheu.
Quid illae lachrymae? Nati cessate dolere
Eripuere moestis utrosque sidera terris
Sumusque redditi coelesti patriae.

Jesus sagte zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er gestorben ist. (Joh. 10, 25)
Sieh da: Die des Ehegemaches fast 40 Jahre lang teilhaftig waren, liegen nun in dem Grabhügel, der mitten in dieser Kirche steht: Herr Joh. Jak. Wild und Rosina Fassnacht, in ihrem Leben beide die getreusten Ehegatten. Der Mann an diesem Ort Landschreiber während 23 Jahren, Gott und dem Vaterland getreu, freigebig, bei den Armen beliebt, niemandem zuwider, allen angenehm. Sie eine züchtige, fromme und treue Ehefrau. Er lebte 63 Jahre, sie 57 Jahre; sie starb am 2. März, er am 29. September des Jahres 1700. Ihnen zum treuen Andenken haben die 5 trauernden Kinder dieses Denkmal errichtet.

Ebenfalls übernommen wurde der steinerne *Abendmahlstisch*,[16] e*ine Erinnerung an die Gattin des Landvogts Jenner* von 1660, wohl nach einem Entwurf des Münsterbaumeisters Abraham Dünz I. (1630–1688). Die silhouettierenden Volutenwangen weisen die Wappen Jenner und Huber und sind mit einer massiven Zarge verbunden. Die Tischplatte dient zugleich als Epitaphplatte. Die Inschriften lauten:

Zarge Ost:
Obiit, non periit, qui bene mortuus: Ergo mortui vivimus,
carne speramus, spiritu fruimur sede beata.

Wer gut gestorben ist, ist zwar gestorben, doch nicht untergegangen,
daher leben wir im Tode noch, hoffen wir im Fleische
und erfreuen uns im Geiste der ewigen Heimat.

Zarge West:
Nasci, laborare, mori hominis totum est. Ambigis?
Mensae tollito velum, plura videbis ibi.

Geboren werden, arbeiten, sterben, das ist des Menschen ganzes
Los. Zweifelst du daran? So hebe das Tuch auf dem Tische,
mehr dann wirst du dort seh'n.

Auf der Epitaphplatte:
Fuimus, non sumus; es, non eris,
ut moriens vivas, ut moriturus vive.
Sub hoc saxo requiesco
Laeta finiens labores Letho,
Margaretha Huber
Dn. Samuel Jenneri Bernatis, P(raefecti)
Wang(ensis) conjux annos XIII, eheu!
Ad latus conduntur IV liberi,
Privatae pignora pietatis
Beatus-Ludovicus, Emanuel,
Bini expirarunt anonymi;
Terram exeolit terra,
At spiritum reddidi coelo
Anno aetatis XXX, Christi MDCLX, IX Febr(uarii),
Marito, filiis, filiae, mundo
Supremum dixi vale.
Monumentum hoc moestus dicat
Praefectus maritus, sacrando
Mihi, liberis, aeternitati, ecclesiae,
Praecipueque Deo.

Wir sind gewesen und sind nicht mehr,
Du bist und wirst nicht mehr sein,
Dass einst im Tode du lebest, lebe stets
Im Angesichte des Todes.
Unter diesem Steine ruhe ich,
Fröhlich, aller Mühsal durch den Tod enthoben,
Margaretha Huber,
Des Herrn Samuel Jenner aus Bern,
Landvogt zu Wangen, Gattin 13 Jahre lang.
Zu meiner Seite ruhen, ach, vier Kinder,
Pfänder der Gattenliebe,
Beat-Ludwig und Emanuel,
Und zwei sind ungetauft gestorben.
Erde kehrt zur Erde,
Den Geist aber habe ich dem Himmel zurückgegeben,
Im 30. Altersjahr, am 9. Februar 1660.
Dem Gatten, den Söhnen, der Tochter,
Der Welt auch, sagte ich letztes Lebwohl.
Dieses Grabmal aber errichtet der trauernde Landvogt und Gatte,
Er weihte es mir, den Kindern, der Nachwelt, der Kirche
Allen voran aber Gott.

Der schönste Schmuck ist wohl der hervorragende *Taufstein von 1667*, in Kombination mit der Grabplatte der Katharina Bondeli-Wild, zweifellos von Abraham Dünz I., gestiftet durch den Landvogt Samuel Bondeli beim Tode seiner Gattin. Im Zentrum der längsrechteckigen Grabplatte erhebt sich der schlanke Fuss aus 8 Voluten; Sockel- und Deckplatte an den Diagonalachsen sind verkröpft. Dieselbe Rhythmisierung übernimmt das Becken, hier wechseln Inschriftkartuschen und Engelsköpfe[18]. Die Inschriften lauten:

Taufstein:
Ostseite:
Ezechiel 36. 25: Aspergam vos aquis mundis, ut mundemini ab
Omnibus impuritatibus vestris.

Ich will euch besprengen mit reinem Wasser, damit ihr von allen
euren Unreinheiten gereinigt werdet.

Westseite:
Quid sis? Quid fueris? Quid eris? jugiter mediteris.

Was du seiest, was du gewesen seiest, was du sein wirst, das
bedenke allzeit.

Auf der Nordseite des Taufsteins das Wappen Bondeli, auf der Südseite das Wappen Wild.

Grabplatte:
Ostseite:
In Lacrymis vitae limen, dolor exitus ingens,
Et medium labor est, post manet urna brevis.
Amplior at coeli domus est et amoenior arca.
Hic pax, hie requies, gloria, vita, salus.

In Tränen liegt die Schwelle zum Leben, sein Ausgang ist ein grosser Schmerz,
dazwischen liegt Arbeit, am Schluss bleibt eine kleine Graburne.
Doch weiter ist des Himmels Haus und lieblicher als die Gruft.
Hier ist Frieden, hier Ruhe, Herrlichkeit, Leben und Heil.

Westseite:
Beata hoc memoria thymiama
Maestus maritus eheu! tori connubialis
Consorti omni matronali virtute
Ornatissimae et dulcissimae emeritae
De se pietatis ergo com luctu P(raefectus)
Consecrando illud Deo, ecclesiae, immortalitati.
Morte carent animae.

Aus seliger Erinnerung widmet der betrübte Gatte, der Landvogt,
dieses Räucherwerk der Dankbarkeit in Trauer der Gefährtin seines Ehestandes,
die mit allen Frauentugenden aufs reichste geschmückt,
überaus liebreich, um ihn sehr verdient war, indem er
es Gott, der Kirche und der Unsterblichkeit weiht.
Für die Seelen gibt es keinen Tod.

Unterschrift auf dem Rand der Grabplatte:
Deo Immanueli sacrum / Sub hoc conditorio ΙΣΑΓΓΕΛΙΑΝ suspiro,
Anna Cathar. Wild, Dn. Samuelis Bundelini / Bernatis, in comitatu
Wangen praefecti, / coniux, quae placida morte mundum deserni
anno aetat. 35, coniugii 18, Christi 1667, Julii 23.

Gott, der mit uns ist, geweiht. Unter diesem Gedenksteine harre ich der Verklärung, Anna Katharina Wild, Gattin des Herrn Samuel Bondeli aus Bern, Landvogts in der Grafschaft Wangen; in einem sanften Tod verliess ich die Welt, im 35. Altersjahre, im 18. Jahre des Ehestandes im Jahre des Herrn 1667, am 23. Juli.

Epitaph an der Nordwand des Chors. Auf schwarzer Marmortafel, geschmückt mit einem Aufbau aus weissem Marmor, ist zu lesen:

Denkmahl
Für Herrn Rudolf Albrecht Zehender.
Starb als Amtsmann zu Wangen den 28. May 1783 im

53ten Jahr seines Alters und dem 30ten Monath seiner Regierung,
Zum grösten Leidwesen seiner werthen Amts-angehörigen,
Bey welchen sein Gedächtniß in gesegnetem Andenken stehen
und dereinst ein jeder derselben seiner Gerechtigkeit und
Menschen Liebe Zeugniß geben möge. Indeßen ruhe der
Segen aller und ewiger Friede auf seiner Asche.
Zur Bezeugung der Zärtlichsten ehelichen Liebe von
seiner betrübten Wittwe errichtet.

Wozu diese Tränen?
Kinder, lasst ab vom Weinen.
Der Himmel hat beide der dunklen Erde entrissen.
Aber auch wir sind zurückgegeben
Der himmlischen Heimat.

Einweihung der Kirche

Über die Einweihung der Kirche hat Dekan Dachs folgende Eintragung gemacht: «Sonntag, 30 July 1826 wurde nun diese renovierte Kirche feierlich eingeweiht, und zur Erhebung der Feierlichkeit erschienen zu derselben: Der President des hohen Kirchenrathes, Rathsherr v. Fischer, nebst zwei Mitgliedern des Raths, MgnH Rathsherr v. Daxelhofer und MgnH Vicedekan und Professor Studer aus Bern. Nach der durch den damals Pfarrer und Dekan Dachs gehaltenen Predigt über Lukas II, 49 wurde von dem HGH President v. Fischer in einer würdigen Rede die Bestimmung dieses Gotteshauses ausgelegt und dem GnH Oberamtmann Effinger übergeben, welcher in einer ebenso bündigen und gesetzten Rede den Dank der Gemeinde für diesen neuen Beweis ihrer grossmütigen Gesinnung abstattete, sowie auch die Gemeinde für bestmöglichste Erleichterung der Fuhrkosten bestens empfahl. Mit einem schönen Chorgesang ward der Gottesdienst eröffnet und geschlossen, wie auch zum Andenken dieser feierlichen Weihe den jungen Bürgern und Bürgerinnen eine schöne Denkmünze ausgehändigt.»

III. Besitzesverhältnisse

Wie bereits dargelegt, waren die Besitzesverhältnisse bis zum Neubau der Kirche von 1825 folgendermassen geregelt: Bis zur Reformation gehörte die Kirche samt dem Priorat dem Benediktinerkloster Trub. Mit der Reforma-

tion wurde der Staat Besitzer der gesamten Kirchenanlage, weshalb auch von ihm der Neubau von 1825 übernommen wurde.

In der altbernischen Landeskirche dominierte bis 1798 eindeutig der Staat; dies blieb auch über 1803 hinaus. Immerhin wurde das Mitspracherecht der Kirche allmählich gefördert. Der Kirchen- und Schulrat, eines der fünf Hauptkollegien der Restauration, bestand mehrheitlich aus Mitgliedern des Kleinen und des Grossen Rates, in der Minderheit aus dem Dekan von Bern und drei reformierten Geistlichen. Alle neun Mitglieder mussten reformiert sein.[19]

Mit der Regenerationsverfassung vom 31. Juli 1831 wurden die Sittengerichte aus den Einzelgemeinden ausgeklammert und den Amtsgerichten unterstellt und 1834 das Amt des Kirchgemeinderates geschaffen. Im April 1834 hob ein Dekret den bisherigen Konvent auf. Das Amt des obersten Dekans fiel; dieser verlor seine Amtswohnung im Stift. Das war der Beginn der bald einsetzenden Veräusserung von Pfrunddomänen.[20] Mit der Verfassungsrevision von 1846 wurden die Grundlagen zum Gesetz vom 19. Februar 1852 über die Organisation der evangelisch-reformierten Kirchensynode geschaffen. Zum ersten Mal seit der Reformation erhielten damit die Kirchgemeinden wirklich das Recht zur Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten.[21] Damit wiederum bestand auch die Möglichkeit, der Kirchgemeinde wenigstens Teile der Kirche abzutreten.

Abtretung des Kirchenschiffs: Durch Vertrag vom 26. November 1857, Wangen Grundbuch Nr. 12/479, wird bestimmt: «Der Staat tritt der Kirchgemeinde Wangen die Kirche, samt Turm und dem Kirchhof daselbst nebst den zwei Glocken und alles was zur Kirche gehört, mit Ausnahme des Chores unentgeltlich zu Eigentum ab, mit der einzigen Beschränkung, dass die Abtretungsgegenstände ohne Einwilligung der Regierung niemals ihrem bisherigen Zwecke entfremdet werden dürfen.» Die im Vertrag vom Staat gewährte Ausgleichssumme von 10 000 Franken für Unterhaltsarbeiten wird im Januar 1858 von der Hypothekarkasse des Kantons Bern überwiesen und von der Kirchgemeinde in Obligationen auf das waadtländische Kantonal-Anleihen zu 4½% angelegt.

Mit dem Kirchengesetz von 1874, das den Kirchgemeinden öffentlichrechtlichen Charakter gewährt, wird dem Kirchgemeinderat ausdrücklich die Aufsicht über die Kirchengebäude übertragen. Aufgrund dieses Gesetzes und des entsprechenden Dekretes 22 kommt es zum *Ausscheidungsvertrag Kirchgemeinde/Einwohnergemeinde 1881*. Die Einwohnergemeinden Wangen,

Ried und Walliswil überlassen der Kirchgemeinde das Kirchengebäude samt Turm und Platz zu einer Schätzung von 50 000 Franken, ferner die im Kirchturm hängenden vier Glocken zu 10 000 Franken, die Bestuhlung zu 60 Franken, die drei grossen Fensterstoren mit Zugsvorrichtungen zu 280 Franken, die Kommunionsgerätschaften, bestehend in vergoldeten silbernen Kelchen, einer zinnernen Platte und vier zinnernen Kannen, sowie den Altartüchern und den Tafeln und Zahlen zum Anschreiben der Psalmen für 230 Franken, die Heizungseinrichtung in der Kirche nebst Zubehören für 500 Franken, die neue Kirchenorgel nebst allen zudienenden Musikalien, da das Werk eben neu erstellt worden zu 6800 Franken.

Endlich wird in einer Übereinkunft vom 10. Juni 1890 über die *Abtretung des Kirchenchors* bestimmt: «Bisheriger Anschauung und Übung gemäss wurde das Chor der Kirche zu Wangen nebst Grund und Boden, auf welchem solches steht, als Eigentum des Staates betrachtet und auch von ihm unterhalten. Es überlässt der Staat Bern der Kirchgemeinde Wangen das Eigentumsrecht an diesem Chor nebst Grund und Boden, und es übernimmt Letztere diesen Bestandteil der dortigen Kirche zu Eigentum samt der Pflicht des zukünftigen Unterhaltes. Der Staat behält sich das Verfügungsrecht über die im Chor vorhandenen Glasgemälde vor … Durch diese Übereinkunft ist der Staat Bern aller Verpflichtungen in Bezug auf das Kirchenchor in Wangen gänzlich enthoben.» Als Entschädigung für die Unterhaltsarbeiten entrichtet der Staat der Kirchgemeinde 1500 Franken.

IV. Veränderungen zwischen 1825 und 1932

Es ist selbstverständlich, dass an einem kirchlichen Gebäude immer wieder Reparaturen vorgenommen werden müssen. Auf die laufenden Arbeiten kann hier nicht eingegangen werden. Einige wichtige Änderungen hingegen sollen Erwähnung finden.

Die Glocken

Ob die in der Landschreiberei/Gemeindehaus aufbewahrte Glocke (1811–1968 im Zeitglockenturm) aus der Mitte des 14. Jahrhunderts mit der schönen Majuskelumschrift[22a] einmal in der alten, längst auch von ihrem Standort im Städtli unbekannten und verschwundenen Kapelle gehangen hat,

Abb. 1: Eichentüre 1825 mit Bernerwappen. Foto G.Howald, Bern/Kunstdenkmäler des Kantons Bern.

kann nicht mehr abgeklärt werden. Von den Glocken vor 1721 ist nichts bekannt. Damals wurde ein Glöcklein, das nach Abbruch des Kirchturms im neu errichteten Dachreiter (1706) gehängt wurde, umgegossen. Bereits 1730/ 1731 wurde wieder eine neue kleine Glocke gegossen, 1740 eine neue

grössere durch J. Kuhn. Statt einer neuen Glocke wie devisiert, liess dann die Baukommission deren zwei giessen, von denen die grössere am Neujahrsmorgen 1843 einen Sprung erhielt. Dies führte am 20. November 1843 zu einer Übereinkunft zwischen der hohen Regierung und der Einwohnergemeinde Wangen, in der sich der Staat verpflichtete, die zwei Glocken umzugiessen, während die Einwohnergemeinde Wangen die grosse Glocke stiftete, worauf sich, wie es heisst, auch die Gemeinden Wangenried und Walliswil zur Anschaffung einer vierten Glocke bequemten. Am 10. Oktober 1843 bereits wurde der Vertrag mit Jakob Rüetschi, Aarau, unterzeichnet, der am 27. Dezember 1843 die auf den Grundton F gestimmten Glocken lieferte. Im Protokoll wird festgehalten:

«Die *1. Glocke* haltet 22 Ztn, 15 Pfund, ist ausschliesslich Eigenthum der Einwohnergemeinde Wangen und trägt folgende Inschriften (Ton F):

a) oben am Kranz: Zur Andacht zu herzinnigem Vereine, versammelt sich die christliche Gemeinde

b) im Feld auf der einen Seite: Herrr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt.

auf der andern Seite: Auf Kosten der Einwohnergemeinde Wangen gegossen von Jakob Rüetschi in Aarau 1843

Die *2. Glocke* haltet 11 Zentner und 24 Pfund, ist Eigenthum der Republik Bern und hat folgende Inschrift (Ton A):

a) oben im Kranz: Umgegossen von Jakob Rüetschi in Aarau im Jahr 1843

b) im Feld: Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren und selig sind die Todten die in dem Herrn sterben

Die *3. Glocke* haltet 6 Zentner, 84 Pfund, ist ebenfalls Eigenthum des Staats und bezeichnet folgendes (Ton C):

a) im Kranz: Umgegossen von Jakob Rüetschi in Aarau im Jahre 1843

b) im Feld: Wachet und betet, denn ihr wisset nicht wenn der Herr kommt.

Die *4. Glocke* haltet 2 Zentner und 82 Pfund und ist Eigenthum der beiden Gemeinden Wangenried und Walliswyl: sie hat folgende Inschriften (Ton F):

im Feld auf der einen Seite: Auf Kosten der Gemeinden Wangenried und Walliswyl gegossen 1843

auf der andern Seite: Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo Amen.»

Die Glocken weisen eine sehr schöne Ornamentik auf. In der Sitzung des Kirchgemeinderats vom 20. Februar 1919 musste Präsident Jakob Roth mit-

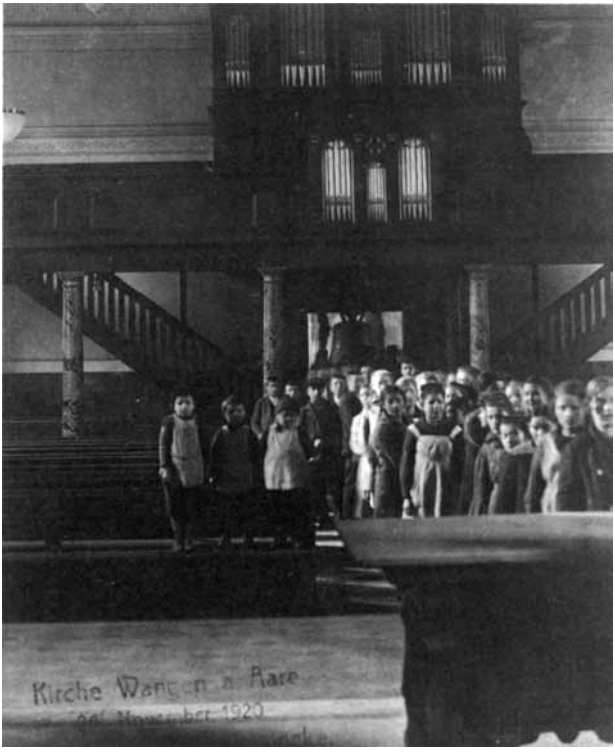


Abb. 2:
Orgel und Kirche 1920.

teilen, dass die grosse Glocke gesprungen sei und umgegossen werden müsse. Die Bezeichnung «Eigenthum der Einwohnergemeinde» wurde nun natürlich weggelassen und die Schillersche Originalfassung gewählt: Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine, versammle sich die liebende Gemeinde. Dazu kam das Umgiessungsjahr 1920. Für die Glocke wurden 6274 Franken gesammelt, der Erlös für die alte Glocke betrug 4274 Franken, so dass sich bei Kosten von 9906 Franken ein Gewinn von 642 Franken ergab.

Die Orgel von 1880

Noch 1826 hatte die hohe Regierung in Bern der Gemeinde Rohrbach Wangen als Beispiel vorgehalten, weil dieses dank einer anständigen, wohlklingenden, erbaulichen «Vocal Musik» auf die Anschaffung einer Orgel

Abb. 2a: Der alte Turmhahn.
Foto Bern. Hist. Museum.

verzichten könne.[23] 1880 war es dann auch in Wangen soweit. Dank einer ein Jahr zuvor durchgeführten Sammlung erhielten die Gebrüder Klingler in Rorschach den Auftrag für den Bau einer Orgel mit 12 Registern, die laut dem «Inventarium» im Frühjahr 1880 aufgestellt wurde. Bereits fünf Jahre später wurde sie um zwei Register erweitert und ein Schwellkasten eingebaut. Die Orgel von 1880 kam auf 6908 Franken zu stehen; für eine Reparatur und den Schwellkasten zahlte man 1884 und 1885 noch 292 Franken. Über diese Orgel wie überhaupt über den Zustand der Kirche vor 1932 existiert leider nur eine schlechte Photographie vom 24. November 1920, die vom Chor aus die Schar Kinder zeigt, die von der alten Glocke Abschied nimmt. Danach bestand die Orgel aus fünf Türmen, wovon der zweite und vierte etwas grösser waren, der mittlere Turm ist abgeschlossen durch eine Rosette; das Rückpositiv weist drei Pfeifentürme auf, der mittlere und kleinere ist überhöht von einer kleinen Rosette (Abb. 2). An Stelle von Herrn Musikdirektor Jakob Mendel, der 1830 aus Darmstadt als Organist des Münsters und Direktor der Musikgesellschaft berufen worden war und wegen Krankheit nicht kommen konnte, vollzog die Expertise, die günstig ausfiel, Musikdirektor Kemter aus Olten. Dieser erhielt für seine Bemühungen eine Gratifikation von 50 Franken.

Innenrenovation 1891 und Farbfenster 1892

Nach 65 Jahren war nun die Zeit für eine gründliche Überholung des Kirchenraums gekommen. Präsident Alfred Roth[24] hatte in gewohnt souveräner Weise bereits mit dem ihm empfohlenen Maler Lanz aus Luzern Fühlung aufgenommen. Die Finanzierung sollte durch die vom Staate ausbezahlte Loslösungssumme für die Abtretung des Kirchenchors erfolgen. Der Rat beschloss die Ausführung der Innenrenovation am 14. Juni 1891.[25] Die nach dem Urteil des Rats geschmackvoll ausgeführten Arbeiten fanden 1902 eine stellenweise Ausbesserung und Auffrischung durch denselben Maler.

Wohl wieder auf Initiative des Ratspräsidenten Alfred Roth ist im Protokoll vom 10. Mai 1892 zu lesen: «Glasmaler Segesser in Luzern hat einen sehr ansprechenden Entwurf zu einem *neuen Glasgemälde»* in unserer Kirche, darstellend das neugeborene Jesuskind auf dem Schoss seiner Mutter, umgeben von Joseph und den Hirten, eingesandt. Der Herr Präsident empfiehlt warm diesen strebsamen jungen Künstler & redet der Ausführung des schönen Werkes das Wort, indem er gleichzeitig einen namhaften Beitrag in Aussicht stellt. Auch der Herr Vicepräsident[26] verpflichtet sich zu einem namhaften Beitrage.» Nach einer durchgeführten Sammlung gab man das Fenster offenbar in Auftrag. Es zierte die Kirche in ihrem nordwestlichen Teil, wurde 1932 entfernt, in eine Kiste verpackt und auf dem Pfarrhausestrich deponiert. Bei einer spätem Besichtigung gingen Teile in Brüche.

Neue Helmbedachung und neuer Kirchenboden

Bereits am 14. Februar 1902 wurde festgestellt, dass die Bedachung des Turms äusserst schadhaft sei. Auf die erfolgte Ausschreibung erfolgten drei Offerten, die Anlass gaben, die Art der Bedachung zu überlegen. Einig war man sich, dass Schindeln nicht mehr in Frage kämen. In mehreren Sitzungen beschäftigte man sich mit der Angelegenheit, wobei man schliesslich am 21. August 1902 einstimmig eine *Kupferschuppenbedachung* beschloss, auszuführen durch Spenglermeister G. Spring-Ammann in Bern. Da der erste Kredit von 2000, Franken nicht genügte, musste die. ausserordentliche Kirchgemeindeversammlung vom 7. September 1902 einen Nachtragskredit von 2000 Franken bewilligen. Nach 80 Jahren kann mit Genugtuung festgestellt werden, dass sich diese Ausgabe gelohnt hat. Der Turmhelm mit

seiner schönen Patina ist zu einem Wahrzeichen von Wangen geworden. Der alte Turmhahn aber wurde dem Historischen Museum in Bern geschenkt (Abb. 2a).

Im gleichen Jahr, in der Versammlung vom 13. Juli 1902, kann der Präsident zur Kenntnis geben, dass Herr Schwander, Vater, ehemaliger Wirt zum Rössli in Wangen,[27] der Kirchgemeinde das splendide Geschenk von 1000 Franken vermacht habe, und dass der Rat beschlossen habe, die Summe für die *Erstellung eines neuen Kirchenbodens* zu verwenden. Der Rat hatte diese Mitteilung in seiner Sitzung vom 10. Juli 1902 durch den Schwiegersohn des Spenders, Hans Anderegg-Schwander, erhalten.[28] Die alten Sandsteinplatten waren abgenutzt und wurden nun durch die bunten Platten ersetzt, die nach Rücksprache mit dem Spender 1932 einem Klinkerboden Platz machen mussten.

Die Einführung des elektrischen Stromes

Die Bettagskollekte 1910 musste zur Einführung der elektrischen Beleuchtung dienen, während die Wassergeschädigten aus der Kirchenkasse eine Unterstützung von 50 Franken erhielten. In der Sitzung vom 14. Oktober 1910 wird festgehalten: «Taghell ist unsere Kirche erleuchtet. Das indirekte Licht der 4 Globen, welche von der Decke der Kirche herunterhangen, und die beliebig höher und tiefer gestellt werden können, ist dem Auge ungemein wohltuend. Das Gleiche gilt von den Leuchtern im Chor, die sehr schön plaziert sind. Die 3 Osramlampen unter der Portlaube u. die zwei gleichen Lampen bei Eingang der Kirche spenden ihr wohltuendes Licht in reichlicher Fülle. Eine Stehlampe mit einem Steckcontakt kann beliebig auf dem Altartisch oder auf der Kanzel verwendet werden. Es ist allgemein der Wunsch des Kirchgemeinderathes, dass bald einmal ein Abendgottesdienst angesetzt wird, damit die Kirchenbenutzer sich ebenfalls an der Lichtfülle erfreuen können. An der Orgel ist ein Steckcontakt angebracht zur Anbringung eines Projektionsapparates. Der elektrische Antrieb der Orgel ist bis an den Orgelanschluss vollendet. Es wird beschlossen, Herr Orgelbauer Zimmermann aus Basel mit diesem Anschluss zu betreuen, da derselbe Fachmann ist u. in Basel schon mehrere solche Antriebe erstellt hat, während Herr Hochreuthener in Wyl noch keinen elektrischen Orgelantrieb verrichtet haben soll.»[29] Ferner wurde in der gleichen Sitzung beschlossen, dem Elektrizitätswerk Wangen die Gratisbenutzung des elektrischen Stromes für die

Abb. 3: Orgel und Kirche 1932. Staatsarchiv Bern.

Kirchenbeleuchtung und den Orgelantrieb bestens zu verdanken und zugleich mitzuteilen, dass die Beleuchtungseinrichtung eine Zierde der Kirche sei. Die Versammlung vom 22. Mai 1910 hatte für die Einrichtung der Beleuchtung einen Kredit von 1200 Franken gesprochen.

V. Die Kirchenrenovation von 1932

«Nun war aber doch im Verauf der Jahre die Kirche wieder unansehnlich geworden;[30] die Wände schwärzlich vor Rauch und Staub, der Gypsbelag brökelte ab, die Heizung genügte nicht mehr, die Orgel war von Wurm und Mäusen bedroht, kurz der Zustand war unhaltbar geworden.

Erstellt wurden anlässlich des Jahres 1932: durchgehend neuer Verputz der Mauern; durchgehende Holzdecke in gebeizten Sperrholzplatten; Anstrich der Wände, Belag des Bodens unter den Sitzplätzen mit Tannenholz, in Korridoren und im Chor mit Klinkerplatten; durchgehend neue Bestuhlung mit eingebauter Fussschemelheizung; neue Fenster in Antikglas;[31] neue Orgel mit achtzehn Registern; durchgehende Vertäferung im Schiff, Chor, an

den Treppenwänden und auf der Emporenbrüstung. Aussen wurden erstellt: neue Vordächer zu beiden Seiten des Turmes; Treppe in den Turm hinauf; Neuverputzung der Aussenmauern und gründliche Reparatur des Daches. In der Form- und Farbengebung der zu renovierenden Kirche halten wir uns an die Bestreben der gegenwärtigen Zeit: dass die Würde und Schönheit einer Sache liege im Ausdruck ihrer Hingebung an ihren Zweck. Demgemäss sollen wir unsere Kirche zu einer Predigtkirche gestalten; sie soll heiter, wohnlich und warm wirken, und doch etwas vom Geheimnis des Überweltlichen verraten, wodurch sie die Gemüter für das Wort Gottes empfänglich macht. Gemälde haben wir bis dato noch nicht vorgesehen; aus Pietät gegen unsere Vorfahren aber haben wir die im Chor der Kirche zu Tage getretenen Fresken restaurieren lassen …»

Damit hat Pfarrer Flückiger die Zielsetzung der Renovation, etwas Zeitgemässes zu schaffen, skizziert. Entsprechend handelte auch der Architekt, Ernst Bützberger in Burgdorf, und der Bauleiter der Aussenrenovation, Rudolf Bürgi-Sidler, Architekt in Wangen a.A. Als Präsident der Baukommission wirkte bestimmt Fritz Obrecht-Schertenleib, Fabrikant in Wangen.[32]

Über die Zeitverhältnisse schreibt Pfarrer Flückiger: «Wir haben in unserer Zeit eher den Eindruck, dass sie eine Zeit des allgemeinen Zerfalles sei. Gottesglauben, Erkenntnis der Sünde, aber auch Staatsbewusstsein und Zusammenhalt der Menschen ist im Schwinden begriffen; aber auch die Ersatzgüter, wie Politik, Partei-Ideale, Wissenschaft und Okkultismus wollen nicht mehr lange vorhalten. Hoch im Kurs stehen bloss Sport, Tanz, Genuss und Belustigung. Wir bekommen gerade heuer auch das erste Kinotheater in Wangen!

Wir haben es aber trotzdem gewagt, diese Kirche noch einmal zu renovieren. Und Euch, liebwerte Nachkommen, entbieten wir hiermit noch einen Gruss und wünschen Euch, dass Ihr unsere Nöte überwunden habt und aus Euren eigenen guten neuen Ausweg sehet. Wenn Ihr dabei aber aufs Neue Licht und Kraft erhaltet von Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, dann haben wir in diesem Jahr nicht umsonst gebaut. Lebet glücklich und in Frieden, und gedenket ohne Gram alles dessen, was sich von unserem Werk und Bemühen als Fehler und Irrtum herausstellte.»

Für diese Haltung des Schreibers haben wir Verständnis und erinnern uns, dass das so renovierte Gotteshaus fast ein halbes Jahrhundert Generationen gedient zu Gottesdiensten in Freud und Leid, ja, sicher noch heute seinen Zweck erfüllen würde, hätte nicht die Orgel ihren Dienst versagt!

Abb. 4: Inneres der Kirche 1932 gegen das Chor.

Die Wandmalereien

Als grosse und freudige Überraschung darf die Wiederentdeckung der in der Reformationszeit zugedeckten Wandmalereien gelten, wenn auch die Freude gedämpft wird durch die Tatsache, dass leider 1932 alle andern noch vorhandenen Bilderspuren abgeschlagen wurden, um eine schöne glatte Mauerwand zu erhalten. Diese Tatsache ist allerdings erst beim Suchen nach den wenigstens in Skizzen erhaltenen Bildern, die man nach Möglichkeit 1980 zu restaurieren trachtete, öffentlich bekannt geworden.[33]

Wir folgen für die Beschreibung der Wandmalerei dem Schweizerischen Kunstführer von Luc Mojon für Wangen an der Aare: «an der geraden Ostwand des Chores der für die Stadt am Flusslauf bezeichnende heilige Christophorus, mit dem Christusknaben das Wasser durchwatend; um seine Füsse tummeln sich grosse Fische.[34] Der Heilige stützt sich auf ein Bäumchen, welches bei seiner linken Hand eine Knickung erfährt und dadurch wesentlich zur Rhythmisierung des Bildganzen beiträgt. Die obere Bildbegrenzung, durch den Kopf des Christusknaben überschnitten, hat man sich als eine Reihe von quadratischen Feldern zu denken, von denen ein jedes in acht

Dreiecke mit wechselnden Tonwerten aufgeteilt wurde. Das Zusammenklingen der menschlichen Gestalt mit der reinen Geometrie dieses Frieses erweist sich als ein wirksames künstlerisches Ausdrucksmittel. An derselben Wand in einem flachrechteckigen Feld die Georgslegende[35] in einer aufschlussreichen Verschmelzung mit der Figur der heiligen Margareth, wie sie uns im 14. Jahrhundert entgegenzutreten beginnt: vorn verwundet Georg den Drachen, unmittelbar daneben, von den Zacken eines Berges umschlossen, die flehende Königstochter, zu äusserst links die mit ihr zu identifizierende heilige Margareth. In der rechten oberen Bildecke verfolgt das königliche Elternpaar aus einer Burg blickend den Kampf. Unter diesem Blickfeld der heilige Ulrich in bischöflichem Gewand mit einer Fischgräte in der Linken, neben ihm ein Engel. Die Malereien der Ostwand stammen aus dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts.

An der südlichen Chorwand, dicht an der Kanzel, Verkündigung:[36] Maria kniet in einem nach einer Wiese hin geöffneten Gemach, dessen perspektivische Verkürzung durch einen Fliesenboden und eine eigenartig kassetierte Decke betont wird. Vom verkündenden Engel rechts aussen führt ein Schriftband (ave maria [gratia] plena dominus tecum) durch die Tür ins Gemach. Ein krönender Kielbogen, flankiert von Fialenleibern mit Statuetten, sprengt den oberen Bildrahmen. Für das Ende des 15. Jahrhunderts bezeichnend der von Blattwerk umschlungene Stab in der Art spätgotischer Flachschnitzereien, welcher die ganze Szene einrahmt. Unter der Verkündigung kniende Stifterfigur (Benediktinerpropst?). Der Gesichtsausdruck verrät stark die Hand des Restaurators. Die Verkündigung wohl aus den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts. 1932 abgespitzt wurden an der Ostwand über dem Sakramentshäuschen drei Fialen mit Fragmenten eines Messopfers, an der Nordwand vielfigurige Kreuztragung und ein Stifterbildnis.

Namentlich die Malereien des 14. Jahrhunderts zeichnen sich durch eine aussergewöhnliche Lebendigkeit in Haltung und Gebärde aus. Besondere Beachtung verdienen die sprechenden Gesichter.»

Die Orgel

Als Experten für die neue Orgel wurden beigezogen Professor Ernst Graf, Münsterorganist in Bern, und Ernst Schiess, Orgelexperte in Solothurn, als ausführende Firma Theodor Kuhn AG in Männedorf Zürich bestimmt. Am

Abb. 5: Inneres der Kirche 1981 gegen das Chor. Foto Architekturbüro Indermühle, Bern.

11. April wurde der entsprechende Vertrag unterzeichnet für eine neue Orgel mit 18 klingenden Registern, 8 Registern im Hauptwerk, 7 im Rückpositiv und 3 im Pedal mit zusammen 112 Tönen zum Preise von 24 800 Franken und einer Vergütung von 500 Franken für die alte Orgel. Dabei wurde bestimmt, dass die Gestaltung der grossen und kleinen Pfeifenfront der Architekt im Rahmen des allgemeinen Budgets zu übernehmen hatte. Die Orgel wurde Ende August 1932 aufgestellt (Abb. 3) und diente zur allgemeinen Zufriedenheit, bis sich mangelnder Wartung wegen Schäden einstellten, die schliesslich fünfzig Jahre später zu einer neuen Orgel führten.

Der Kirchenraum

Nach heutigen Begriffen verlor mit der umfassenden Renovation von 1932 der Kirchenraum die stilistische Einheit. Die Empore wurde gegen Osten vorgezogen, zwei von den vier Eichensäulen unter der Empore nach vorn gesetzt und die Marmorierung abgelaugt, Bestuhlung und Holzverkleidung der untern Wandzone in andern Proportionen völlig neu erstellt. Eine braun

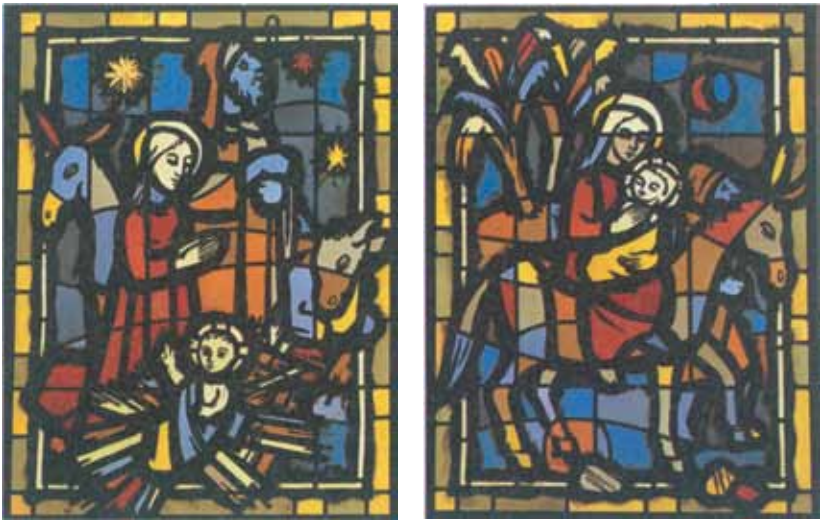


Abb. 6: Jean Prahin: Geburt Christi – Flucht nach Ägypten.
Farbfotos zu diesem Artikel von Photo-Studio SA AS, Lausanne.

Abb. 7: Jean Prahin: Der zwölfjährige Jesus lehrt im Tempel –
Jesus bei den Armen und Kranken.

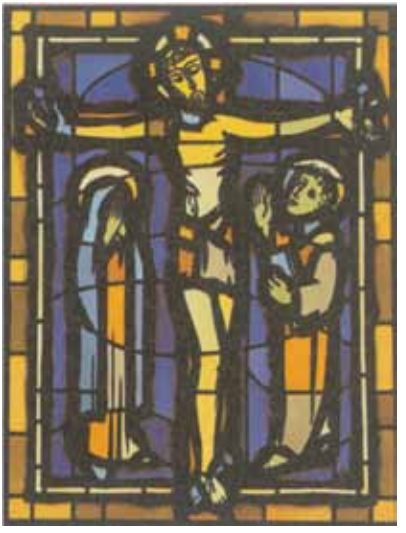


Abb. 8: Jean Prahin: Jesus in Gethsemane – Kreuzigung Jesu.

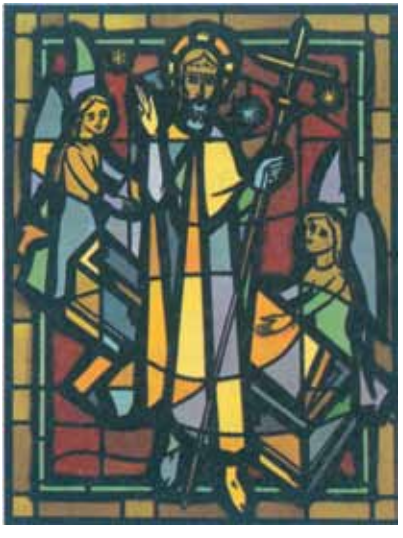


Abb. 9: Jean Prahin: Ostern, Auferstehung – Das Sakrament der Taufe.

gebeizte Holzbretterdecke, die massive sichtbare Tragbalken imitiert, kam an die Stelle der flachen Gipsdecke, die im gewölbten Übergang zur Wand ornamentale Grisaillemalereien getragen hatte. Der Aufgang zum Turm, früher nur über die Empore zugänglich, wurde an die Aussenseite unter das Dach der Vorhalle verlegt[37] (Abb. 4).

Die am 12. Januar 1933 von Architekt E. Bützberger abgelegte *Bauabrechnung* wies total Fr. 90 025.55 an Ausgaben aus, inklusive die Ausgaben für die neue Orgel von Fr. 24 931.20. Trotz den durch Legate und Sammlungen geäufneten Fonds für die Orgel, für den Bau und die Renovation und für die Kirchenfenster war die Kirchgemeinde gezwungen, für die Begleichung der Kosten bei der Amtsersparniskasse ein Darlehen von 13 000 Franken aufzunehmen.

VI. Die Kirchenrenovation von 1980/82

Ausschlaggebend für die Restaurierung der Kirche war der Zustand der Orgel. Bereits Ende der sechziger Jahre stand fest, dass ihre Lebensdauer noch bei zehn Jahren liege. Dank der Orgelbaufirma Kuhn war es möglich, sie noch bis Ostern 1980 spielbar zu erhalten. Unterdessen war ein Orgelfonds geäufnet worden. Eine Expertise durch Herrn Edwin Peter, Organist und Musiklehrer am Seminar Bern, sprach sich für eine neue Orgel aus, jedoch wegen einer doch früher oder später notwendigen Renovation der Kirche, nur unter Beizug des Denkmalpflegers Hermann von Fischer in Bern. Dieser riet dringend, auf die alte Bausubstanz zurückzugehen, wobei diese durch archäologische Grabungen abzuklären sei.

Ein vom Architekturbüro Peter Indermühle in Bern ausgearbeitetes Projekt fand die Zustimmung der Kirchgemeindeversammlung. Es sah eine Wiederherstellung des Schiffs in der Konzeption des Neubaus von 1825 vor. Im Chor gedachte man auf den alten, noch zu findenden Chorbogen Rücksicht zu nehmen.

Die archäologischen Grabungen ergaben indessen, dass der Chorbogen schon nach dem Brand im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts nicht mehr aufgebaut worden war. Diese Erkenntnis brachte eine Umgestaltung des Projekts, das nun auch das Chor in der Konzeption von Osterrieth von 1825 mit einbezog. Auch verzichtete man auf die Wiederherstellung des gotischen Fensters an der Ostwand des Chors, da dessen Masswerk oben beim Neubau

von 1825 vollständig zerstört war. Die renovierte Kirche, die am 1. Advent 1981 wieder bezogen werden konnte,[38] ist nun wieder ein einheitliches Kirchengebäude. Die äussere Treppenanlage von 1932 wurde entfernt, die Empore wieder mit sechs Stützsäulen versehen, die Kanzel in die ursprüngliche Lage versetzt, das Chorgestühl, die Täferung, die Emporenbrüstung und die Fenster der Konzeption Osterrieth angepasst, die Gipsdecke wieder eingezogen und der Kirchenboden, nachdem eine Bodenheizung eingebaut worden war, mit roten Tonplatten bedeckt, die Chorstufen erneuert, sowie die Eichentüren aufgefrischt. Die Empore erhielt mit 60 Stühlen eine neue mobile Bestuhlung. Als neue Beleuchtung, zugleich als Schmuck und Unterteilung der Kirche, wurden 6 Kristalleuchter eingesetzt, deren Licht gedämpft werden kann (Abb. 5).

Die neuen Farbscheiben von Jean Prahin

Schon nach der Entdeckung der Wandmalereien im Chor der Kirche zeigte sich bald, dass das intensive Blau der Wappenscheibe von 1825 mit den eher zarten Farben der Wandmalereien nicht harmonierte. Es war deshalb bei der neuesten Renovation gegeben, die Wappenscheibe im Kirchenschiff über dem südlichen Ausgang anzubringen, wo sie dem Beschauer noch näher liegt und besser eingesehen werden kann.

Zum Andenken an seine Eltern und Grosseltern erklärte sich in verdankenswerter Weise der mit Wangen sehr verbundene Dr. Franz Schmitz bereit, der Kirchgemeinde farbige Scheiben zu schenken. Verschiedene Künstler wurden um Ideen und Entwurfsskizzen gebeten. Dabei vermochte vor allen Jean Prahin zu überzeugen, der in vielen Kirchen der welschen Schweiz prächtige Arbeiten gestaltet hat.[39] Mit der mittelalterlichen Glasmalerei bestens vertraut, Künstler und Glaser in einem – er brennt das Glas im eigenen Glasofen – geht es ihm um die christliche Ikonographie und die Sprache der Symbole, aber auch um die Umwandlung seiner farbigen Gläser in mystisches Licht. Dabei weiss er Themata wie Farben auf die Gegebenheiten der jeweiligen Kirche abzustimmen.

Nachdem sich der Kirchgemeinderat im Atelier von Jean Prahin in Rivaz die Entwürfe in der Originalgrösse angesehen hatte, konnte er mit Freude seine Zustimmung zur Ausführung der Scheiben geben, die seit Pfingsten 1982 nicht nur farbiger Schmuck der Kirche sind, sondern Verkünder der

Abb. 10: Jean Prahin: Auffahrt, Erhöhung – Das Sakrament des Abendmahls.

christlichen Botschaft. Die Farbgebung jedes Kirchenfensters entspricht der christlichen Farbensymbolik. So steht für das Geburtsfenster das Blau der Wiedergeburt (Abb. 6), der innern Erneuerung; für das Fenster des lehrenden und heilenden Christus das Gelb des Worts und des Lichts (Abb. 7); für die Trauer das Violett des Leidens Christi (Abb. 8); für Ostern, Himmelfahrt, Taufe und Abendmahl und Jesu Herrschaft das Purpurrot des Heiligen Geistes und der Liebe (Abb. 9, 10, 11). Beachtlich in ihrer Ausführung ist vor allem die Rosette, die farblich und gestalterisch so ausgeführt ist, dass der Eindruck einer kleinern Scheibe entsteht im Vergleich zur gleich grossen Wappenscheibe. Das Ganze: Anmut – Hingabe – Andacht.

Die neue Orgel

Leider kann hier noch nicht von einem fertigen Werk geschrieben werden, da die Firma Orgelbau M. Mathis und Söhne in Näfels wegen der länger als vorausgesehen dauernden archäologischen Grabungen ein anderes Werk vorzuziehen gezwungen war. Am Sonntag, den 7. November 1982, wird aber auch dieses Werk der Gemeinde übergeben. Der Prospekt zeigt ein schönes,

Abb. 11: Jean Prahin: Jesu Triumph, das Licht der Welt, mit Maria und Petrus, Regenbogen als Zeichen der Versöhnung.

dreitürmiges Werk in klassizistischer Form mit einem gleichen Rückpositiv in Nussbaumausführung und nimmt in seiner Art Bezug auf die nussbaumene Kanzel von 1825.

Die *Disposition* weist im Hauptwerk 11 Register vor, wovon vier von der Orgel 1932 übernommen werden konnten (Pommer, 16′, alt; Principal, 8′; Hohlflöte, 8′; Spitzgambe, 8′; Octave, 4′; Spitzflöte, 4′; Nasat, $2^2/_3$′, alt; Octave, 2′; Terz, $1^3/_5$′, alt; Mixtur, $1^1/_3$′ Trompete, 8′, alt). Das Rückpositiv hat 7 Register (Gedackt, 8′; Praestant, 4′; Rohrflöte, 4′, Waldflöte, 2,′; Larigot, $1^1/_3$′ Scharf, 3–4 f., 8′). Das Pedal umfasst 7 Register (Subbass, 16′; Principal, 8′; Rohrgedackt, 8′, alt; Choraltbass, 4′; Mixtur 3 f., $2^2/_3$′, Zinke, 8′; Fagott, 16′).

Mit der Einweihung der neuen Orgel nimmt die langjährige Organistin, Frau Luise von Bergen-Auer, Wangen a.A., Abschied von ihrem Amt, das sie als ausgewiesene Kantorin nicht nur in glänzender Art, sondern auch mit Einfühlung und Seele versehen hat. Der Dank der Öffentlichkeit und vor allem der Gemeinde begleitet sie in ihren Ruhestand, verbunden mit den besten Wünschen. Als neuer Organist konnte gewonnen werden Alfred Schilt, Inhaber des Konzertdiploms für Orgel und Musiklehrer am Gymnasium Biel. Damit sind in allen Teilen die besten Voraussetzungen für ein wertvolles kirchenmusikalisches Leben in Wangen gegeben, SDG (Soli Deo Gloria, allein Gott zur Ehre), wie Johann Sebastian Bach über seine Werke schrieb, der Gemeinde aber zur Erbauung und zur Freude.

VII. Schlussbetrachtung

Die gesamten Aufwendungen dieser letzten Etappe im Bestreben, das Wangener Gotteshaus in einem würdigen und schönen Zustand zu erhalten, belaufen sich um die eineinviertel Million Franken. Dank sei allen, die geholfen haben, mit ihren Beiträgen und grosszügigen Spenden das Werk zu vollenden! Die christliche Botschaft weiss um die Vergänglichkeit alles Geschaffenen, aber sie verkündet das Kommen des Ewigen, das Hereinbrechen des Ewigen in die Zeit, die Gabe der Ewigkeit an uns. Dank auch dafür, dass diese Botschaft noch immer ausgerichtet werden darf!

Anmerkungen

[1] Peter Eggenberger und Werner Stöckli, Archäologische Untersuchungen in der Pfarreikirche von Wangen an der Aare, Jahrbuch des Oberaargaus, 1981, S. 169–196.
[2] J. Leuenberger, alt Lehrer, Die Benediktinerpropstei zum heiligen Kreuz in, Wangen, Separatdruck o. J.
[3] Kurt Guggisberg, Bernische Kirchengeschichte, 1958, S. 547.
[4] StAB, Protokolle des Grossen Ruths vom 9. Juni 1823 (6, S. 1f.) und 1. März 1826 (7, S. 135f.; Aemterbücher Wangen, 1824 (5, S. 264 und 267) und 1826 (6, S. 418 und 426); Protokolle der Baukommission, 1823–1826.
[5] Robert Tuor, Mass und Gewicht im Alten Bern, 1977.
[6] Samuel Engimann, Schangnauer Chronik, herausgegeben von Rudolf J. Ramseyer, 1981, Anmerkung 23, 14.
[7] Aus der Literatur s. Peter Eggenberger a.a.O., Anm. 2.
[8] S. Abschnitt IV.: Die Glocken.
[9] s. Abschnitt II.: Wappenscheibe und Baukommission.
[10] Bericht der Baukommission an den Kleinen Rath vom 11. April 1826.
[11] Robert L. Wyss, Fünf Scheibenrisse von Johann Emanuel Wyss, Jahresberichte Bernisches Historisches Museum 1977/78, S. 69–84; Luc Mojon, Kunstdenkmäler des Kantons Bern. Band IV, 1960, S. 234, 323, 336, 340.
[12] Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, Neuenburg, 1924; Die Burgergeschlechter der Stadt Bern, Handschriften in der Burgerbibliothek Bern.
[13] Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Bände Aarau und Bern; Kunstführer durch die Schweiz, Bände 1 und 3.
[14] Berchtold Weber, Stundensteine im Kanton Bern, Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 38. Jahrgang, 1976, S. 73f.; Brief des Verfassers vom 20. Februar 1979 an die kantonale Denkmalpflege mit Kopie an die Inventarisationsstelle der Kunstdenkmäler des Kantons Bern, das Staatsarchiv und das Pfarramt Wangen.
[15] Übersetzungen StA Bern.
[16] Abb. S. 7 in Luc Mojon, Wangen an der Aare in Schweizer Kunstführer 1955/1971.
[17] Abb. S. 7 in Luc Mojon, a.a.O.
[18] Kunstführer durch die Schweiz, Band 3, S. 526.
[19] Verfassung vom 15. April 1803.
[20] Guggisberg, a.a.O. S. 617f.
[21] Guggisberg, a.a.O. S. 646f.
[22] Gesetz über die Organisation des Kirchenwesens vom 18. Januar 1874; Dekret betreffend Steuern zu Kulturzwecken vom 2. Dezember 1876.
[22a] Hans Mühlethaler, Der Zeitglockenturm von Wangen a.d.A., Jahrbuch des Oberaargaus 12, 1969.
[23] Hans Gugger, Die Bernischen Orgeln, 1978, S. 543f.
[24] Karl Alfred Roth-Ramser (1838–1915), von Wangen a.A., Scharfschützenmajor/Oberst, 1874 Vicepräsident, 1881–1915 Präsident des Kirchgemeinderates.
[25] Die Kirchgemeindeversammlung vom 3. April 1892 gewährte einen Credit von Fr. 4000.–.
[26] Johann Friedrich Roth-Bösiger (1847–1909), von Wangen a.A., Fabrikant, Amtsrichter, Vicepräsident des Kirchgemeinderates 1881–1909.

[27] Johann Schwander-Stauffiger (1820–1905), von Herzogenbuchsee, gew. Gastwirt zum Rössli in Wangen a.A.

[28] Hans Anderegg-Schwander (1861–1932), von Wangen a.A., Notar und Zinsrodelverwalter, Kirchgemeinderat von 1917–1932, ab 1931 als Präsident, trat aus dem Rat aus wegen Unstimmigkeiten mit dem Präsidenten der Baukommission.

[29] Das Protokoll wurde verfasst von Max Ochsenbein (1887–1959), Vikar in Wangen a.A. und Habkern 1910–1911, Pfarrer in Krauchthal 1911–1916, in Meiringen 1916–1927, in Wichtrach 1927–1953.

[30] Bericht von Pfarrer Otto Paul Flückiger (1890–1966), Verweser in Wichtrach 1915–1916, Vikar in Pieterlen 1916–1918, Verweser in Amsoldingen 1918–1919, Pfarrer in Wangen a.A. 1920–1956.

[31] Je zwei gegenüberliegende Fenster von hinten nach vorn in violetten, rötlichen, grünlichen und im Chor gelblichen Tönen, wobei die einzelnen Scheiben innerhalb der gleichen Farben Nuancen aufweisen.

[32] Friedrich Obrecht-Schertenleib (1878–1951), von Wangen a.A., Kirchgemeinderat 1931–1935, ab 1933 Präsident.

[33] Die Skizzen und Pausen der 1932 zerstörten Wandmalereien und des Sakramentenhäuschens sind deponiert im Eidgenössischen Archiv für Denkmalpflege in Bern und publiziert im Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseunis 42, 1933, S. 29.

[34] Abb. S. 8 Luc Mojon a.a.O.

[35] Abb. S. 9 Luc Mojon a.a.O.

[36] Abb. S. 9 Luc Mojon a.a.O.

[37] Hans Mühlethaler, Vor 150 Jahren in Wangen an der Aare: Neubau der reformierten Kirche, Berner Zeitung Nr. 27, 3. Februar 1975.

[38] Die Gemeinde war in verdankenswerter Weise während 20 Monaten zu Gaste in der 1962 von Walter Moser erbauten römisch-katholischen Kirche St. Christophorus in Wangen a.A.

[39] So in Féchy (Ausschnitt, der mahnende Hahn, auf der 20-Rappen-«Pro-Patria»-Marke 1971), Lucens (Kapelle), Orbe, Saint-Livres, Essertines-sur-Rolle, Berolle, Champagne, Le Sentier, Jouxtens-Mézery, Lausanne (église écossaise), Savigny, Cerniaz VD, Villeneuve, Monthey, Cudrefin VD, Montreux (Saint-Vincent), Biel (Saint-Nicolas), Aubonne und vor allem in Payerne (ref. Kirche).

CHRISTINA LUISE SCHEIDEGGER 1843–1866 DIE BRAUT VON GOTTFRIED KELLER

WERNER STAUB

Mühsal und Triumph im Leben von Gottfried Keller

Es ist hier nicht der Ort, näher auf das Lebensbild von Gottfried Keller (1819–1890) einzutreten, und doch verstünden wir manches nicht, was sich zugetragen hat, ohne Kenntnis der wichtigsten Lebensstationen dieses ebenso seltsamen wie bedeutenden Menschen, der zu einem der grossen Dichter der deutschen Literatur aufgestiegen ist.

In einfachen, ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, stand Keller nur die Armenschule offen. Eine nicht gerechtfertigte Ausweisung nach 15 Monaten Industrieschule hat ihn zeitlebens beschäftigt. Bei der Auflehnung gegen einen Lehrer zeigte sich hier schon früh die Redlichkeit Kellers, indem er gegenüber den feigen Kameraden die Verantwortung auf sich nahm und damit auch die Konsequenzen zu tragen hatte. Die Ausbildung zum Maler, auch ein Aufenthalt an der Kunstschule München, brachte keinen Durchbruch. Trotz tapferer Unterstützung durch seine Mutter, die Arzttochter aus Glattfelden, und die drei Jahre jüngere Schwester Regula, lebte er hier mit bitterster Not und Schuldenlast. Inmitten der gärenden Jungmannschaft war er daneben ein recht ausgelassener und derber Kumpan.

Im Jahre 1842 nach Zürich zurückgekehrt, erlebte er als feuriger Patriot die leidenschaftlichen Kämpfe zwischen Konservativen und Liberalen, verfasste seine ersten politischen Gedichte und zog mit radikalen Freischärlern Luzern entgegen. Vier Jahre später erscheint ein erster Gedichtband und 1848 – im Jahr der Bundesverfassung – das Hohelied auf die Heimat «O mein Heimatland, o mein Vaterland», das, von Wilhelm Baumgartner vertont, zum Volkslied wurde.

In grossmütiger Weise erhält der angehende Dichter vom Staat Zürich ein Ausbildungsstipendium, mit dem er versucht, die fehlende Bildung in Heidelberg und Berlin nachzuholen. 1855 wieder in Zürich, arbeitet er am

«Grünen Heinrich», seinem viel beachteten Entwicklungsroman, der den Durchbruch bringt zum Schriftsteller und Poeten.

Im September 1861 wird der immer noch darbende Gottfried Keller durch eine freimütige Regierung trotz Bedenken der Öffentlichkeit zum Staatsschreiber des Standes Zürich gewählt, in eine Beamtung, die er mit Auszeichnung volle 15 Jahre innehat. Und wie väterlich führt er seinen Beamtenstab! Man lese nur den köstlichen Brief «An die Herren Staatskanzlisten», in dem er seine Mitarbeiter ermahnt zur Pflichttreue, zum Einhalten der Zeiten und sie bittet, nicht unbegründet zu fehlen (*Helbling*, Bd. 5, S. 259). Dann erscheinen seine Meister-Novellen, wo er den «Leuten von Seldwyla» mit Schalk und Heiterkeit den Spiegel vorhält; und es folgt auch «Das Fähnlein der sieben Aufrechten», das grossartige Vaterlands- und Schützenfest-Konterfei, das von alt und jung mit Schmunzeln und Begeisterung gelesen wird und Keller als begnadeten Dichter und Sprachgestalter in aller Leute Mund bringt.

Schwer lastet auf dem ledig gebliebenen Gottfried Keller der Tod seiner Mutter im Jahre 1864, die ihn so treu umsorgt hatte; und als 1888 auch seine liebe Schwester Regula stirbt, da fällt Keller in die Einsamkeit zurück, von der er trotz allem äusseren Frohmut nie ganz frei war, und von der er geschrieben hat: «Mehr oder weniger traurig sind am Ende alle, die über die Brotfrage hinaus noch etwas kennen und sind; aber wer wollte am Ende ohne diese stille Grundtrauer leben, ohne die es keine echte Freude gibt?» Gegen Ende der achtziger Jahre beginnen Lebens- und Schaffenskraft zu schwinden, und am 15. Juli 1890 schliesst für Keller der Lebenslauf. Die Vaterstadt bot ihrem grossen Sohn eine Abschiedsfeier, wie sie vor und nach ihm noch keinem ihrer Bürger zuteil geworden ist.

Sein Leben, so haben wir gesehen, ist gezeichnet von Höhen und Tiefen, vom Gang durch dunkle Niederungen, Not und Entsagung. Ohne Ehrgeiz und Ehrsucht schenkte er allen Ehrungen nur geringe Beachtung und entfloh bei den 70-Jahr-Feiern auf den Seelisberg. Das war der biedere, der bescheidene Keller, der er auch war. Wenn Stille und Einsamkeit ihn umgaben, da setzte er sich – er nennt das «diese unschuldige Liederlichkeit», und das ist wohl die beste Bezeichnung für diese Weinstubenseligkeit – in die Schenke, am liebsten zum grossen Ofen im «Zunfthaus zur Meise». Daneben traf er sich im «Pfauen» auch gerne mit der Dienstagsgesellschaft der Künstler. Sass er aber allein hinter seinem Glas Wein, dann liess er seinen Gedanken freien Lauf, und sein Sinnen gab der Phantasie Flügel. Was an

ihm vorüberzog, waren strahlende Bilder des Lebens, es reihte sich Szene an Szene zur Kette jener köstlichen Einfälle, die wir im «Landvogt von Greifensee», in der Novelle «Kleider machen Leute» und in seinem ganzen Werk bewundern. Auch dürfen wir hinweisen auf die Grossmut, wie sie im «Taugenichts» und dessen Gott uns entgegentritt, oder an den zarten Duft, der über der «Kleinen Passion» sich ausbreitet, «diesem zierlichen, manierlichen Wesen». Solches schafft nicht ein mürrischer Klausner, sondern ein Titan des Herzens.

Vermögen wir bei all dem Liebreiz, mit dem Keller seine Geschichten ausstattete, zu erfassen, wie er bisweilen auch ein recht wunderlicher Mensch sein konnte, verschlossen, abweisend, ja mürrisch und voller Zorn, so dass er sich sogar an ärgerlichen Raufereien beteiligt haben soll! Waren das Schild und Panzer, um die feineren Züge, das warme Empfinden in seinem Innern, das teilnehmende weiche Herz und die blanke Seele nach aussen abzuschirmen? Aber wir wissen auch, wie Bescheidenheit ihn auszeichnete, wie abhold ihm jede Rühmerei war und wie er in angenehmer Gesellschaft gar oft sich auch herzlich freuen konnte mit den Frohmütigen. Und wie reizende Briefe voller Witz und lustigen Seitenhieben schrieb er den Frauen, die ihm gut waren und die er verehrte! War er das, was er einmal von sich selber schrieb: «Ich ungezogener Holzapfel»?

So ist das Bild Kellers bis heute mit schillernden Farben jeder Tönung umgeben. Eine Dame hat mir einmal gesagt, sie lese keinen Keller, weil der getrunken habe. Wie stehen Grossmut und Kleinbürgerlichkeit, Fassade und Hinterhof, doch nahe beisammen! So war das jedenfalls auch im Jahre 1866, als Keller sich verlobte. Die einen jubeln ihn hoch als Dichter und als grossen Gestalter der Sprache, die andern tun ihn ab als Trinker und Raufbold. Die Klugen aber, so meinen wir, bewundern seine Wahrhaftigkeit, seinen Grossmut, den Reichtum seiner Innenwelt, das grosse dichterische Vermächtnis.

Der einsame Gottfried Keller

Er ist Junggeselle geblieben. Dennoch fehlte es dem feinsinnigen Dichter nicht an Zuneigung und Liebe zu Frauen, die ihn beeindruckt haben durch ihre Sprache, durch Haltung und Gebärde. Das war ihm Abbild für den inneren Reichtum. Aber zu einer engeren Bindung kam es nie. Und das ist wohl Trauer und Tragik im Leben von Gottfried Keller.

Dennoch: Im Jahre 1866 hat sich Keller verlobt. Doch blieb das nur ein Glück von wenigen Wochen. Diesem späten Liebesfrühling folgte kein Sommer nach. Als Hoffnung und Traum auf den gemeinsamen Lebensweg in dunkle Schatten versanken, der Tod des geliebten Mädchens für Keller und die Verwandten gleich unbegreiflich und dieses Scheiden allen so peinlich ward, da wurden auch alle diese Briefe vernichtet. Wie aufschlussreich wären sie gewesen, und wie hätten sie Einblick gewährt in die innersten Regungen des Dichters und seiner gebildeten Braut, des Dichters, welcher der Literatur so strahlende, so unvergängliche Frauenbilder geschenkt hat! Es sind aber trotzdem ein paar eindrückliche Dokumente hierüber erhalten geblieben.

Aus dem Jahre 1888 stammt ein *aufschlussreicher Brief,* in dem Keller selber auf die seinerzeitige Verlobung zu sprechen kommt. *Anton Bettelheim* (1851–1930), Literaturhistoriker und Verleger, ging damals daran, Kellers Briefe zu veröffentlichen und drang darauf, diese möglichst vollzählig herauszugeben. In der Korrespondenz mit ihm ist der Brief Kellers vom 18. und 24. April 1888 von besonderer Bedeutung. Ich zitiere daraus: «Leider ist es mit der bitteren Alterserforschung verbunden, dass die individuelle Ausplünderung bei lebendigem Leibe nun beginnt … Was nun meine eigenen Briefe betrifft, welche Sie, verehrter Herr, in Händen haben, so habe ich mich darin gewiss auf das Notwendigste beschränkt, und ich kann mir nicht denken, dass darin ein wesentlicher Grund für die Publikation liegt. Wenn Sie übrigens auf solche Vollständigkeit ausgehen und den Ballast nicht verschmähen, so will ich mich nicht dagegen sperren. Freude habe ich daran nicht.

Nur einen Punkt muss ich ausnehmen. Es war im Jahre 1866, wenn ich mich nicht täusche, als Auerbach mich zum letzten Mal um eine Erzählung anging. In einem diesfälligen Briefe von mir muss die Bemerkung stehen, ich hätte mich verlobt! und in einem spätem Briefe: die betreffende Person sei schon tot! Es handelt sich um ein trauriges Erlebnis in vorgerücktem Alter, welches ich jetzt um keinen Preis in die Öffentlichkeit gezerrt haben möchte. Ich habe meine Unvorsichtigkeit auch schon lange bereut, glaube aber nicht, dass die Erben deshalb das Recht haben, sich rücksichtslos zu verhalten. Ich bitte Sie also dringendst, die beiden Briefe jedenfalls wegzulassen! Am liebsten wäre mir, dieselben zurückzuerhalten, was kein auffallender Vorgang wäre.

Im übrigen wünsche ich Ihnen glückliches Gedeihen Ihrer Arbeiten zum würdigen Gedächtnis der guten Verewigten, und bin Ihr mit grösster Hochachtung ergebener

Gottfr. Keller.»

Die Briefe an Berthold Auerbach, auf welche Keller hinweist, sind bis heute nicht gefunden worden. Auch die viel spätere Edition von Carl Helbling (5 Bände, 1950–1954) enthält sie nicht, und in der kritischen Keller-Ausgabe von Jonas Fränkel mit ihren 22 Bänden, erschienen 1931–1948, steht die Bemerkung, dass die Briefe nicht mehr erhalten seien. Helbling vermutet (Bd. 4, S. 315), dass sich Keller in der Erinnerung im Empfänger geirrt haben könnte, so dass die vertrauliche Mitteilung über seine Verlobung an eine andere Adresse gegangen wäre. Dem steht jedoch entgegen, dass diese Briefe bis heute auch andernorts und nirgends zum Vorschein kamen. Man hat also dem Wunsche Kellers gründlich entsprochen.

Berthold Auerbach (1812–1882), Dichter, Rezensent und Verleger aus dem Schwarzwald, dessen «Schwarzwälder Dorfgeschichten» damals viel gelesen wurden, hatte Keller 1855 in Heidelberg und Dresden kennengelernt. Als Herausgeber des «Deutschen Volkskalenders» mahnte er Keller von Januar bis Mai 1866 mehrmals, ihm eine Erzählung für den erwähnten Kalender zu schicken. Keller hat ihm zwischen dem 23. und 29. Mai 1866 geschrieben, was Auerbach mit der Notiz quittierte: «Also doch endlich eine Antwort von Dir, Du Virtuos auf dem Schweigeinstrument.» In einem dieser Briefe stand wohl der Hinweis auf die Verlobung mit Luise Scheidegger, womit wir annehmen dürfen – und das ist unter allen Aktenstücken diesbezüglich der einzige, wenn auch lose Anhaltspunkt – dass die Verlobung um Mitte Mai 1866 stattgefunden hat.

Es ist auch möglich, dass diese Briefe erst 1885 beseitigt worden sind, wo Keller alles, was sich bei ihm angehäuft hatte, nach unnützen Papieren und unpassenden Stoffen durchsah und am 2. Februar 1885 seinem ersten Biographen Jakob Baechtold (1848–1897), Germanist und Professor in Zürich, geschrieben hat: «In den 8 Jahren sind mir die Testamenteitelkeiten punkto Nachlass eben gründlich vergangen, und ich habe mittelst Ofen und Papierkorb die Bereinigung selbst begonnen.»

Wie kam es, dass Keller Frauenliebe und eigene Häuslichkeit versagt blieben? Seine Biographen und Freunde meinen, dass dies nicht nur im gegebenen Ablauf seines Lebens gelegen habe und nicht nur das Wirken des Schicksals war, sondern dass es auch seiner Erscheinung zuzuschreiben sei.

Von Gestalt war Keller klein. Er hatte einen markanten Kopf wie vom Bildhauer geformt, eine hohe Stirn und breite Schultern, dazu dunkle kluge Augen, aus denen Güte und Schalk blitzten, gelegentlich aber auch Entrüstung und Zorn. Arme und Beine jedoch passten nicht zu diesem eindrück-

Gottfried Keller, 1870.
Aufnahme Johannes Ganz, Zürich.
Foto aus der Graphischen Sammlung
der Zentralbibliothek Zürich.

lichen Oberbau: beide waren sichtbar zu kurz geraten. Als er erster Staatssekretär wurde, musste die Regierung ihm deswegen einen Sessel mit extra kurzen Füssen erstellen lassen. Ein Biograph hat von seiner nicht sonderlich eleganten Figur folgendes geschrieben: «Wenn er sass, erschien er wie ein Riese, wenn er stand, wie ein Zwerg.» Und Marie von Frisch, die vornehme Verehrerin aus Österreich, meinte in ihren Erinnerungen: «Wäre Keller einen Kopf höher gewachsen gewesen, so hätte sein Leben sich anders gestaltet.»

Sie mag recht haben, wenn man dem äusseren Bild eines Menschen soviel Bedeutung beimessen darf. Die Wienerin fand ihn auch «immer wohl wollend, gütig und umgänglich», von Unmut, reizbarem und aufbrausendem Wesen hat sie nichts bemerkt. Dieses Urteil der gebildeten Dame und Gattin eines bekannten Chirurgen, so meinen wir, ist für das von Zeitgenossen bisweilen verzeichnete Bild Kellers von Wichtigkeit. Der Redlichkeit wegen sei mit Bezug auf dieses Urteil noch beigefügt, dass Marie von Frisch und ihre Familie erst 1872 in den Bekanntenkreis Kellers getreten sind.

Runden wir das gezeichnete Kellerbild ab mit dem, was Conrad Ferdinand Meyer auf Rigi-Scheidegg im August 1890 in seinen «Erinnerungen an Gottfried Keller» von seinem berühmten Nachbarn geschrieben hat: «Wie

anmutig konnte er lächeln, wenn seine Seele heiter war. Dies eigentümliche Lächeln entstand langsam in den Mundwinkeln und verbreitete sich wie ein wanderndes Licht über das ganze Gesicht. Auch die Schwester besass es …»

Wenn wir Gottfried Keller in seiner Erscheinung und in seinem Wesen hier kurz gezeichnet haben, dann meinen wir, stand er mit diesen Merkmalen und Vorzügen auch damals im Frühsommer 1866 im Hause Wegmann Christina Luise Scheidegger gegenüber.

Die Frauen im Leben von Gottfried Keller

Das schöne Bild der Frau lebt nicht nur in den herrlichen Gestalten seiner Geschichten, in die er so vieles aus erlebtem Alltag hineingewoben hat. Solche Frauen kreuzten auch seinen Lebensweg. Aber wie sie auftraten in ihrer holden Erscheinung mit Anmut, mit Würde, mit Geist und Frohmut und mit der Heiterkeit der Seele – sie alle gingen vorüber, auch die eine, mit der er sich 1866 verlobt hat. Keller liebte immer unglücklich.

Bei den Frauen in seinem Leben steht an erster Stelle die *Mutter* (1787–1864), dieses leuchtende Beispiel an fürsorgender Liebe. Und dann ist es Regula, die *Schwester* (1822–1888), die Keller so nötig hatte und die seinetwegen auf eigene Lebensgestaltung verzichtete. Ihr treues Dienen zog tiefe Spuren in den Lebensweg von Gottfried Keller.

Seine erste Zuneigung fand *Henriette Keller* (1818–1838), ein armes zierliches Mädchen aus dem Haus am Rindermarkt. Sie war seine Jugendliebe. Doch starb sie mit 19 Jahren an Lungenschwindsucht. – Keller hat über Leid und Trauer nie viele Worte gemacht. Was seine Seele im tiefsten bewegte, gehörte nicht ins Gespräch der Öffentlichkeit. So hat er auch zum Hinschied dieses schönen Mädchens mit dem goldenen Herzen, das mitten aus aufblühendem Leben abberufen wurde, in sein Tagebuch nur folgenden Eintrag gesetzt: «Den 14. Mai 1838. Heute starb sie.» Aber diese liebliche Gespielin, der er auch in Glattfelden oft begegnet ist, wurde Vorbild für die feine Gestalt der Anna im «Grünen Heinrich».

Dann war es *Marie Melos* (1820–1888), die Schwägerin Freiligraths, welche Keller mit ihrer stillen Lieblichkeit stark beeindruckte, aber er durfte ihr seine Gefühle nicht gestehen.

Als er später im Hause Orelli der hübschen *Luise Rieter* (1828–1879) aus Winterthur gegenüberstand, da nahm ihn der Zauber ihrer frischen Natür-

Gottfried Keller, 1885.
Aufnahme Johannes Ganz, Zürich.
Foto aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich.

lichkeit und das silberne Lachen der geistreichen Tochter dermassen gefangen, dass er das Herz in beide Hände nahm und nach einer ruhelosen Wirtshauswoche, die ihm Ausflucht war aus Herzweh und Einsamkeit, am 16. Oktober 1847 den wohl seltsamsten Liebesbrief schrieb, den es in der deutschen Literatur gibt. Er gilt als Kellers berühmtester Brief. Weit entfernt, seine Vorzüge ins Licht zu rücken, schreibt er darin mit köstlicher Offenheit wie ein Schuljunge, der einen dummen Streich beging und dann unter dem Druck der Ermittlungen in einem vollen Geständnis sein Herz blosslegt. Ich zitiere aus diesem Brief: «Verehrtes Fräulein Rieter … Ich bin noch gar nichts und muss erst werden, was ich werden will und bin dazu ein unansehnlicher armer Bursche; also habe ich keine Berechtigung, mein Herz einer so schönen und ausgezeichneten jungen Dame anzutragen, wie Sie sind …» Aber dann findet er, wenn die liebenswürdige Begegnung doch Ausdruck tieferer Gefühle gewesen wäre und er hätte nichts darum getan, «… so wäre das ein sehr grosses Unglück für mich, und ich könnte es nicht wohl ertragen … Aber genieren Sie sich ja nicht, mir ein recht rundes, grobes Nein

in den Briefeinwurf zu tun …» Dieses Nein liess nicht auf sich warten. Wie konnte der «unansehnliche arme Bursche» dieser Tochter ein angemessenes Heim verschaffen! Bis jetzt war von ihm nur ein Band Gedichte erschienen, und eine rechte Anstellung hatte er noch lange nicht. Luise Rieter, deren Auftreten, Grazie und Sprache einst alle gefangen genommen, blieb ledig und starb nach schwerer Krankheit 1879 bei ihren Verwandten in Danzig.

Weiter verdient ganz besonderer Erwähnung die anmutige *Christina Luise Scheidegger,* die gebildete Arzttochter aus Langnau und Herzogenbuchsee, der Keller im Frühjahr 1866 bei ihrem Onkel und seinem Freund Pfarrer Wegmann in Zürich begegnet ist und deren Leben ein so tragisches Ende fand, was in dieser Arbeit noch ausführlicher dargetan wird.

Eine Frau von besonderem Ansehen war *Marie von Frisch*, geborene Exner (1844–1925), die Schwester des österreichischen Juristen und Dozenten Adolf Exner, der in Zürich gelehrt hatte. Keller verbrachte 1872 mit ihrer Familie schöne Ferientage in Österreich. Zwei Jahre später verheiratete sie sich mit dem Chirurgen von Frisch. Keller blieb mit ihrer Familie befreundet. Sie bittet 1885 Keller, doch wieder mal auf Besuch zu kommen, «ehe wir noch allesamt zu alt sind, um uns über irgend was zu freuen …»

Es wären noch andere Frauen zu nennen, die vor allem mit zunehmendem Ruhm in Kellers Bekanntenkreis traten. So die Professorentochter *Johanna Kapp* (1824–1883), die schlecht verheiratete *Ludmilla Assing* (1821–1880) aus Hamburg, dann *Lina Dunker-Tendering* (1825–1885), die Frau des Verlegers Dunker, die Keller spasshaft einen «Taugenichts» genannt hatte und welche ihm 1855 in einem entzückenden Brief schrieb: «Ich verdiene diesen Titel mehr als Sie wissen … Aber es tröstet mich, dass man mich dennoch lieb hat.»

In ähnlicher Art gab es noch weitere Briefe, allerliebste Schreiben, die hin und her gingen, und gelegentlich erfolgte auch der Besuch einer dieser Verehrerinnen, wie 1858, als Betty Tendering (1831–1902), die Schwester von Lina Dunker, aus dem Rheinland angemeldet war und Keller sie seiner Mutter mit folgender Beschreibung empfahl: «… ein junges Frauenzimmer … vornehm aussehend und ein hübsches Stück Weibsbild … welche die Leute verblüfft macht.»

Mit diesen Hinweisen auf ein paar der bedeutendsten Frauenbekanntschaften möchten wir es bewenden lassen. Aber nie kam es zu einer engeren Bindung, noch zu einem ernsten Verhältnis. Schicksal oder Schuld? Karl Dilthey schreibt darüber: «Sein Verhängnis war, dass er seine kurzen Arme immer nach den allerschönsten Früchten ausstrecken wollte.»

Das Frauenbild im Werk von Gottfried Keller

Das ganze Werk Kellers ist eine Verherrlichung der Frau. Gotthelf, der andere grosse Darsteller der Frauenseele, zeichnet seine Frauenbilder herber und kraftvoller, vielleicht auch eindrücklicher in ihrem Walten, im Dienen, Lieben und Leiden. Das sind Frauen der Arbeit. Keller stattet sie aus mit Anmut und Schönheit, mit einem bezaubernden Wesen, mit Geist und Witz und mit verstecktem Schalk, aber auch mit Entschiedenheit, die mehr aus dem Herzen kommt, als aus dem Willen. Köstliche Einfälle begleiten sie und strahlend treten sie auf. Mit heiterem Herzen erobern sie die Welt.

Aber auch das herbere Frauenbild fehlt nicht. Die blühende, hinreissende Judith im «Grünen Heinrich», die ihn lehren will, was Liebe ist, wenn er den versprochenen Besuch aufschiebt, woraus sie lediglich sehen will, ob sie ihm etwas gilt. Auch diese reife Frau voll spontaner Natürlichkeit hat alle die hohen Vorzüge, die sie liebenswert macht und die strahlend uns entgegentreten in diesem Jugendroman. Mit betörendem Reiz lässt er auch die Frauen seiner Novellen auftreten, eine Figura Leu, «die lieblichste der Bräute», im «Landvogt von Greifensee», und das allerliebste einfältige Nettchen in «Kleider machen Leute». Dann sind es die reifen Mutter-Beispiele, die mit ihrem Dienen und Walten tief beeindrucken, die Mutter des «Grünen Heinrich», die Regula Amrein und Frau Martin im «Martin Salander», edle Frauengestalten, die durch sein Werk in die Weltliteratur eingegangen sind. Keller hat davon einmal gesagt, dass sie sind wie die Sterne des Himmels, bezaubernd, edel, stark und treu, aber einsam im All.

Bei allem Frohmut der gespielten Szenen, bei allen köstlichen Einfällen, die sie antreten, erfüllt die meisten dieser Frauen im Innern doch Einsamkeit und Entsagung, und vielmal begleitet hoffnungslose Liebe ihr Tun. Verwandt dem Schicksal von Gottfried Keller, beschliessen manche ihr Leben, wohl in treuem Dasein für andere, aber ohne Lebensbund und traute Häuslichkeit.

Was Keller im Leben versagt blieb, die liebevolle Lebensgefährtin, das hat er als Dichter sich vorbehalten und in grossartiger Schau seinem Werk verliehen:

> «Doch die lieblichste der Dichtersünden
> Lasst nicht büssen mich, der sie gepflegt:
> Süsse Frauenbilder zu erfinden,
> Wie die bittre Erde sie nicht hegt.»

Männerfreundschaften im Leben von Gottfried Keller

An Bekanntschaften mit bedeutenden Männern fehlte es Keller nicht. Schon die armseligen Münchner Jahre führten ihn mit frohen Kumpanen zusammen, wo unter den Studenten und Künstlern Ausgelassenheit, Mutwillen und Sorglosigkeit herrschten, bis Keller beschämt wieder seine Kollegen um Vorschuss angehen musste, wenn seine karge Kasse nicht ausreichte.

Vom Vater (1791–1824), dem braven Drechslermeister, bekam er wenig mit, da er ihn im fünften Lebensjahr verlor und nun ganz in die Obhut der Mutter geriet. Ein gewisser Einfluss ist seinen Aufenthalten in Glattfelden zuzuschreiben, wo er oft im Arzthaus weilte und der jagdlustige Oheim ihn mitnahm auf seine Streifzüge durch Feld und Wald.

Mit zunehmender Anerkennung seiner literarischen Leistungen kam er in Verbindung mit bedeutenden Männern seiner Zeit, so mit dem Dichter Ferdinand Freiligrath (1810–1876), mit Richard Wagner (1813–1883), dem Grossindustriellen und Anführer der Zürcher Liberalen Alfred Escher (1819–1882), mit dem Nobelpreisträger Paul Heyse (1830–1914), um nur einige zu nennen. In den späteren Jahren war er besonders verbunden mit Theodor Storm (1817–1888), dem Hallig-Dichter von Husum, der «grauen Stadt am Meer», mit Arnold Böcklin (1827–1901), dem Maler der Toteninsel, und schliesslich mit Carl Spitteler (1845–1924), dem Dichter des «Prometheus» und der «Jodelnden Schildwachen», sowie mit Conrad Ferdinand Meyer (1825–1898), dem Dichter aus dem benachbarten Kilchberg.

Mit diesen und manchen andern Zeitgenossen stand Keller in persönlichem Kontakt oder im Briefverkehr, wobei viele dieser Schreiben in den grossen Sammlungen von Bettelheim (1888) und Helbling (1954) enthalten sind. Im Nachlass Kellers, der sich in der Zentralbibliothek Zürich befindet, sind nicht mehr alle Briefe vorhanden – auch wichtige und aufschlussreiche fehlen – denn Keller scheute sich vor der Preisgabe des Persönlichen gegenüber einer nicht berufenen Öffentlichkeit. Manches schied er früher schon aus und anderes wurde anlässlich einer allgemeinen Durchsicht 1885 beseitigt.

Christina Luise Scheidegger

Sie war die Tochter des Landarztes Ulrich Scheidegger (1804–1856) in Langnau i. E. und erblickte das Licht der Welt am 19. April 1843. Die Mutter,

Christina Luise Scheidegger im Festtagsgewand, um 1864. Aufnahme Wolff und Nicola, Bern. Foto aus der Graphischen Sammlung der Zentralbibliothek Zürich.

Rosina Moser (1811–1845) aus Herzogenbuchsee, starb, als das Mädchen erst zweijährig war. Der Vater verheiratete sich 1848 wieder, aber die Stiefmutter Margarete Sommer von Affoltern, so wird berichtet, war barsch und abweisend gegen das Kind aus erster Ehe, so dass der Vater es schliesslich zu Verwandten nach Herzogenbuchsee gab. Das war die Kaufmannsfamilie des Johann Ulrich Born (1800–1865) und seiner Frau Anna Barbara Gygax, die 1832 das grosse Handelshaus an der Bern-Zürich-Strasse gebaut hatte und zu Garten und Hofstatt noch den Kornhausgarten erwarb, so dass die Besitzung ein gar stattliches Ansehen bekam, das sie – mit der mächtigen Linde und dem im Frühling mit vollem Blütengehänge überschütteten Edelkastanienbaum – bis heute behalten hat.

Das Haus erfuhr einen aufwendigen Ausbau: im Parterre die Hallen für die Kaufmannswaren und im ersten Stock Wohnräume mit aushängbaren Zwischenwänden, die bei festlichen Zusammenkünften zu einem einzigen Raum abgehoben werden konnten. Als 1878 über der Strasse im grossen Hotel zur «Sonne» der Festsaal mit kunstvollen Stuckarbeiten und Spiegeln versehen wurde, liess Vater Born die Kunsthandwerker aus Oberitalien auch in seinem Haus Treppenaufgänge und Wände wirkungsvoll marmorieren, ein Schmuck, der heute noch vorhanden ist. Einen ebenso herrschaftlichen Anstrich gab man dem Garten mit Spazierwegen, einer ausgewählten Bepflanzung, einem ovalen Brunnen aus Jurastein mit separater Wasserleitung vom Löliwald her und einem von Tuffstein umfassten kleinen Teich, der sich inmitten von Blumen und Grün allerliebst ausnahm.

In diesem Gutsbesitz wurde Christina Luise Scheidegger bei Onkel und Tante herzlich aufgenommen. Das hübsche Mädchen mit seiner zierlichen Gestalt und den gütigen blauen Augen brachte Sonnenschein ins Kaufmannshaus. Es erfreute mit «wunderschönem Klavierspiel», wie Maria Waser schreibt, war hilfreich, angenehm im Umgang, geistvoll und in seiner ganzen Erscheinung, um es noch einmal mit der Dichterin von «Land unter Sternen» zu belegen, von «grosser Lieblichkeit».

Man bemühte sich, dem begabten Mädchen eine gute Ausbildung zu geben. Da es für die Musik besondere Begabung zeigte, schickte man Luise an das Konservatorium nach Genf, wo sie das Konzertdiplom erwarb. Leider erlebte ihr Vater diesen hoffnungsvollen Aufstieg seiner Tochter nicht mehr, da er, bevor Luise 14jährig war, gestorben ist (10. November 1856). Damit war das von ihren Freundinnen als sensibel geschilderte Mädchen Vollwaise geworden. Aber sie hatte allenthalben treue Freundinnen, dankbare Musikschülerinnen, und jedermann war gut zu ihr. Das kam nicht von ungefähr, denn Christina Luise Scheidegger trug in ihrem ganzen Wesen einen besonderen Liebreiz zur Schau, war zuvorkommend und freundlich zu arm und reich und war, so berichten ihre Freundinnen, neben stillem, aber spürbarem Frohsinn, gezeichnet von einer leisen Wehmut, was ihr zu den schon vorhandenen Anlagen noch besonderen Adel verlieh.

Ausgestattet mit diesen Vorzügen begegnete dieses reizende Frauenbild im Frühjahr 1866 Gottfried Keller bei ihrem Oheim Wegmann in Zürich. Seine Familie hatte die elternlose Tochter für fünf Wochen zu sich eingeladen und freute sich herzlich ihrer Gegenwart. Karl Gottlieb Wegmann (1819–1891) war Pfarrer gewesen und hatte 1858 die Stelle als Direktor der zürche-

rischen Strafanstalt angetreten. Er war gut bekannt mit Gottfried Keller, und die beiden Freunde sollen sich oft getroffen haben. Keller hatte zwei Jahre zuvor seine Mutter verloren, die zeitlebens liebevoll für ihn gesorgt. Er wusste, was er ihr zu verdanken hatte und erlebte nun, obwohl die Schwester Regula an ihre Stelle trat, was mit ihrem Tod aus seinem Leben ausgebrochen war. Was scherten ihn Anerkennung und Ruhm, wenn dennoch oft graue Einsamkeit ihn umgab, die jetzt doppelt spürbar wurde!

Der Gedichtband von 1846 hatte die Aufmerksamkeit der Kenner auf ihn geleitet, «O mein Heimatland, o mein Vaterland» wurde überall gesungen, die erste Fassung des «Grünen Heinrich» fand gute Aufnahme, die Novellen über die «Leute von Seldwyla» wurden mit Begeisterung gelesen und «Das Fähnlein der sieben Aufrechten» war für ihn Tells Geschoss. Nun war er der grosse patriotische Dichter. Und schliesslich hatte die Wahl zum ersten Staatsschreiber Zürichs ein festes und sicheres Auskommen gebracht. Aber was tat dies alles, was tat die aufopfernde Arbeit von Regula, wenn doch in ihm die drückende Stille blieb!

Aus dieser Situation heraus kam es zur Verlobung mit Christina Luise Scheidegger im Hause Wegmann. Wie muss man sich darüber gefreut haben! Aber wir wissen wenig davon, weil nahezu alle Hinweise dieser Art fehlen. – Wir wissen nur, dass in den Wochen, da Christina wieder daheim in Herzogenbuchsee war, offenbar ein aufdringliches Kesseltreiben, ein Sturmlauf gegen diese Verbindung anhob. Man wies auf den beträchtlichen Altersunterschied hin. Wie sollte das gut kommen, wenn sie 23 und er schon 47 Jahre zählte! Und dann die ungewöhnlichen Proportionen an der Gestalt Kellers, und das Trinken, und das Weinstubenhocken! Auch über den borstigen Charakter Kellers zirkulierten dumme Geschichten. Wie sollte der alternde Junggeselle ein braves, zartes Mädchen erhalten, nähren und kleiden können?

All diese Einwände – sie mochten gut oder böse gemeint sein – ertrug der weiche Charakter von Luise Scheidegger nicht. Sie begann sich zu verschliessen, abzusondern. «Das alles hatte doch ihr Oheim in Zürich auch gewusst, und er hat sich gefreut über die Verlobung, und er war Pfarrer», mit solchen Gedanken versuchte die bedrängte Braut wieder freien Raum zu bekommen. Ich bin, entgegen andern Darstellungen, überzeugt, dass es echte Liebe war, welche sie mit Keller verband. Sie wusste, dass dieser Schritt, der den Segen ihres pfarrherrlichen Oheims trug, ihrem Leben und ihrer fraulichen Berufung nicht nur Ziel, sondern nun erst die ganze Erfüllung bringen würde.

Kaufhaus Born. Ansicht vom Park her. Heute Besitzung Paul Schaad-Müller. Aufnahme Urs Zaugg, Herzogenbuchsee.

Aber die Bedrängnis muss grösser gewesen sein, als Glaube und Hoffnung es waren, dass alles, was sie sich ausgemalt, sich erfüllen würde. Unter diesen Schatten, welche Seele und Gemüt verdunkelten, kam die Zeit von Mitte Juli. Wie ein gejagtes einsames Wild kam sich in diesen Wochen und Tagen die Waise vor, und sie empfand tiefer als je, was es heisst, keine Mutter und keinen Vater mehr zu haben. Sie beide hätten ihr Kind wohl besser verstanden, als die Verwandten es vermochten.

Am 12. Juli, es war ein Donnerstag, ging sie ungewohnt spät am Nachmittag in das Scheidegg-Gut hinaus und bat ihre Freundinnen – es müssen Amelie (1839–1925), Luise (1840–1903) und Berta Moser (1848–1929)

gewesen sein – mit ihr zum Burgäschisee hinauszugehen, um zu baden und zu schwimmen, wie sie das des Sommers schon so oft getan hatten. Aber der Tag war vorgerückt, und es drohten Regen und Gewitter, so dass sie kein Gehör fand und die Scheidegg-Mädchen sich sogar lustig machten über das unruhige und wirre Drängen ihrer Freundin. Mit ähnlichem Ablauf der Dinge hat Amelie Moser diese Begebenheit Maria Waser (1878–1939) in viel späteren Jahren erzählt. Wir wissen heute, dass Luise Scheidegger damals noch einmal in den See hinausschwimmen wollte und sich dann hätte versinken lassen, um all die Pein los zu werden. Nun, in der Scheidegg verabschiedete sie sich wie zu anderer Zeit auch.

Aber die Unruhe, ja die Verzweiflung, die wichen nicht. Zufällige Umstände kamen ihrem Vorhaben entgegen. Onkel und Tante Born – der Sohn Albert Friedrich Born (1829–1910) hatte seit Jahresfrist sein väterliches Erbe angetreten – waren in diesen Tagen verreist und auf auswärtigem Besuch. Ob jemand im Hause war, ist nicht nachgewiesen. Doch wissen wir, dass Luise Scheidegger an diesem Abend entgegen sonstigem Brauch alle Fensterläden des grossen Hauses sorgfältig verschloss.

Am Morgen, es war Freitag, der 13. Juli 1866, fand man sie tot im Gartenteich. –Es ist schier unglaublich, dass das kaum knietiefe Weiherchen ausreichte, um ihr Leben auszulöschen. Aber das ist gewiss, dass diese Tat viel Mut brauchte, und eine unerhörte Härte muss diese Schicksalsstunde ihrem zarten Wesen gegeben haben, ihr Leben, das nun so nutzlos geworden war, auf diese Weise hinzugeben. Erschüttert und staunend stehen wir vor dieser Tat. Nicht in einem Anflug von Unmut und Schwäche, und nicht unter verminderter Geisteskraft tat sie das, sondern ganz bewusst und gewollt und mit Aufbietung ihrer ganzen physischen und seelischen Kraft, denn der Tod kam ihr nicht entgegen und wollte sie nicht aufnehmen in dem geringen Wasser. Und sie tat es doch. Das hat nur die zerbrochene Liebe zu Gottfried Keller vermocht. Und sie war gross und echt, so gross, dass sie ihr ganzes Sein dafür hingab.

Für die Verwandten war dieser Freitod peinlich. Hatten sie selber diese Tochter dazu gebracht, und blieb es an ihnen, nun einen guten Teil der Schuld zu tragen? Alle Briefe wurden beseitigt und der Hinweis übernommen, dass Luise schon immer schwermütig gewesen sei. Es musste doch ein

---

Gedicht von Gottfried Keller auf den Tod von Christina Luise Scheidegger. Manuskript im Nachlass Gottfried Kellers, Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich.

d. 8 Aug. 1866

Du solltest ruhen u. ich störe dich,
Ich störe deine Ruhe, süße Todte,
Ich werbe dich am kühlen Morgenrothe,
Und werbe dich, wenn Schlaf die Welt beschlich.

Die in der Morgenfrühe ~~still~~, in leisen Schuhen
Die Ruh gesucht u. mir die Unruh gab
Nicht eine Veste ist dein zartes Grab,
Drin du geborgen kannst u. sicher ruhen!

Entschwundenes Gut, o herz voll seltner Güte,
Steh auf u. schüttle nur dein nasses Haar!
Thu auf die lieben Äuglein treu u. klar,
Gebrochen in des Lenzes reinster Blüthe!

Du mußt mit meinem Grame schmerzlich kosen
So lang er wacht, das ist die meiste Zeit!
(Und) erst wenn der Tod Gott mir selber Ruh verleiht,
Magst kehren du zu ruhn im Wesen losen.

Auf Luise Scheidegger †.

Alibi, einen Grund geben, wenn eine so hoffnungsvolle Tochter im Frühling ihres Lebens aus freiem Willen von dieser Welt schied. Und wollen wir den betroffenen Familien und den Freundinnen verwehren, in solchen Fällen für sich selber und für andere eine glaubwürdige Rechtfertigung zu finden, um einen solchen Tod sich selber und andern einigermassen begreiflich zu machen? Das Schicksal Luise Scheideggers ist nicht nur ein erschütterndes Ereignis, es ist eine Tragödie.

Gottfried Keller litt schwer unter diesem Ereignis. Er war tagelang nicht imstande, etwas Rechtes zu tun und seine aufgewühlten Sinne zu beruhigen. Gottlieb Wegmann sprach Keller unter Beilage einer literarischen Seite sein tiefes Mitgefühl aus und wies daraufhin, wie ein anderer Dichter solches Leid schliesslich doch auch getragen habe. Schade, dass wir nicht mehr davon wissen! Keller antwortete ihm am 28. Juli mit dem nachfolgenden kurzen Brief: Er ist noch nicht in der Lage, seine erschütterten Gedanken und Gefühle in die Hand zu nehmen {*Helbling*, Bd. 4, S. 128, Brief Nr. 1004):

«Lieber Freund.

Ich danke Dir für das heutige Zeichen der Erinnerung, es ist sehr hübsch und poetisch. Ich selber würde nicht im Stande sein, dergleichen zu unternehmen, es ist wie ausgestorben in mir. Die Tote hat mich einen Augenblick angesehen und ist dann ihren einsamen Weg weiter gegangen, ohne zu wissen, an was sie vorüberging.

Dein G. Keller»

Am 8. August 1866 hat Gottfried Keller im Gedenken an Christina Luise Scheidegger das nachfolgende Gedicht geschrieben und «der süssen Toten» damit ein dauerndes Denkmal gesetzt:

«Du solltest ruhen und ich störe dich,
Ich störe deine Ruhe, süsse Tote,
Ich wecke dich im kühlen Morgenrote,
Und wecke dich, wenn Schlaf die Welt beschlich.

Die in der Morgenfrüh in leisen Schuhen
Die Ruh gesucht und mir die Unruh gab,
Nicht eine Feste ist dein zartes Grab,
Drin du geborgen kannst und sicher ruhen!

Entschwundnes Gut, o Herz voll seltner Güte,
Steh auf und schüttle nur dein nasses Haar!
Tu auf die lieben Äuglein treu und klar,
Gebrochen in des Lenzes reinster Blüte!

Du musst mit meinem Grame schmerzlich kosen
So lang er wacht, das ist die meiste Zeit!
Erst wenn der Tod mir selber Ruh verleiht,
Magst kehren du zu ruhn im Wesenlosen.»

Diese Fassung stimmt überein mit dem hier abgedruckten Manuskript und ist identisch mit dem Wortlaut in der kritischen Gesamtausgabe von Jonas Fränkel. Die Rechtschreibung wurde den heutigen Normen angepasst. Keller schrieb noch dt und th und Feste mit V usw.

Der Brief an Wegmann und dieses Gedicht gehören zu den wichtigsten Dokumenten, die wir über das Verhältnis von Keller zu Luise Scheidegger besitzen.

Einige Biographen sind der Auffassung, dass Kellers Gedicht «Die Entschwundene» auch im Gedenken an Luise Scheidegger geschrieben worden sei. Das ist nicht der Fall (*Fränkel*, Band 1, S. 107), obwohl die nachfolgende Strophe dennoch direkten Bezug auf den frühen Tod von Christina Luise Scheidegger haben könnte:

«Es war ein heitres goldnes Jahr,
Nun rauscht das Laub im Sande,
Und als es noch im Knospen war,
Da ging sie noch im Lande.»

Nun war er wieder der einsame Gottfried Keller, der sich eine liebe Frau und seiner Schwester Regula so gerne eine häusliche Gehilfin zugeführt hätte, sass wieder nachdenklich in der Ofenecke der «Meise», sann nach, ein Schöpplein schlürfend oder zwei, über die Not und Bitternis der Welt und über den, der den Menschen so verschiedenes Schicksal zugedacht hat, kehrte oftmals erst gen Mitternacht oder später heim, wie in den Jahren, da er auf dem schönen «Bürgli» wohnte und Regula ihm dann an der Schnur den Hausschlüssel im Schuh aus dem ersten Stock hinunterreichte.

Der frühe Tod im Urteil der Zeit

Es ist begreiflich: der Tod der Luise Scheidegger gab viel zu reden. Wie konnte eine so hoffnungsvolle Tochter im blühendsten Alter mit freiem Willen aus dem Leben scheiden? Die Aufzeichnungen hierüber sind jedoch spärlich, da von Seiten der Verwandtschaft und auch von Gottfried Keller nahezu alles, was auf das traurige Ereignis Bezug hatte, beseitigt worden ist. Wir verfügen aber in Berichten der Presse und aus Briefen von Freundinnen dennoch über aufschlussreiche Hinweise.

Im *Totenregister von Herzogenbuchsee* steht der nachfolgende Eintrag:

«13. Juli 1866. Christina Luise Scheidegger, Ulrichs des gewesenen Arztes, von Sumiswald, zu Herzogenbuchsee, ledig, geboren 19. April 1843 (absichtlich ertrunken).»

In der *«Berner Volkszeitung»*, der Ortszeitung, die damals im neunten Jahrgang stand und Mittwoch und Samstag erschien, steht Samstag, den 14. Juli 1866, folgender Bericht:

«Herzogenbuchsee, 13. Juli. Leider haben wir von hier schon wieder einen Unglücksfall zu berichten, der die gesamte Ortschaft mit lebhafter Teilnahme erfüllt. Fräulein Louise Scheidegger, eine liebenswürdige und gebildete Tochter, stürzte sich diesen Morgen früh in einem Anfall von Schwermut in einen beim Hause befindlichen Weiher und ertrank. Alle Wiederbelebungsversuche blieben leider fruchtlos.»

Ein Exemplar der *Todesanzeige* befindet sich im Nachlass von Gottfried Keller in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich. Sie ist adressiert an «Herrn Johann Jakob Marti, in Schaufelbühl bei Sumiswald» und trägt die Poststempel von Herzogenbuchsee, Lützelflüh und Sumiswald. Nachforschungen auf Schaufelbühl haben auch keinen weiteren Aufschluss ergeben. Der «Obere Hof», wo eine Ofenkachel noch den Namen Jakob Marti trug, ist seit Jahrzehnten im Besitz der Familie Fritz Meier-Siegenthaler.

Die Todesanzeige hat folgenden Wortlaut:

«Herzogenbuchsee, 13. Juli 1866. Mit grösstem Herzeleid erfüllen wir hiermit die traurige Pflicht, Sie von dem, diesen Morgen erfolgten, plötzlichen Hinschied unserer vielgeliebten Louise Scheidegger in Kenntnis zu setzen. Beerdigung künftigen Montag, Mittag 11 Uhr. Die trauernden Hinterlassenen.»

Weiher mit Springbrunnen im Park Born (heute Schaad) an der Zürichstrasse in Herzogenbuchsee. Ursprüngliche Anlage. Foto Paul Schaad.

Noch am gleichen Tag, als der Freitod von Christina Luise Scheidegger bekannt wurde, benachrichtigte die um vier Jahre ältere Freundin *Amelie Moser* ihre Geschwister mit folgendem Brief: «Es ist wenig im Leben, das mich so sehr erschüttert hat. Luise war während fünf Wochen in Zürich bei Herrn Wegmann (einem Freund von Gottfried Keller). Seit ihrer Rückkehr war sie wie umgewandelt, lebte abgeschlossen, sprach wenig, ass beinahe nichts mehr. Was sie zu diesem Schritt bewog? Erörtern wir diese Frage nicht, es sind Gründe vorhanden, die hierauf eine erklärende Antwort geben, aber keine, die einen solchen Entschluss rechtfertigen. Luise war schon lange in Widerspruch mit sich selbst und der Welt, verlor alles Selbstvertrauen, verlor allen Glauben und erlag endlich in einer verzweifelten Stunde dem Kampf mit dem Leben. Was muss die Arme gelitten haben? Ein Seelenleiden, für das sie zu schwach war. Richten wir nicht, es ist nur innigstes, tiefstes Bedauern, das mich bewegt.»

Ein *anderer Brief* vom 13. Juli 1866 stammt ebenfalls von der gewandten Schreiberin auf dem Gutshof der Scheidegg, doch hat er noch einen kleinen Zusatz: «Luise Scheidegger ist heute im kleinen Gartenteich hinter dem Hause tot aufgefunden worden. Luise war während fünf Wochen in Zürich bei Herrn Wegmann. Sie war seit ihrer Rückkehr wie umgewandelt, lebte abgeschlossen, sprach wenig, ass beinahe nichts mehr, klagte über Unwohlsein und sah wirklich bleich aus.»

In Langnau, wo Christina Luise Scheidegger im Arzthaus ihre ersten Kinderjahre zugebracht hatte, wurde dieses Hinschieds Mittwoch, den 18. Juli 1866, im *«Emmentaler-Blatt»* mit folgender Notiz gedacht: «In Herzogenbuchsee stürzte sich letzten Freitag Louise Scheidegger, ein sehr liebenswürdiges und gebildetes Mädchen, einzige Tochter des Herrn Dr. Scheidegger sel. in Langnau, in einem Anfall von Schwermut in einen beim Hause befindlichen Weiher und ertrank. Alle Wiederbelebungsversuche blieben leider erfolglos.»

Am 9. August 1866 meldet *Amelie Moser* ihrem Bräutigam Albert Moser in Batavia die Kunde von dem tragischen Todesfall mit folgenden Worten: «Luise war strebsam, wieviel Freude hatten wir diesen Winter an unseren Leseabenden. Sie mischte sich aber zu viel in religiöse Polemik, ehe sie sich selbst klar war. Sie machte aus dem Glauben eine Wissenschaft, was er nie ist. Ich kann Dir die Eindrücke dieses Todes nicht beschreiben, ich war oft und viel mit Luise.»

In den *Gemeinderatsprotokollen* vom 5. und 18. August 1867 erscheint in kurzen Eintragungen ein letztes Mal der Name von «Jungfer Louise Scheidegger selig». Ihre Familie war 1850 in das Burgerrecht von Bern, in die Gesellschaft «von Schumachern», aufgenommen worden. Es geht nun um Inventar und Erbschaft der Verstorbenen, sowie um noch zu leistende Gemeindesteuern.

Berichtigungen und Korrekturen zu den bisherigen Publikationen

Die Berichte zur Verlobung Gottfried Kellers mit Christina Luise Scheidegger und deren Freitod enthalten die nachfolgenden Ungenauigkeiten und Fehler, auf die ich im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit aufmerksam mache:

Das Gedicht vom 8. August 1866

Man vergleiche mit dem Abdruck des Manuskripts auf Seite 177.

Es bestehen in den bisherigen Publikationen dieses Gedichtes folgende Abweichungen vom Originaltext:

Heinrich Fischer: «Kleiner Bund» vom 21. 7. 1940, S. 231
Strophe 2 = Schu*hn*, ru*hn*
Strophe 3 = und schüttle *aus* dein nasses Haar
die lieben Äuglen *hell* und klar
Strophe 4 = So *oft* er wacht – das ist die meiste Zeit –

Maria Waser: «Land unter Sternen», S. 240/241
Strophe 4 = Solang er wa*ch*, das ist …

Emil Ermatinger
Strophe 4 = Solang er wa*ch*, das ist …

Ermatinger meint zudem, der Titel «Die Entschwundene» gehöre zu dem vorliegenden Gedicht vom 8. August 1866. Das ist nicht der Fall, indem es sich dort um ein anderes Gedicht handelt, das nur eventuell Bezug hat auf das gleiche Ereignis. Siehe Seite 179, wo eine Strophe dieses Gedichtes zitiert wird. Das Gedicht vom 8. August 1866 trägt keinen Titel.

Das «Wienerjournal» vom 14. Juli 1925

Der Bericht dieser Zeitung zum 35. Todestag Kellers, den Fischer zitiert und in dem die Rede davon ist, dass Luise Scheidegger Keller nicht lieben konnte und die Verlobung von sich aus gelöst habe, widerspricht aller zugänglichen Nachforschung. Dieser Artikel muss als kurzfristig konzipiertes Phantasieprodukt eines Zeilenhonorar-Journalisten bezeichnet werden. Ich bin überzeugt: Christina Luise Scheidegger ist an der Liebe zu Keller zugrunde gegangen. Auch für Gottfried Keller war es keine blosse Vernunfts-Verlobung, sondern weit tiefere Ergriffenheit. Man beachte den zitierten Brief an Wegmann vom 28. Juli und das Gedicht vom 8. August 1866. – In diesem «Journal»-Bericht ist auch das Todesdatum vom 14. Juli falsch.

Die Darstellung von Maria Waser von 1930

Sie schreibt, dass die «grosse Frau», das war Amelie Moser (1839–1925) von der Scheidegg, der sie in ihrem Buch ein langes Kapitel widmet, ihr das berichtet habe, was sie im Dorfroman «Land unter Sternen» über Luise Scheidegger erzählt (S. 237–241). Hier steht von dem weissen Tüchlein und den beiden Mädchen nichts, und wir dürfen annehmen, dass sie, die sich für ihr Buch wohldokumentiert hat und aus der Erinnerung einer breiten Verwandtschaft schöp-

fen konnte, sich stark an den wirklichen Ablauf der Dinge gehalten hat, obschon anderseits manches Kapitel ihres Buches mit dichterischer Freiheit gestaltet wurde. Sie erwähnt, dass «eine kluge Frau» der verlobten Luise ernste Vorstellungen gemacht habe wegen Keller und abriet von dieser Verlobung, die nach all dem Herumgebotenen so fragwürdig aussah. «So hat der gutgemeinte Rat einer klugen Frau ein junges Leben zerstört und dem alternden Dichter seine letzte Liebe geraubt», schreibt Maria Waser. Das alles lässt sich heute nicht mehr belegen.

Hätte eine einzelne Stimme das auszulösen vermocht, was geschah? Ich glaube, dass unsere Darstellung der Wahrheit näher steht.

Und ein anderes: Es stimmt nicht, dass die glänzenden Gesellschaften im Kaufhaus Born im Parterre stattfanden («Land unter Sternen» S. 231). Hier war die Handelsware untergebracht, aber im ersten Stock hatte man zu diesem Zwecke aushängbare Zwischenwände erstellt, wie mir der heutige Besitzer Paul Schaad sagt, der sich wie seine Eltern an diese raffinierte Baukonstruktion noch gut erinnert. Aber diese festlichen Anlässe lagen ausserhalb der Zeit von Luise Scheidegger.

Die Darstellung Fischers von 1940

Seine Angaben, so erwähnt er, habe er schriftlichen und mündlichen Aufzeichnungen der Freundinnen Luise Scheideggers entnommen. Von dem weissen Tüchlein, an dem sie am Vorabend noch gestrickt habe und das die Tote dann trug, weiss aber sonst niemand etwas. Auch die zwei kleinen Mädchen im Haus, durch deren Zimmer sie gehen musste und die sich über das unruhige Treiben ihrer Tante gewundert haben, ist nicht belegt. Denn 1866 lebte in dem grossen Kaufmannshaus (heute Haus Schaad) der Sohn von Johann Ulrich Born (1800–1865), Albert Friedrich (1829–1910). Dieser hatte sechs Söhne und eine Tochter Anna Maria, die aber erst 1870 zur Welt kam. Anderseits waren die Söhne und Töchter seines Vaters dem Jugendalter längst entwachsen. Somit waren keine kleinen Mädchen im Haus, es sei denn, sie wären hier auf Besuch oder in den Ferien gewesen. Bei Fischer ist es einfältiger Dorfklatsch, der mit halbwahren und unwahren Wirtshausgeschichten Keller schlecht macht, wobei eine Frau sich besonders ausgezeichnet habe, weil sie gerne ihren Sohn an der Seite Luises gesehen hätte. Aber das alles kann nicht nachgewiesen werden.

Bei Fischer ist auch die erwähnte Eintragung im Totenregister ungenau, in falscher Reihenfolge und damit missverständlich. Anstatt «von Sumiswald, zu Herzogenbuchsee, ledig, geboren …» setzt er … «ledig, geboren 19. April 1843, zu Herzogenbuchsee ….».

Fischer berichtet am Schluss seines Aufsatzes, dass Keller noch auf dem Sterbebett C. F. Meyer gesagt habe, «ihn bedrücke nur eines, das sei der frühe Tod eines geliebten Mädchens, das freiwillig aus der Welt geschieden sei.» Diese Aussage ist fragwürdig, und ich habe sie nirgends bestätigt gefunden. Erstens hat Meyer seinen Kollegen schon in der ersten Februar-Woche 1890 besucht – Keller starb am 15. Juli dieses Jahres – und zum andern steht in Meyers «Erinnerungen an Gottfried Keller», die er im August auf Rigi-Scheidegg schrieb und welche am 1. Oktober 1890 in der «Deutschen Dichtung», einer literarischen Zeitschrift, erschienen sind, wohl Wesentliches über seine letzten Eindrücke und Gespräche mit Keller, aber kein Wort, in dem dieser damals Luise Scheideggers gedacht hätte.

Carl Helbling: «Gottfried Keller. Gesammelte Briefe» (1954) schreibt im Kommentar «Luise Scheidegger von Langenthal» (Bd. 4, S. 128). Wollte er Langnau oder Herzogenbuchsee setzen?

Amy Moser: Im Buch über ihre Mutter «Amelie Moser-Moser», erschienen 1946, datiert sie Kellers Gedicht auf den Tod von Luise Scheidegger mit dem 6. August und meint, Keller habe seinen für unsere Nachforschungen so wichtigen Brief vom 18. und 24. April 1888 an Berthold Auerbach geschrieben. Dieser ging aber an den Verleger Anton Bettelheim.

Literatur und Quellen

Ermatinger Emil, Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. 3 Bde. 6./7. Auflage, Stuttgart und Berlin 1924.

Baechtold Jakob, Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3 Bde., Berlin 1894–1897.

Muschg Adolf, Gottfried Keller. Zürich und München 1979.

Frey Adolf, Erinnerungen an Gottfried Keller. 3. Auflage 1892 (z. Teil in Deutscher Rundschau).

Bettelheim Anton, Die Briefe von Gottfried Keller, 1888.

Helbling Carl, Gottfried Keller. Gesammelte Briefe. 5 Bde., Bern 1950–1954.

Zäch Alfred, Gottfried Keller. Schweizer Heimatbücher Nr. 1, 1945.

Fränkel Jonas und Carl Helbling, Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. 22 Bde., Bern, Erlenbach, München und Leipzig 1926–1949.

Keller Gottfried, Sämtliche Werke. Klinger, Berlin, und Birkhäuser, Basel.

Meyer Conrad Ferdinand, Erinnerungen an Gottfried Keller. In der Zeitschrift «Deutsche Dichtung» 1. Okt. 1890, S. 23–26.

Waser Maria, «Land unter Sternen», S. 230 und 237–241. Stuttgart-Berlin, 1930.

Friedli Emanuel, Bärndütsch Bd. 6: «Aarwangen.» Seidenbandweberei, S. 552 ff. Francke, Bern 1925.

Fischer Heinrich, Gottfried Keller und Luise Scheidegger, Im «Kleinen Bund» 1940, Nr. 29 vom 21. Juli, S. 229–231.

«Wiener Journal» vom 14. Juli 1925: «Zum 35. Todestag von Gottfried Keller.»

Moser Amy, Amelie Moser-Moser. Aus dem Leben ihrer Mutter. Francke, Bern 1946.

Henzi Hans, Zur Geschichte der Seidenbandfabrik in Herzogenbuchsee, 1968. Manuskript.

Gerichts-Akten 1911: Zwischen Otto Imhof «Sonne», Herzogenbuchsee, und Hans Born, Handelsmann, Buenos Aires. Quellenstreit und Durchlauf durch Besitzung Schaad, Zürichstrasse, mit zahlreichen historischen Angaben. (Besitzer: Paul Schaad-Müller, Herzogenbuchsee.)

Abbildungen: Haus und Weiher von Paul Schaad-Müller, Herzogenbuchsee (Aufnahme Urs Zaugg, Grafiker, Herzogenbuchsee). Luise Scheidegger, Gottfried Keller und Gedicht vom 8. 8. 1866 aus Zentralbibliothek Zürich: Nachlass von Gottfried Keller und Graphische Abteilung. Siehe Hinweise bei den Reproduktionen.

Ich habe noch zu danken für vielerlei freundliche Hilfe:
Auf der Landesbibliothek in Bern: Dir. Dr. Franz Meier, den Herren Siegenthaler und Störi.
Auf der Zentralbibliothek in Zürich: Handschriften-Abteilung: Dr. Jean-Pierre Bodmer, Dr. Judith Steinmann. Graphische Sammlung: Fräulein Agnes Rutz.
Den Zivilstandsämtern:
Herzogenbuchsee: Walter Ingold, Frau Egger
Langnau: Frau Greti Mani
Sumiswald: Heinz Gränicher
Der Burgerschreiberei Niederbipp: Frau Elfriede Müller
Auf Schaufelbühl bei Sumiswald: Familie Fritz Meier-Siegenthaler, Oberer Hof.
Der Gemeindeschreiberei Herzogenbuchsee: Hans Ulrich Ruch, Heinz Grunder, Frau Katharina Moser.
Dem Besitzer des heutigen Kaufhauses an der Zürichstrasse: Paul Schaad-Müller.
Frau Inge Lienhard-Engesser, Herzogenbuchsee, für die Reinschrift des Manuskripts.

BILDHAUER KARL ALFRED LANZ VON ROHRBACH 1847–1907

KARL STETTLER
MIT EINEM TEXT VON MARIA WASER

«Ich hatte schon lange ein Auge auf diesen Oberaargauer-Künstler» hat seinerzeit unser verehrter J. R. Meyer, Langenthal, geschrieben und mir dabei empfohlen, den Spuren des berühmten Rohrbachers nachzugehen.

Der Künstler aus der Sicht Maria Wasers

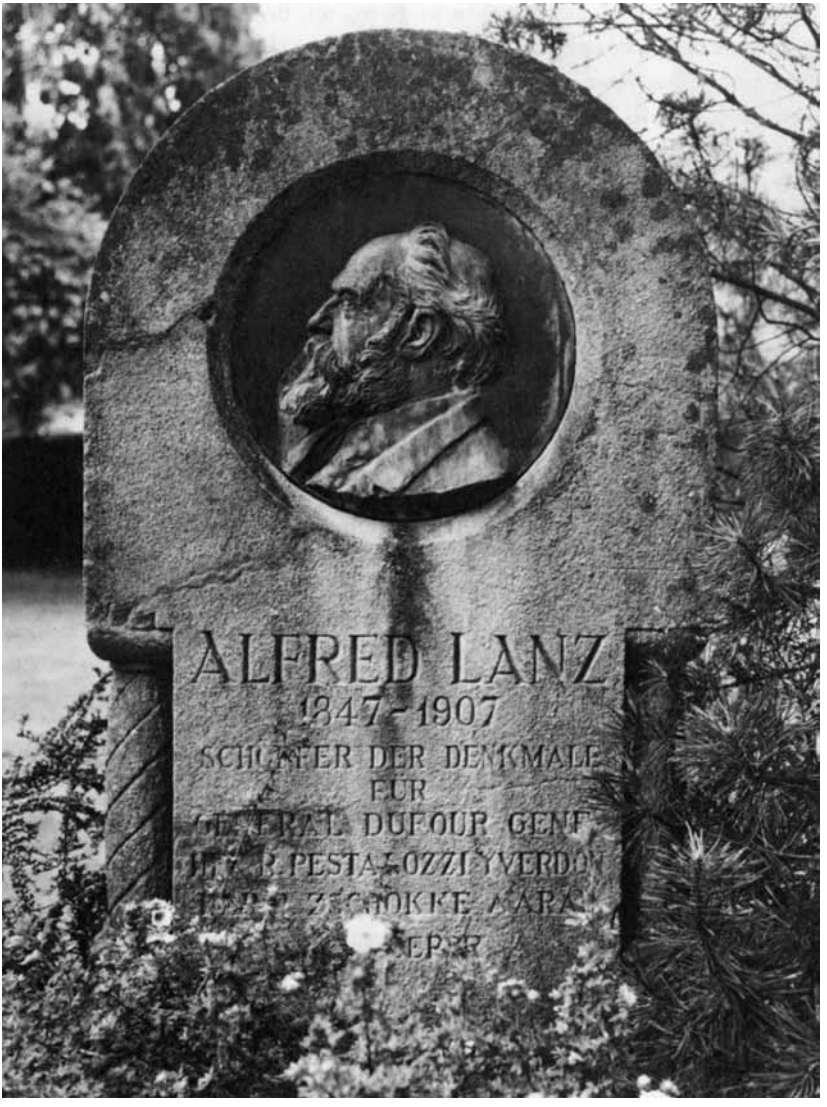
Es ist ein besonderer Glücksfall, dass Maria Waser (1878–1939; biographische Notizen im Jahrbuch 1969, S. 61) mit ihrem starken persönlichen Interesse an kunsthistorischen Belangen für das Schweizerische Künstler-Lexikon eine Arbeit über den Bildhauer Karl Alfred Lanz schrieb, die wir hier anfügen.

«Lanz, Karl Alfred, Bildhauer, aus Rohrbach (Kt. Bern), geb. in La Chaux-de-Fonds am 25. Oktober 1847. Er verlebte seine Kindheit und erste Jugendzeit in Biel, wo er die städtischen Schulen besuchte. Als zweitältester Knabe einer zahlreichen Familie trat Lanz mit 14 Jahren seine Lehrzeit als Graveur an und wurde bereits mit 18 Jahren Chef d'atelier. Neben seinem Berufe widmete sich der thatkräftige Jüngling mit Leidenschaft der Turnerei und holte sich als Vorturner des Bieler Turnvereins die ersten kantonalen und eidgenössischen Kränze. Die Gravierkunst führte Lanz zur Skulptur, und mit 25 Jahren ging er mit seinen Ersparnissen nach München, wo er – obschon ihm jede Vorschule fehlte – an der Akademie der schönen Künste bei Prof. Max Widenmann sofort Aufnahme fand. An der Wiener Weltausstellung begeisterte sich der junge Bildhauer für die französische Skulptur, und ein Stipendium der bernischen Regierung ermöglichte es ihm, nach zweijährigem Aufenthalt in München an die Ecole des Beaux-Arts in Paris überzugehen. Dort wurde Lanz als erster schweizerischer Schüler im Atelier von Prof. Jules-Pierre Cavelier aufgenommen, wo er sich dermassen auszeichnete, dass ihm während seiner zweijährigen Studienzeit mehrere silberne Medaillen zuteil wurden. Kaum zwei Jahre in Paris, beteiligte er sich an dem inter-

nationalen Wettbewerbe für ein Reiter- oder Standbild des Generals Dufour in Genf, aus dem er mit den zwei ersten Preisen als Sieger hervorging. Nach vollendeter Lehrzeit begab sich Lanz auf Reisen und trieb vorübergehend Studien in Italien, besonders in Rom und in London. Dann liess sich der Bildhauer bleibend in Paris nieder, wo seine künstlerische Thätigkeit, obschon fast ausschliesslich dem Vaterlande gewidmet, immer neuen Ansporn findet. Dort vertrat Lanz an den beiden Weltausstellungen von 1889 und 1900 als Kommissär die schweizerische Kunst.

Seinen künstlerischen Ruf begründete Lanz mit dem ersten Werke, mit dem er siegreich an die Öffentlichkeit trat, dem Reiterstandbilde General Dufours. 1879 wurde ihm nach dreifachem Wettbewerbe der Auftrag zur Ausführung seines Entwurfs gegeben, und am 2. Juni 1884 kam die Reiterstatue, aus der Pariser Giesserei der Gebrüder Thiebaut hervorgegangen, auf der Place Neuve in Genf zur Aufstellung. Das Dufour-Denkmal hatte grossen Erfolg und wirkt besonders durch die unserem Bildhauer eigene Einfachheit und Klarheit der Komposition und durch den schlichten Ernst in Auffassung und Ausführung. Der milde Gesichtsausdruck und die Gebärde der weisend und beschwichtigend ausgestreckten Rechten charakterisieren den Überwinder des Sonderbunds eindringlich als den Versöhnlichen, Edelgesinnten. Mit dieser That hat Lanz seinen Namen in die ersten Reihen der Schweizer Bildhauer seiner Zeit gestellt. Für Genf war die Enthüllung des Dufour-Denkmals ein Ereignis; die von C. Richard ausgeführte Medaille für das im Sommer 1884 in Genf gefeierte Nationalschiessen trägt auf ihrem Revers eine Wiedergabe der Reiterstatue, der auf der durchgehenden Bodenplatte an der Kante links der Name A. Lanz beigegeben ist.

Diesem ruhmreichen Erstlingswerke folgten das Pestalozzidenkmal für Yverdon, das an der Pariser Weltausstellung von 1889 mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, das Isaak-Iselin-Denkmal in Basel, das Heinrich-Zschokke-Denkmal in Aarau, ferner vier weibliche allegorische Figuren in Marmor für das eidg. Post- und Telegraphengebäude in Luzern, für die Façade des bernischen Kunstmuseums die Marmorgestalten der Architektur, Bildhauerei und Malerei, andere Figuren für die Attika des Parlamentsgebäudes und ein gehaltvolles Marmor-Hochrelief, «Industrie und Ackerbau» für die Façade des neuen Bundesgebäudes in Bern. Von zahlreichen Grabdenkmälern seien u.a. hervorgehoben zwei grosse Familiengrabmäler in carrarischem Marmor für Zürich und Basel, von denen jenes 1890 in den Champs Elysées ausgestellt wurde, ferner kleinere Büsten-Denkmäler für



Grabmal Alfred Lanz im Kirchhof Rohrbach. Aufnahme Hans Zaugg, Langenthal.

Oberst Metzener in der Kaserne in Bern, alt Bundespräsident Stämpfli, Turnvater Niggeler in Bern, für Doyen Bridel in Montreux, Quellenbesitzer Simon in Ragaz, Jeremias Gotthelf in Lützelflüh und Niklaus Leuenberger in Rüderswil. Viele Porträtbüsten, die sich durch prägnantes Erfassen der charakteristischen Züge auszeichnen, wie diejenigen des ehemaligen französischen Gesandten in Bern, Emanuel Arago, der Bundespräsidenten Welti und Schenk, des Regierungsrates Dr. Rudolf Schneider, des Geologen Bernhard Studer u.a. befinden sich in schweizerischen Museen oder in Privatbesitz. Letztes Jahr vollendete Lanz die Kolossal-Marmorstatue «Die Wissenschaft» für die Façade der neuen Universität zu Bern. Das Erzstandbild von alt Bundespräsident L. Ruchonnet, das der Kanton Waadt seinem bedeutenden Staatsmann errichtet, soll im Sommer 1906 enthüllt werden, und ebenfalls im Laufe des Jahres 1906 werden die beiden Büsten-Denkmäler der verdienstvollen Männer Jolissaint und Francillon in St. Immer zur Aufstellung gelangen. Neben diesen ausgeführten Kunstwerken seien noch einige bedeutende Entwürfe erwähnt, die, wenn auch nicht zur Ausführung gelangt, doch grosse Anerkennung fanden, so die Reiterstatuen von Hans Waldmann und Adrian von Bubenberg, ein Entwurf für den Skulpturenfries der Hennebergalerie in Zürich, den der damalige Kunstkritiker der N.Z.Ztg. (Nov. 1897), Albert Fleiner, als des ersten Preises im Wettbewerbe würdig fand; die Frontenstudien für das Parlamentsgebäude und der Entwurf für ein Reiterstandbild des Generals Lee, das in Amerika eine Auszeichnung erhielt.»

Die bedeutenderen Werke von Bildhauer Lanz in chronologischer Reihenfolge

Genf. Im Mittelpunkt der Place Neuve: Reiterstatue für General Dufour, 1879–1884 geschaffen.

Guillaume-Henri Dufour, geboren in Konstanz am 15. 9. 1787, gestorben in Genf am 14. 7. 1875. Ingenieur, General im Sonderbundskrieg, ebenfalls eidg. Kommandant 1849, 1856 und 1859, Schöpfer des Dufour-Kartenwerkes, 1855–1857 Nationalrat, 1863–1866 Ständerat, 1864 Präsident des Genfer Kongresses zur Gründung des Roten Kreuzes.

Bern. Bronzedenkmal Oberst Metzener in der Kaserne Bern, 1879.

Friedrich Metzener, 1832–1878. Oberst, Oberinstruktor der bernischen Infanterie, Platzkommandant von Bern 1870–1871, Leiter des damaligen Evakuiertenwesens, Ehrenbürger von Bern 1874.

Grabmal Alfred Lanz im Kirchhof Rohrbach. Bronzemedaillon des Künstlers von Bildhauer Karl Hänny. Aufnahme von Hans Zaugg, Langenthal.

Bern. Bronzebüste Jakob Stämpflis, Grosse Schanze Bern, 1882/1883.

Jakob Stämpfli, geboren 1820 in Janzenhaus im Amtsbezirk Büren, gestorben 1879 in Bern. Fürsprecher, Redaktor, Mitglied des bernischen Verfassungsrats 1846, Regierungsrat 1846–1850, Nationalrat 1848–1854, Bundesrichter 1851–1854, Ständerat 1854, kurz darauf in den Bundesrat

gewählt. Rücktritt aus dem Bundesrat 1863, neuerdings bernischer Grossrat 1864–1878, Nationalrat 1875–1879.

Luzern. Hauptpostgebäude: Vier allegorische Fassaden-Figuren (Post, Telegraphie, Schiffahrt, Eisenbahn) in carrarischem Marmor 1886–1887.

Yverdon. Pestalozzidenkmal, Erzgruppe in der Platzmitte der Place de Pestalozzi, 1889.

Johann Heinrich Pestalozzi, 1746–1827. Schweizerischer Pädagoge, einer der grössten Erzieher aller Zeiten. Landwirt auf dem Birrhof 1769, Armenanstalt ebenda 1772, Volkserziehungsroman «Lienhard und Gertrud» 1781–1787, Betreuung der Kriegswaisen von Stans 1799, Menschenbildung in Burgdorf 1799–1804, über Münchenbuchsee nach Yverdon 1804–1805, Institutsvorsteher in Yverdon 1805–1825, Lebensende auf dem Neuhof bei Birr.

Lützelflüh. An der Gotthelfstrasse: Gedenkstein für Gotthelf nach dem Konzept von Paul Christen mit Porträtmedaillon des Dichters von Alfred Lanz, 1889.

Jeremias Gotthelf (eigentlich Albert Bitzius) 1797–1854, Pfarrer in Lützelflüh seit 1832, hier entstanden in beispielloser Fülle die schriftstellerischen Werke eines Genies.

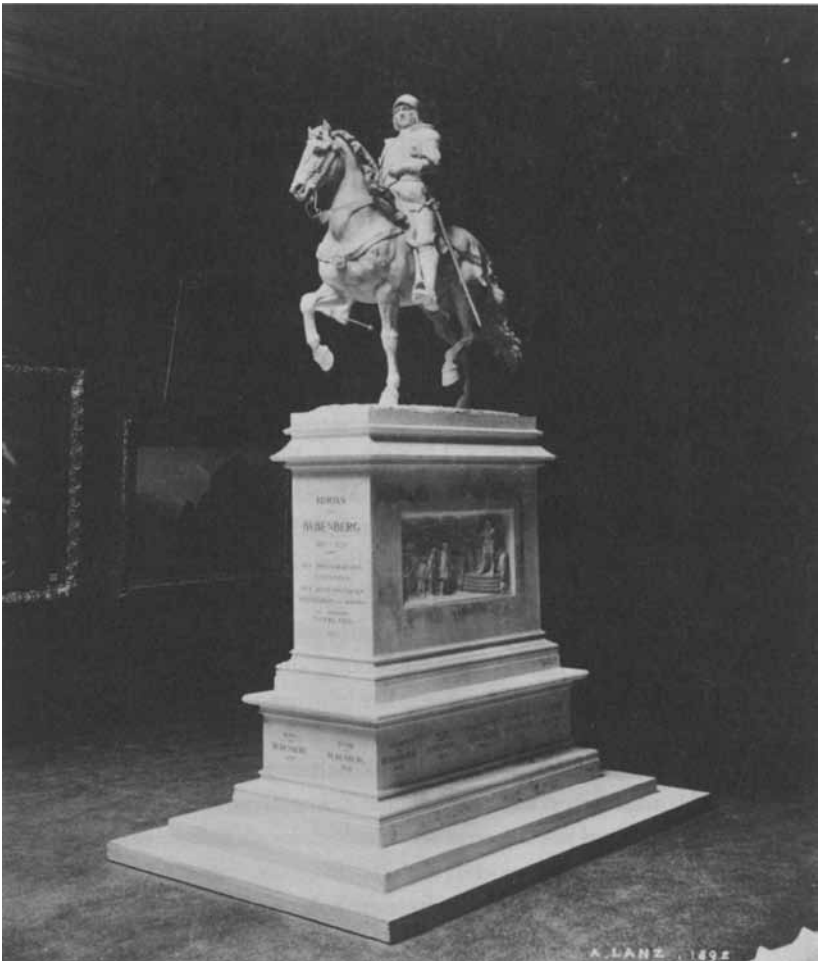
Baselstadt. Gerberngasse: Safranzunft: Haus der Schmiede (Erdgeschoss): Statue Isaak Iselin, 1890.

Isaak Iselin, 1728–1782, Dr. jur. 1751, mit Salomon Hirzel und Salomon Gessner Gründer der Helvetischen Gesellschaft 1760, kulturelle Tätigkeit von europäischer Geltung.

Bern. Bundeshaus, Süd-Fassade: Auf dem Kranzgesims 6 allegorische Männergestalten von Alfred Lanz und Natale Albisetti 1894–1902.

Bern. Beim früheren akademischen Turnplatz, Kleine Schanze, Bronzebüste des Turnvaters Johannes Niggeler, 1890–1891.

Johannes Niggeler, 1816–1887, Turnlehrer am Seminar Münchenbuchsee 1844–1852, in La Chaux-de-Fonds 1852–1857, Zürcher Kantonsschule 1857–1863, Kantons- und Hochschule Bern 1863–1887. Einer der grössten Förderer der Turnerbewegung in der Schweiz.



Entwurf zu einem Bubenberg-Denkmal von Alfred Lanz, 1892. Foto Schweiz. Landesbibliothek Bern.

Montreux. Bronzebüste von Doyen Bridel, 1890/1891.

Philippe Sirice Bridel, 1757–1845, genannt Doyen Bridel, Pfarrer in Basel, Château d'Oex und Montreux, Beschäftigung mit Literatur, Schweizergeschichte, Naturkunde und Sprachwissenschaft, durch seine Schriften und Berichte nachhaltiger Eindruck in der Westschweiz.

Aarau. Laurenzenvorstadt, Kasinoplatz: Denkmal für Heinrich Zschokke, 1894.

Heinrich Zschokke, geboren 1771 zu Magdeburg, gestorben in Aarau am 27. 6. 1848. Als Dichter, Staatsmann und Volksfreund eine europäische Berühmtheit. Staatsbürgerrecht des Kts. Aargau 1803, liess sich 1807 dauernd in Aarau nieder.

Über das Werden dieses Standbildes schreibt der Lokalhistoriker Paul Erismann in einem Zeitungsartikel vom 23. 7. 1962: «Im Jahre 1881 fasste der rührige Einwohnerverein Aarau den einmütigen Beschluss, ‹es sei dem Heinrich Zschokke auf einem öffentlichen Platze ein Denkmal zu errichten, das in antikem Sinne durchaus auch eine Manifestation der Kunst sein soll›. Das damit betraute Komitee ging mit Begeisterung ans Werk. Doch dauerte es dann noch mehr als zwölf Jahre, bis es zum wohlgelungenen Abschluss der Denkmalfrage kam. Um über reichere Mittel zu verfügen, wurde das anfänglich gebildete Komitee auf eine gesamtschweizerische Basis gestellt. Bundesrat Welti übernahm das Ehrenpräsidium. Es wurden Aufrufe erlassen, die nicht ungehört blieben, und es flossen die gewünschten Beiträge sogar aus dem Auslande, ja aus Übersee. Derart lebendig war damals noch der Name des Schriftstellers Heinrich Zschokke. Magdeburg, die Geburtsstadt des Geehrten, reihte sich ebenfalls bei den Spendern ein, und bald schon konnte der Aargauische Kunstverein an sämtliche Bildhauer der Schweiz ein Rundschreiben erlassen, das zur Einreichung von Denkmalsentwürfen einlud. Dorer und Lanz, zwei damals besonders angesehene Künstler, traten miteinander in Konkurrenz, und dem zweitgenannten wurde dann auch die Ausführung des Standbildes übertragen.

Die Platzfrage schien zuerst einfach zu sein, indem jedermann an den Holzmarkt dachte. Da legte aber eine Delegation der Eidgenössischen Kunstkommission, die ebenfalls ein Wörtchen mitzureden hatte, ihr Veto ein und gab zu bedenken, dass der hohe Obertorturm das zu erwartende schöne Werk von Bildhauer Lanz ‹erdrücken› könnte, was man schade fand und was dann dazu führte, als Standort den ‹alten Gottesacker›, eben den heutigen Kasinoplatz, zu wählen. Neben einheimischen Kunstfreunden und -kennern wirkten bei der Angelegenheit zwei Männer mit, deren Namen noch heute einen guten Klang besitzen: es sind dies der Dichter und Redaktor Josef Viktor Widmann (Bern) und der Kunstmaler Albert Anker (Ins). Sie haben ebenfalls ihr Verdienst um das Denkmal, das zu seinen Zeiten weit-

herum Entzücken weckte und das sich auch heute noch sehen lassen darf. Der Guss der Bronzefigur wurde im Frühjahr 1894 im Beisein des schweizerischen Gesandten in Paris vorgenommen. Anfang Mai gelangte die Nachricht vom Gelingen des Gusses nach Aarau. Alsbald wurde der Sockel (aus Vogesengranit) aufgestellt, und am Maienzuge des Jahres 1894 ward das Standbild enthüllt. Bei herrlichstem Wetter versammelte sich ganz Aarau am Kasinoplatz und hörte sich die Reden der Herren Remigius Sauerländer und Max Schmidt, Stadtammann, an, worauf die Hülle fiel, und jedermann das wirklich gelungene Denkmal bestaunte. Selbst der damalige Bundespräsident Frey war zur Einweihung gekommen, und selbstverständlich war auch alles da, was den Namen Zschokke trug.»

Rüderswil. Denkmal für Niklaus Leuenberger mit Bildnismedaillon von Alfred Lanz, 1902.

Niklaus Leuenberger, geboren wahrscheinlich 1611, als massgeblicher Führer im Bauernkrieg am 6. September 1653 enthauptet und gevierteilt.

Ragaz. Marmorbüste des Quellenbesitzers Simon, 1902–1904.

Bernhard Simon, 1816–1900, bildet sich autodidaktisch zum Architekten aus, baut 1839–1854 in Russland, vor allem in St. Petersburg, Paläste, Landsitze und Schlösser; in die Schweiz zurückgekehrt tätig im Eisenbahnwesen, erwirbt 1868 die ehemaligen Besitzungen des Klosters Pfäfers in Ragaz, Begründer des Kurortes Ragaz.

Bern. Universität, in der Attikabalustrade des Mittelrisalits Kolossalstatue der Wissenschaft 1900–1903.

Lausanne. Place de la Madeleine, Bronzestatue Louis Ruchonnet, 1906.

Louis Ruchonnet, 1834–1893. Anwalt, Grossrat, Nationalrat und Staatsrat des Kts. Waadt 1868–1874, 1875 erstmals zum Bundesrat gewählt, lehnt die Wahl ab, nimmt sie aber 1881 an.

Saint-Imier. Place du Marché, Bronzebüsten Pierre Jolissaint und Ernest Francillon, Begründer des modernen Saint-Imier, 1906.

Pierre Jolissaint, 1830–1896, Lehrer, Notar und Advokat in St. Immer, Grossrat, Regierungsrat 1866–1873, Nationalrat 1869–1896, Direktor der Jura-Bern-Luzern-Bahn 1873–1896, Führer der christkatholischen Bewegung.

Ernest Francillon, 1834–1900, Uhrenfabrikant, gründet 1866 die Uhrenfabrik Les Longines, Förderer der Eisenbahnen im Jura, Verwaltungsratspräsident der Jura-Simplon-Gesellschaft, Grossrat, Nationalrat 1881–1890.

Nidau. Zwischen Schloss und Altstadt, Denkmal für Dr. Johann Rudolf Schneider und Richard La Nicca, die Väter der ersten Juragewässerkorrektion, 1908.

Johann Rudolf Schneider, 1804–1880, Arzt und Chirurg, als Radikaler im bernischen Grossen Rat 1833, Regierungsrat 1837, Hauptförderer der Juragewässerkorrektion.

Ingenieur Richard La Nicca, 1840 von Schneider berufen; seine Pläne zur Juragewässerkorrektion gelangen 1868–1887 nach enormen Schwierigkeiten zur Ausführung.

Wie Maria Waser schreibt, befinden sich ausserdem viele Porträtbüsten in schweizerischen Museen oder in Privatbesitz. Wir fügen hier vier Beispiele an:

Marmorbüste Bernhard Studer, 1884. Bernhard Rudolf Studer, 1794–1887, Professor der Mineralogie und Geologie in Bern, erster Erforscher der Geologie der Alpen, Präsident der schweiz. geologischen Kommission zur Herausgabe der geolog. Karte der Schweiz (1:10 000).

Marmorbüste Friedrich Emil Welti, 1884. Friedrich Emil Welti, 1825–1899, Anwalt und Gerichtspräsident in Zurzach (AG), Grossrat, Regierungsrat, Landammann und Ständerat des Kt. Aargau, Bundesrat 1866, Rücktritt als Bundesrat 1891.

Bronzebüste Emanuel Arago, 1888. François Victor Emanuel Arago, 1812–1896, französischer Botschafter in der Schweiz 1880–1894.

Bronzebüste Karl Schenk, 1900. Karl Schenk, 1823–1895, Pfarrer in Laupen und Schüpfen, bernischer Regierungsrat von 1855 an, Ständerat ab 1856, Bundesrat ab 1863, meist Vorsteher des Departements des Innern, sechsmal Bundespräsident.

Der Entwurf zu einem Bubenberg-Denkmal

Uns Berner interessiert neben allen ausgeführten Kunstwerken von Alfred Lanz auch der von Maria Waser erwähnte bedeutende Entwurf zum Bubenbergdenkmal.

Wie Karl Wälchli ausführt, bewarb sich Bern darum, Standort des geplanten schweizerischen Nationalmuseums zu werden. Man gedachte es am heutigen Platz des Historischen Museums am südlichen Brückenkopf der Kirchenfeldbrücke zu bauen und vor dem Museumseingang ein Bubenbergdenkmal aufzustellen. Nationalrat und Ständerat aber zogen 1891 als Sitzgemeinde für das Landesmuseum Zürich vor. Die Idee eines Bubenbergdenkmals aber wurde weiterverfolgt. Am 30. Mai 1890 schrieb ein «Initiativ-Comité» einen Denkmalswettbewerb aus.

Karl Wälchli schreibt darüber: «Als die Jury Anfang August 1891 die 21 Arbeiten begutachtete, zeigte es sich, dass die namhaftesten Künstler sich beteiligt hatten: Richard Kissling (Tell-Denkmal in Altdorf), Karl Stauffer (der im Januar 1891 gestorben war), Alfred Lanz (Dufour-Denkmal in Genf, Bundesrat Stämpfli in Bern), Max Leu (Buchser-Büste in Solothurn), Raimondo Pereda, Robert Dorer (Figuren am Dachgesims der Kantonalbank in Bern), Auguste de Niederhäusern (Giebelskulptur am Parlamentsgebäude in Bern), Louis Wethli, sen. (Grabmal C. F. Meyers in Kilchberg) u.a.

Die Jury prämiierte die Werke von Leu und Dorer mit einem ersten Preis (je 1500 Franken) und den Entwurf von Lanz mit einem zweiten (1000 Franken). ‹Mit Rücksicht auf das Doppelwesen des schwer zu vereinigenden Kriegers und Staatsmannes wurden nur Modelle prämiert, denen der Helm, somit die vollständige kriegerische Rüstung fehlte›, gab die Jury bekannt, womit auch Stauffers Werk ausschied (wir können es heute dank der Gottfried-Keller-Stiftung im Schlosshof von Spiez bewundern).

Nicht darüber entbrannte nun in Bern der «Bubenberg-Denkmal-Streit», sondern über die Frage, ob es statthaft sei, den Helden und Ritter Adrian von Bubenberg zu Fuss darzustellen, wie es u.a. Leu und Dorer vorgeschlagen hatten. Als das Komitee am 8. November 1891 an Max Leu den Auftrag für die Erstellung des Bubenberg-Denkmals erteilte, wehrten sich die Freunde eines Reiterstandbildes, wie es Alfred Lanz vorgeschlagen hatte, und gründeten ein Gegenkomitee (Präsident G. Marquard, Bankier). «Bubenberg ist die Personifikation der Ritterlichkeit in ihrer glänzendsten und edelsten Bedeutung. Die Idee, die er vergegenwärtigen soll, kommt in einem Reitermonument besser zur Geltung, als in einem Fussstandbild», heisst es in einem Flugblatt vom 8. November 1892. Der Kampf um das «richtige» Bubenberg-Denkmal spaltete Bern geradezu in zwei Lager, die mit heftiger Pressepolemik und vielen Flugblättern und Aufrufen fochten. Schliesslich trug das ursprüngliche Komitee, das sich für das Standbild von Leu einsetzte, den Sieg

davon. Es gelang ihm, die Behörden für seine Sache zu gewinnen und damit auch die Finanzierung sicherzustellen …»

Das Modell von Lanz stand um 1900 in der Eingangshalle des Bernischen Historischen Museums, ist aber heute verschollen.

Der Tod des Künstlers

Im «Bund» 1907, No. 204, lesen wir: «Mittwoch abends 5 Uhr (1. Mai 1907) ist im Lindenhofspital zu Bern der bekannte Schweizerische Bildhauer Alfred Lanz im Alter von 60 Jahren gestorben. Herr Lanz, der seit Jahren in Paris wohnte, war vor etwa 14 Tagen in Bern an einer heftigen Brustfellentzündung erkrankt, die in Verbindung mit andern Leiden dem arbeitsreichen Leben des Künstlers ein Ziel gesetzt hat. Schon gestern waren die Frau und Kinder Lanz, aus Paris her an das Sterbebett des Vaters geeilt. Drei von den vier Kindern sind noch minderjährig …»

Das Grabmal des Künstlers im Kirchhof seiner Heimatgemeinde Rohrbach trägt ein Bronzemedaillon mit dem Bild des allzufrüh Verstorbenen, geschaffen von Bildhauer Karl Hänny.

Die Inschrift auf dem Grabstein besagt:

Alfred Lanz
1847–1907
Schöpfer der Denkmale
für
General Dufour Genf
Heinr. Pestalozzi Yverdon
Heinr. Zschokke Aarau
u. anderer

Literaturnachweis

Schweizer Künstler-Lexikon.
Historisch-Biographisches Lexikon.
Kunstführer durch die Schweiz 1 (1971), 2 (1976), 3 (1982), Büchlerverlag, Wabern.
«Der Bund» 1907, No. 204.
Karl F. Wälchli, «Bubenbergs Denkmal». «Der Bund» vom 24. Mai 1980.
Karl F. Wälchli, Adrian von Bubenberg, Berner Heimatbücher 122, Bern, 1979.

125 JAHRE EISENBAHN IN HERZOGENBUCHSEE 1857–1982

Ein Beitrag zur schweizerischen Eisenbahngeschichte

WILLY AERNI

Fuhrverkehr und Postkutschenzeit

Während Jahrhunderten waren die Strassen die Hauptträger des Verkehrs in der Schweiz. Das Land verfügte seit dem 18. Jh. über ein dichtes und gut ausgebautes Strassennetz, welches durch die Schiffverbindungen auf den Seen und Flüssen wirkungsvoll ergänzt wurde. Kunstgemäss erstellte Strassen waren aber bereits mit der Einführung der römischen Kultur entstanden. Dank der guten Linienführung dienten sie über Jahrhunderte dem Verkehr.

Bis vor 200 Jahren war Wynigen ein Kreuzungspunkt für den Fuhrverkehr einerseits nach dem Aargau und Basel und andererseits in östlicher Richtung nach Luzern über die Hügel ausserhalb Burgdorfs, Kappelenbad, Mühleweg und Huttwil. Die Pferdehalter und Wirte hatten durch die Vorspanndienste guten Zulauf. Das änderte sich aber, als der Freistaat Bern 1756–1763 seine Paradestrasse über Kirchberg hinaus gradlinig durchs Mittelland über Herzogenbuchsee an Langenthal vorbei in den Aargau anlegte. Die Autopiste N1 verläuft jetzt noch weiter nördlich davon. Für die Trassierung der Eisenbahn Olten–Bern hatte diese Situation zunächst nachteilige Folgen.

Dem kommenden Eisenbahnzeitalter ging noch etwas Postkutschenromantik voraus. In der Schweiz hatten – wie im Ausland die Thurn und Taxis – die Herren von Fischer einen konzessionierten Postdienst aufgebaut. Umsteigeorte im Oberaargau waren Murgenthal und Dürrmühle (jetzt Niederbipp). 1832 übernahm der Kanton Bern das Postwesen. Nach Gründung des Bundesstaates fuhr ab 1. Januar 1849 die eidgenössische Bundespost auch über den Gotthard, mit der roten Routentafel «Flüelen–Camerlata». In Camerlata, nicht weit von Chiasso, rauchte schon die erste Lokomotive. Der melodische Ton des Posthorns ist durch die schrille Dampfpfeife ersetzt worden.

Am 1. November 1848 beschloss der Gemeinderat von Herzogenbuchsee, durch eine Ehrenpforte mit passenden Inschriften die Durchfahrt der neuen

Mitglieder der Bundesbehörden zur ersten Session zu würdigen. Er unterstützte am 30. Januar 1855 eine «Vorstellung» der Ortschaften Burgdorf und Wangen an das Schweizerische Postdepartement, dass der «Basel Tagwagen» statt über Bätterkinden und Solothurn über Burgdorf–Herzogenbuchsee–Wangen zu führen sei.

Die Eisenbahn kommt …

Mitte der 1830er Jahre wurden in England, Belgien, Deutschland und Frankreich die ersten Eisenbahnstrecken in Betrieb genommen. Der Stadt Basel kam als erster der Schweiz die Ehre zuteil, einen Bahnhof zu bekommen! Im Jahre 1840 führte der Schienenstrang der «Chemin de fer d'Alsace» bis Saint Louis an der Schweizer Grenze. Doch erst Ende 1845 wurde in Basel der Bahnhof innerhalb der Stadtmauern eröffnet. Die Eisenbahn fuhr nun durch das Stadttor, das jeden Abend sorgfältig verschlossen wurde. Dass man eine Stadtmauer eingerissen hat, um einer Bahn den Weg freizumachen, ist von symbolischer Bedeutung. Immerhin wurde um die schweizerische Eisenbahnstation eine neue Festungslinie gebaut und die Öffnung und Schliessung des neuen Eisenbahntors vorbehalten. Von einer eigentlichen schweizerischen Eisenbahn konnte aber noch nicht gesprochen werden. Immerhin hat die Elsässische Bahn den Wunsch und den Willen zu erkennen gegeben, mit der Centralbahn in Basel einen gemeinsamen Bahnhof anzulegen, um dadurch den Anschluss an das künftige schweizerische Eisenbahnnetz zu gewinnen. Infolge mannigfacher Schwierigkeiten dauerte es bis zum Jahre 1847, bis die erste schweizerische Eisenbahnlinie zustande kam. Es ist die bekannte 23 km lange «Spanischbrötli-Bahn» zwischen Zürich und Baden. Sieben Jahre nachher wurde die Centralbahnstrecke Basel–Liestal eröffnet. In der Zwischenzeit veranlasste der Bundesrat eine Expertise durch die englischen Eisenbahnfachleute R. Stephenson (Sohn des Lokomotivbauers) und H. Swinburne, die ein Eisenbahnkreuz mit Mittelpunkt Olten vorschlugen. Trotz des wild wuchernden Eisenbahnbaus setzte sich dieses Eisenbahnkonzept für die Schweiz durch. So wurde mit dem Bau der Linien Basel–Olten, Olten–Sursee–Luzern, Olten–Herzogenbuchsee mit Verzweigung nach Bern und Solothurn–Biel, und ostwärts nach Olten–Aarau begonnen. Die Transversale Bodensee–Genf gabelte sich zwischen Herzogenbuchsee und Lausanne in die Strecken über Bern–Freiburg sowie Solothurn–Neuenburg.

Satirisches Propagandablatt zur Volksabstimmung über die Verstaatlichung der Eisenbahn 1898. Am Boden liegen das Kursblatt mit der Schlange, die Couponschere sowie das zerbrochene Flügelrad. Uli Dürrenmatt mit der Schreibfeder und Chüjer Z (Guyer-Zeller) setzen sich vor dem besenwischenden Bären ab. Links der Tempel des goldenen Kalbes.

Die gesetzgeberischen Erlasse

Hindernisse in der Entwicklung des Eisenbahnbaues waren weniger die topographischen Verhältnisse als der Staatenbund vor 1848 mit seinen regionalen Machtverhältnissen. Dadurch konnte kein planmässig durchdachtes schweizerisches Schienennetz geschaffen werden. Die Transportvorrechte der Kantone wurden dann 1848 aufgehoben. Die Frage, den Bau der Eisenbahn dem Bund zu übertragen oder auf Grundlage einer Bundeskonzession durch private Gesellschaften ausführen zu lassen, wurde nun zum Politikum. Befürworter der Anlage durch den Bund war der bernische Regierungsrat und spätere Bundesrat Jakob Stämpfli, der gegen eine wilde, planlose auf Profit ausgehende Bauerei kämpfte. Stämpfli unterlag aber im Parlament gegen den mächtigen Alfred Escher, der für den Bahnbau auf privater Basis eintrat. Escher war eine einzigartige Figur in der Geschichte Zürichs: er hatte sich in Zürich und in der Eidgenossenschaft durchgesetzt und eine aussergewöhnliche Machtfülle erlangt. So war er auch Finanzmagnat und Mitbegründer

der Schweizerischen Kreditanstalt. Dabei hat er sich vom Anhänger einer Alpenbahn über den Lukmanier oder Splügen zum entschiedenen Befürworter der Gotthardbahn-Idee gewandelt. Sein Denkmal steht auf dem Bahnhofplatz Zürich. An Bundesrat Stämpfli erinnert in Bern auf der grossen Schanze nur eine Büste auf einem Steinsockel. Die spätere Entwicklung gab Stämpfli aber auf der ganzen Linie recht. Der Rückkauf der Bahnen im Jahre 1898 legte dem Bund hohe Kosten auf, die man hätte vermeiden können, wenn man auf diesen Staatsmann gehört hätte.

Nach diesen politischen Auseinandersetzungen entschied sich die Bundesversammlung im Juli 1852 für den Privatbahnbau. Die Lösung des Eisenbahnproblems durch den Staat war noch nicht reif. Durch das neue Eisenbahngesetz wurde der Bau von Eisenbahnen zur Sache der Kantone und der Privatinitiative erklärt; damit machte man ihn zum Spielball regionaler Interessen. In unüberlegter Hast schuf man überall Eisenbahnen. Vom Resultat der Bahnbauwut der sechziger und siebziger Jahre zeugen zum Beispiel die eingestellten Tunnelbauten bei Mümliswil und Altbüron (Wasserfallenbahn).

Es bestand das Projekt, Basel über Reigoldswil–Balsthal–Oensingen und Langenthal–Luzern zu verbinden. Oensingen am Jurafuss wäre damit zum Kreuzungspunkt der grossen West-Ost-Verbindung mit der nicht minder wichtigen Nord-Süd-Hauptverkehrsachse aufgerückt.

Im Hinblick auf den Bau der Gotthardbahn wurde 1872 ein neues Eisenbahngesetz geschaffen, welches das Privatbahnprinzip bestätigte, jedoch dem Bund die Möglichkeit des Baues und Betriebes von eigenen Bahnen einräumte und die spätere Rückkaufsmöglichkeit vorzeichnete.

Der Verstaatlichungsgedanke kam nie zur Ruhe. Bereits 1891 schien der Gesamtankauf der Schweizerischen Centralbahn durch die Eidgenossenschaft Wirklichkeit zu werden. In der Volksabstimmung vom 6. Dezember 1891 wurde jedoch auf Grund eines Referendums die Vorlage mit 289 406 gegen 130 729 Stimmen verworfen. Stimmbeteiligung 79%!

Die Auseinandersetzung wurde unter Parlamentariern und in der breiten Masse, in Tagesblättern und Broschüren, an Stammtischen und Rednerpulten mit grosser Leidenschaft geführt. Der Verstaatlichungsgedanke gewann in der Folge im Schweizervolk immer mehr Anhänger. Die grösste Schwierigkeit bildete die Unsicherheit in der Bewertung des Rückkaufspreises. Als Vorbereitung für den Rückkauf regelten Erlasse das Rechnungswesen der Bahnen, die Arbeitszeit, die Pensionskassen etc. Am 20. Februar 1898 wurde

das Übernahmegesetz nach einem heftigen Abstimmungskampf mit 386634 zu 182718 Stimmen angenommen. Die «Schweizerischen Bundesbahnen» waren geboren.

Der Rückkauf – auch der unsere Ortschaft berührenden Centralbahn – wurde 5 Jahre darnach realisiert. Die SBB nahmen ihren Betrieb am 1. Januar 1902 auf. Die Gotthardbahn ging erst 1909 an den Bund über. Nicht nur in finanzieller, sondern auch in bautechnischer Beziehung übernahm der Bund ein schweres Erbe. Von den vom Bunde übernommenen Privatbahnen entsprachen einzig die Netze der Centralbahn und der Gotthardbahn den Erfordernissen des modernen Verkehrs. Als der Rückkauf zur Gewissheit geworden war, begannen viele Eisenbahngesellschaften Strecken und Rollmaterial zu vernachlässigen.

Die bauliche, betriebliche und verwaltungstechnische Weiterentwicklung der Eisenbahn wurde durch das SBB-Gesetz vom 23. Juni 1944 und die späteren Erlasse kodifiziert. Dieses SBB-Gesetz bildet noch heute die eigentliche Rechtsbasis der SBB.

Die Projektierung im Oberaargau

Anfang 1853 schrieb der bernische Regierungsrat – als Konzessionsbehörde – und der Regierungsstatthalter an den Gemeinderat Herzogenbuchsee, man möchte dem vom Verwaltungsrate der Schweizerischen Central-Bahn mit der Planung betrauten Ingenieur Ferdinand Lehmann bei seiner nächsten «Hieherkunft» freundschaftlich entgegenkommen und ihn bereitwillig unterstützen. Die Strecke Olten–Murgenthal, dem rechten Aareufer entlang, bot keine besonderen Schwierigkeiten. Indessen wurde ab Murgenthal die Bahnführung nach drei Richtungen geplant, was reichen Gesprächsstoff brachte:

1. Murgenthal– Langenthal–Bleienbachermoos–Thörigen

2. Von der Murgenthalerhöhe in gerader Richtung über Bützberg nach Herzogenbuchsee, wobei die Strecke in beträchtlicher Distanz an Langenthal vorbei geführt hätte.

3. Das dritte Projekt entspricht der heutigen Bahnführung. Es wurde mit Rücksicht auf die Zweiglinie nach Solothurn gewählt.

Am 23. August 1853 berichtete Gottlieb Moser, Grossrat von Buchsi, dass die Eisenbahningenieure die Linie über Thörigen–Bettenhausen–Bollodingen abgesteckt hätten und «es den Anschein habe», dass Herzogenbuch-

see förmlich umgangen sei. Ob es wohl in der Absicht liege, Herzogenbuchsee für die Eisenbahn auf der Seite zu lassen?

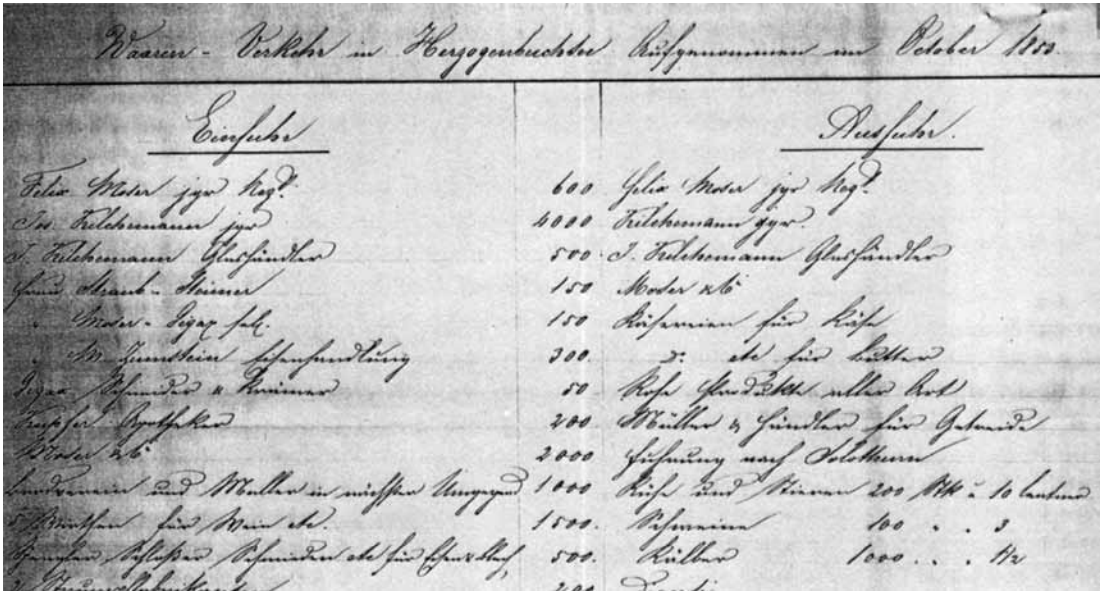
Die Einwohnergemeinderäte von Herzogenbuchsee und Wangen sowie der Burgerrat von Herzogenbuchsee verfassten daraufhin eine «Ehrerbietige Vorstellung» an das «Tit. Direktorium des Verwaltungsrates der Schweizerischen Centralbahn» für sich und zu Handen des Verwaltungsrates. Dabei wurde auf den Warenverkehr, aufgenommen im Oktober 1853 durch die Firma Moser & Comp. sowie die in Wangen an der Aare domizilierte Firma Jakob Roth laut Warenliste vom September 1853 hingewiesen. Die Gäubahn Olten–Solothurn über Wangen sollte erst 1876 eröffnet werden, darum war Wangen 1853 am Bahnanschluss Herzogenbuchsee interessiert.

Festlegung von Strecke und Bahnhof Standort für Herzogenbuchsee

Am 4. Januar 1855 wurde der Bahnhofstandort mit Bundesrat Stämpfli, den Abgeordneten des Gemeinderates von Herzogenbuchsee und Oberingenieur Buri festgelegt. Am 30. Januar 1855 erhielt der Gemeinderat davon Kenntnis, dass die Verträge zwischen Regierungsrat und Centralbahn-Verwaltung nun ausgewechselt worden seien. Darin sei bestimmt, dass die Eisenbahn und der Bahnhof in die tunlichste Nähe zu hiesigem Dorfe zu stehen kommen sollten. So wie selbige nunmehr abgesteckt seien, kämen Strecke und Bahnhof auf das Feld gegen Niederönz «beinahe näher zu dieser Ortschaft (Niederönz) als zu der hiesigen». Das konnte den Buchsern nicht gleichgültig sein, und so wurden die Herren Born, Handelsmann, und Felix Moser, Bankier, ausgeschossen, mit dem Bezirksingenieur Buri in Burgdorf Rücksprache zu nehmen, um ihn zu bewegen, «dass er der Linie näher beim hiesigen Dorf den Vorzug geben möchte.»

Der auf Betreiben des Oberingenieurs versammelten Behörde wurden am 17. August 1855 an Ort und Stelle die Einzelheiten der Stationsanlage erläutert, worauf sich der Gemeinderat einstimmig mit dieser Anlage, als den Interessen des Ortes entsprechend, einverstanden erklärte.

Am 13. August 1855 hatten jedoch Andreas Ingold, Johann Wälti, Andreas Ingold, Drechsler, Jakob Ingold und Johann Gygax Einsprache gegen den Standort des Bahnhofes erhoben. Sie beantragten, den Bahnhof ca. 100 Schritt weiter nach Nord-Westen anzulegen, ausserhalb der dort befind-



Warendokumentation 1853 des Handelshauses Moser u. Co., Herzogenbuchsee, als Grundlage zur Standortwahl.

lichen zahlreichen Baumreihen: die schönsten und alleinigen Wässermatten blieben verschont; ebenso die wertvollsten Ackergründe. Starke Bahnkurven würden alsdann wegfallen, «ebenso die Unannehmlichkeit für die Herren Ortsgeistlichen, das Eisenbahngewühl in der Nähe der Pfrunddomäne zu haben.» Kurz, der Bahnhof sollte in einer gehörigen, respektablen Entfernung von der Ortschaft gebaut werden.

Mit Schreiben vom 28. August 1855 doppelte der streitsüchtige Fürsprecher Karl Moser, Almosner, «Suppenkari» genannt, nach mit der Behauptung, dass der Gemeinderat von Herzogenbuchsee in dieser Sache ziemlich willkürlich und eigenmächtig vorgehe, ohne wesentlich Mitbeteiligte anzuhören oder einzuvernehmen und begründeten Wünschen Rechnung zu tragen. Er schloss mit der Bitte um Vorlage an die bernische Regierung, bevor die Bahnhofarbeiten beginnen.

In seinem Bericht an die Centralbahnverwaltung stellte Sektionsingenieur Buri fest, dass die in dem Gesuch aufgeführten technischen Gründe jeglichen Haltes entbehrten, indem die Bahn in Herzogenbuchsee, was Linie

und Gefällsverhältnisse betreffe, weit innerhalb der gestatteten Grenzen liege. Um kein Haar breit sei der Bahnhof mehr Überschwemmungen, herrschenden Krankheiten oder sonstigen in dem Gesuch so lebhaft ausgemalten Naturereignissen ausgesetzt, als ca. 100 Schritt westlich an dem Orte, wo die Gesuchsteller den Bahnhof vorschlugen.

An den Verhandlungen mit Bezirksingenieur Buri waren von 9 Ausgeschossenen des Gemeinderates, die Herren Born, Handelsmann, und Felix Moser, Bankier, massgeblich beteiligt. Ferner war Gemeinderat Gottlieb Moser beauftragt, die Beschwerde «in betreff des Eisenbahnwesens und den übrigen darin vorkommenden Sachen auf geeignete Weise zu widerlegen».

Inzwischen wurde in der Sitzung des Gemeinderates vom 26. September 1855 der Plan über den Bau der Eisenbahn «von den Hofmattäckern über das Reckenbergfeld gegen den Wald zu und dann weiter gegen Weissenried» vorgelegt und beschlossen, ihn während 30 Tagen auf der Gemeindeschreiberei aufzulegen. Die Betroffenen sollten durch ihre Unterschrift bestätigen, hievon Kenntnis erhalten zu haben.

Durch Unterzeichnung des Vertrages mit der Centralbahnverwaltung wurde auch die Finanzierungsfrage geregelt. Der Kanton Bern hatte sich mit 4 Millionen zu beteiligen, welche auf die Ortschaften, die durch die Bahn berührt wurden, zu verteilen waren. Der Oberaargau hatte Fr. 200 000 zu übernehmen, nämlich Langenthal Fr. 110 000 und Herzogenbuchsee Fr. 90 000.

1877 kam unser Bahnhof wieder ins Rampenlicht: die nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 eingetretene Konjunktur äusserte sich in einem eigentlichen Gründungsfieber von Eisenbahnen, das zum Teil in politischen Motiven seinen Grund hatte. So eröffnete die Schweizerische Nationalbahn am 15. Oktober 1877 die Strecke Winterthur–Otelfingen–Baden Oberstadt und am 6. September 1877 die Fortsetzung über Lenzburg nach Zofingen als Konkurrenzlinie zur SCB. Geplant war in der Folge eine Linie Zofingen–Langenthal–Bleienbach–Herzogenbuchsee mit Weiterführung nach Koppigen–Messen bis Lyss. Die Gemeinde Buchsi hätte sich mit der Übernahme von Vorbereitungsaktien für Fr. 1200 und Hauptaktien für Fr. 150 000 beteiligen sollen. Die Finanzierung war laut Protokoll des Gemeinderates vom 26. August 1873 an die Bedingung geknüpft, dass der Bahnhof der Schweizerischen Nationalbahn mit dem Bahnhof der Schweizerischen Centralbahn «vereinigt, oder so erstellt werde, dass derselbe der Ersteren unmittelbar an den Bahnhof der SCB in Herzogenbuchsee angrenzt».

Für die Weiterführung ab Zofingen war durch ein Initiativkomitee mit Nationalrat Born von Buchsi an der Spitze das Konzessionsgesuch eingereicht worden. Diese Linie war als Verbindungsstück der Broyetalbahn mit der Nationalbahn gedacht und sollte die mächtige Centralbahn und die Nordostbahn konkurrenzieren.

Ursprünglich war in den fünfziger Jahren Zofingen als Kreuzungspunkt der Eisenbahnlinien Bern–Zürich und Basel–Luzern in Aussicht genommen worden; doch konnte sich die Gemeinde nicht dazu entschliessen, das Areal zur Errichtung eines Centralbahnhofs kostenlos abzugeben. Da kam ihr Olten zuvor, und Zofingen wollte in der Folge seine Zurücksetzung durch seine Beteiligung am Nationalbahnprojekt wieder wettmachen. Der «Herrenbahn» (SCB) sollte eine «Volksbahn» gegenübergestellt werden und als Konkurrenzlinie eine neue durchgehende Transversale Bodensee–Genfersee gebaut werden. Durch Zahlungsunfähigkeit, Konkurs und Zwangsliquidation der Nationalbahn kam auch dieses Projekt nie zur Ausführung, und Zofingen blieb auf diesem Stumpengeleise mit einem Verlust von 4,5 Millionen sitzen. Wie bei der Wasserfallen- und Wauwilbahn waren auch hier die Eisenbahnträume ausgeträumt.

Der Bahnhof

Der Bahnhof – Hof bedeutet eine Geschlossenheit in der Gebäudeanordnung, eine hofartige Gruppierung von Aufnahmegebäude, Bahnhofhalle und Nebenbauten. Bei einem Durchgangsbahnhof liegt das Aufnahmegebäude seitlich des Gleises auf der Ortsseite. Die Bahnhöfe Aarburg, Langenthal, Herzogenbuchsee und Burgdorf wurden vor 125 Jahren nach gleichen Plänen erbaut. Man wählte einen einfachen, nahezu nüchternen, der Landschaft gemässen und damit auch kostengünstigen Baustil, ganz im Gegensatz zu städtischen Bahnhöfen, die ein prägnantes städtebauliches Monument, eine zentrale Begegnungsstätte, darstellen. Als Bau der Öffentlichkeit hat der Bahnhof auch eine Repräsentationsaufgabe zu erfüllen.

Der heutige Bahnhof umfasst umfangreiche eisenbahnbetriebliche Einrichtungen; er ist ein durchgeplantes organisiertes Dienstleistungszentrum. Die grossen Bahnhöfe wurden zur wichtigen Nahtstelle und zu neuem Zentrum eines Ortes.

Dass der Bahnhof – wie heute – auch damals verkehrsfremden Interessen dienen musste, hat der Gemeinderat am 6. Juli 1857 festgestellt, indem er das Regierungsstatthalteramt Wangen darauf aufmerksam machte, dass das hier an Sonntagen auf dem Bahnhof und an Märkten stattfindende Spielen um Lebkuchen und Kachelgeschirr für Kinder nachteilige Folgen habe.

Ein Bonmot besagt, dass wir Schweizer fürs Leben gern zum Bahnhof gehen, aber nicht verreisen. Allzuoft begegnet man auf dem Bahnhof denselben Leuten, die weder abreisen wollen, noch von der Bahn kommen. Bei den grossen Reisekünstlern fängt die glückliche Reise schon auf dem Bahnhof an. Der ungeheure Apparat, den wir so kurzweg «Eisenbahn» nennen, dieses die Länder überziehende technische Wunder, ist plötzlich in unsere Dienste getreten.

Mit dem Aufnahmegebäude und besonders mit der repräsentativen dorfseitigen Fassade wollte man vor 125 Jahren der Ortschaft einen neuen Akzent geben. Der Bahnhof wurde zu einem wichtigen Teil des Ortsbildes, da er den optischen Abschluss der Bahnhofstrasse bildet und damit dem ganzen Quartier sein Gepräge gibt.

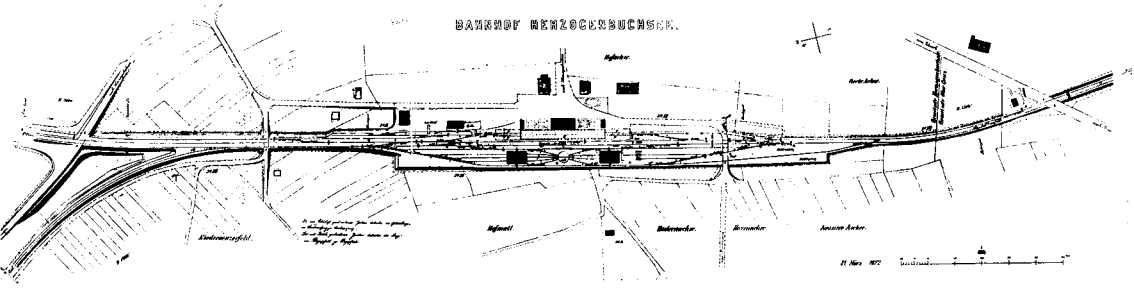
Im Jahre 1874 wurde der Bahnhof Herzogenbuchsee erweitert. Dabei entfernte man die Zwischenstützen der Bahnhofhalle und erreichte damit eine freitragende Überdachung. Die SCB scheint diesen Umbau formlos und eigenmächtig durchgeführt zu haben, ohne dass den gesetzlichen Bestimmungen des Eisenbahngesetzes von 1872 Rechnung getragen wurde. Von seinem Podium als bisher «stiller Beobachter» herabgestiegen, schreibt Bundespräsident Schenk am 14. August 1874 an das Direktorium des SCB wörtlich:

«Zur Vernehmlassung über Ihr unterm 28. Juli ans Eisenbahn- & Handelsdepartement gerichtetes Gesuch um Genehmigung der Pläne für die Erweiterung des Bahnhofes Herzogenbuchsee eingeladen, berichtet der Regierungsrat des Kantons Bern, dass er materiell gegen den Plan nichts einzuwenden habe, destomehr aber in formeller Beziehung, denn die fraglichen Neubauten seien schon vollständig erstellt; ein solches Vorgehen weist den Behörden eine durchaus unwürdige Rolle zu. Auch wir sehen uns zu keiner Beanstandung des Planes resp. der ausgeführten Bauten veranlasst, müssen Ihnen aber unsere ernste Missbilligung über Ihr Verfahren ausdrücken, welches zu den Vorschriften des Eisenbahngesetzes und dem bundesrätlichen Kreisschreiben vom 25. Mai abhin in schroffem Widerspruch steht und die Genehmigung der Pläne zu einer reinen Form, also das Entscheidungsrecht

Blick auf den Bahnhof von Nordwesten. Bahnhofstrasse und Bahnhofplatz. Harmonisch wirken die 100 m langen beiden Perronüberdachungen und das Aufnahmegebäude. Totalumbau 1979–1981.

der Behörden illusorisch macht. Wenn der Fall sich wiederholen sollte, so werden wir in Erwägung ziehen, ob nicht vor allem der Status quo ante zu erstellen sei und durch welches Mittel sonst dem Gesetze und unsern Vorschriften Nachachtung verschafft werden könne». Das war ein deutliches Schreiben an die eigenmächtige Bahngesellschaft!

Unser Bahnhof hat seither jahrzehntelang über alle Betonperioden hinaus das gleiche Gesicht bewahrt. Das Aufnahmegebäude hat wohl eine Aussenrenovation erfahren; in der vertrauten Form aber ist es erhalten geblieben. Innen mussten aber für eine reibungslose Abfertigung der Passagiere die Verkehrswege und die Raumabfolge umgestaltet werden. Das Erdgeschoss des Aufnahmegebäudes, die Geleiseanlagen und der Bahnhofplatz sind auf demselben Niveau. Als Durchgangsbahnhof in Geleisegleichlage bildet unser Bahnhof den Normalfall. Im « Provinzbahnhof» wickelt sich der Verkehr ohne das Gedränge und Getöse einer Hauptstadtanlage ab.



Bahnhofanlage nach Plan vom 21. März 1872.

Das Aufnahmegebäude

Das Aufnahmegebäude ist ein Mehrzweckgebäude mit mancherlei Funktionen, die nur teilweise miteinander in Verbindung stehen und von verschiedensten ständig dem Wandel unterworfenen Faktoren abhängig sind (z.B. technische Verbesserung im Bahnbetrieb, Verkehrszunahme). Der richtigen Abfolge der Räume und ihrer gegenseitigen Verbindung auch zu den Geleisen ist grösste Beachtung zu schenken. Eine Standardisierung drängte sich auf, da gleichzeitig Bahnhöfe auf einer und derselben Strecke (z.B. Aarburg, Langenthal, Herzogenbuchsee, Burgdorf) zu bauen waren. Die SCB erreichte so eine Rationalisierung ihrer Bautätigkeit.

Der Wartsaal befindet sich heute nicht mehr wie früher in einem geschlossenen Raum, sondern bei der Kasse und beim Ausgang nach dem Perron. Die Räume für die Betriebsüberwachung sind am Bahnsteig plaziert. Die Verkehrswege und die Raumabfolge sind nach dem Funktionsablauf vom Betreten des Aufnahmegebäudes bis zum Besteigen des Zuges gestaltet. Um rationelle und kurze Verbindungen zu den Geleisen zu schaffen, mussten die Bahnhalle, die in einem besonderen Abschnitt behandelt wird, und das Aufnahmegebäude zu einer baulichen Einheit zusammengefasst werden.

Der Direktionsarchitekt der SCB Ludwig Maring hatte von 1854–1861 in bezug auf den Entwurf und die Ausführung der Hochbauten eine recht autonome Stellung. Bei seinen kubischen Stationsbauten passte er das Material der jeweiligen Gegend an, und so sind die grösseren Aufnahmegebäude in Herzogenbuchsee und Aarburg wegen den Abzweiglinien ganz aus Stein. Maring, unter dem drei Bauführer arbeiteten, z.B. Johann Jenzer, später Ar-

chitekt der Bernischen Staatsbahnen, entwarf und leitete in Zusammenarbeit mit Oberingenieur W. Pressel nicht nur die Stationsbauten in Bern und auf allen Zwischenstationen, sondern auch die Drehscheiben, Wasserkrane und alle Nebenbauten. Maring hatte sich die Erfahrung für die Projektierung des Berner Bahnhofes beim Bau deutscher, belgischer und französischer Bahnhöfe zunutze gemacht.

Die Bahnhofhalle

Die Perronhallen und Perrondächer bilden eine Ergänzung des Aufnahmegebäudes. Sie verschaffen dem Reisenden einen gegen die Unbill der Witterung geschützten Übergang vom Hauptbau zu den Bahnwagen. Sie gewähren auch dem im Bahnhof beschäftigten Bahn- und Postpersonal den besten Schutz und behindern durch grosse Säulenabstände den Verkehr auf den Perrons am wenigsten. Die Hallen wurden vor allem in grösseren Bahnhöfen mit Umsteigeverkehr errichtet, so in Burgdorf, Herzogenbuchsee, Langenthal und Aarburg. Das technische Problem beim Bau der Bahnhalle bestand darin, weite Räume stützungsfrei zu überdachen und einen störungsfreien Betrieb zu gewährleisten. Unsere Bahnhofhalle wurde seinerzeit vom Bahnhofarchitekten Rudolf Ludwig Maring aus Basel (1820–1893) entworfen und errichtet; sie war auf die Eröffnung der Bahnstrecke Olten–Herzogenbuchsee am 16. März 1857 betriebsbereit. Die Fachwerkkonstruktion der 95 Meter langen Bahnhofhalle ohne Oberlicht mit durchgehendem Rauchabzug wird alle 10 Meter von massiven Holzpfeilern mit gusseisernen Basen gestützt. Sie ist verstärkt mit eisernen Zugbändern und Streben. An den Giebelseiten füllt maurisch anmutendes Zierwerk die Felder. Die Holzpfeiler stehen in viereckigen gusseisernen Gefässen, die auf allen vier Seiten mit Schweizerkreuzen durchbrochen sind. Die Eindeckung bestand aus einer Holzschalung unter Eternitplatten. Da die Halle keine Oberlichter besass, wirkte das Innere bei besetzten Geleisen etwas düster. Unsere Perronhalle war die letzte Halle dieser Art in der Schweiz.

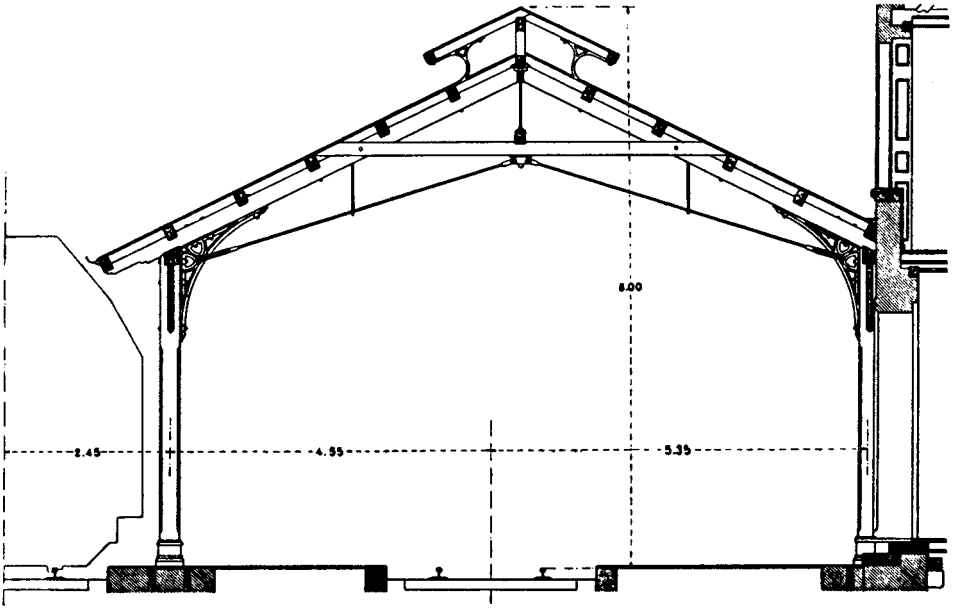
Die Alternativgruppe unserer Ortschaft hat 1978 versucht, den Abbruch der Halle zu verhindern und sie unter Schutz zu stellen. Wenn auch der Halle aus der Frühzeit der Schweizer Eisenbahnen ein grosser Dokumentarwert nicht abgesprochen werden kann, verboten doch Sicherheitsüberlegungen ihre Erhaltung an Ort und Stelle.

Die letschti Bahnhofhalle

Die mächtig grossi Bahnhofhalle,
Die hett mer immer bsunders gfalle;
Uf guete Sockle sicher gschtützt,
Het si vor Schnee und Räge gschützt.
Doch jerze het si müesse falle
Die liebi, alti Bahnhofhalle.
Äs settigs Dach gar niene git's
Sogar no i der ganze Schwyz.
Me het se aber nit zerstört,
Het Sorg gha, wie-n-es si ou ghört,
Me het se richtig demontiert
und fachmännisch ou deponiert.
Me möcht halt doch das guete Alte
Dr Nachwält wyter no erhalte.
Doch ohni Chöschte geit's halt nit,
Drum hälfet alli freudig mit.
Äs günstigs Plätzli wird me finge,
Wenn alli hälfe, muess's jo glinge
I chönnt's am beschte no begryfe
Als Museum vo alte Lokomotive,
Vor allem gsuch se bsunders gärn
Im neue Verchershus vo Luzärn.

Von Walter Kocher, Steinhof (1894–1981)

Im März 1979 begann man mit dem Abbruch. Die Bauelemente fanden vorerst keinen Käufer und wurden gegen Witterungseinflüsse geschützt auf dem Bahnareal deponiert. Nun hat die alte Halle den Oberaargau endgültig verlassen und wurde mit Bahnwagen nach Thun transportiert. Sie soll auf dem Gelände des geplanten Dampfmaschinenmuseums «Vaporama» wieder aufgebaut werden.



Querschnitt Perronhalle Herrogenbuchsee. Aus Stutz: Die Bahnhöfe der Schweiz.

Die Bauarbeiten

Beim Beginn der eigentlichen Bauarbeiten um 1854 sah sich der Gemeinderat vor soziale und wirtschaftliche Probleme gestellt. Der Bahnbau, der fast ausschliesslich manuell erfolgte, erforderte viele Arbeitskräfte, die verköstigt und untergebracht werden mussten. So beschloss der Gemeinderat am 4. Dezember 1854 um die Bewilligung nachzusuchen, dass im hiesigen Dorfe eine vierte Wirtschaft «III. Class» errichtet werden dürfe. Das Begehren wurde jedoch vom Regierungsrat wegen Fehlens hinlänglicher Gründe abgewiesen. Am 29. Februar 1856 sah sich die Behörde wegen dem starken Zudrang von fremden Eisenbahnarbeitern, die sich hier ohne Legitimationsschriften niederliessen, veranlasst, beim Regierungsstatthalteramt zu erfragen, wie man sich diesen Leuten gegenüber zu verhalten habe. Am 1. September 1856 stellte der Gemeinderat den Eisenbahnakkordanten Georg August Gonzenbach, von St. Gallen, Anton Fässler, Christian Wagner, Architekt, von Stuttgart, und Emanuel Gottlieb Palmer, von Winnenden (Oberamt Waiblingen/ Württemberg) günstige Zeugnisse aus. Ausserdem beschloss er am 4. Mai

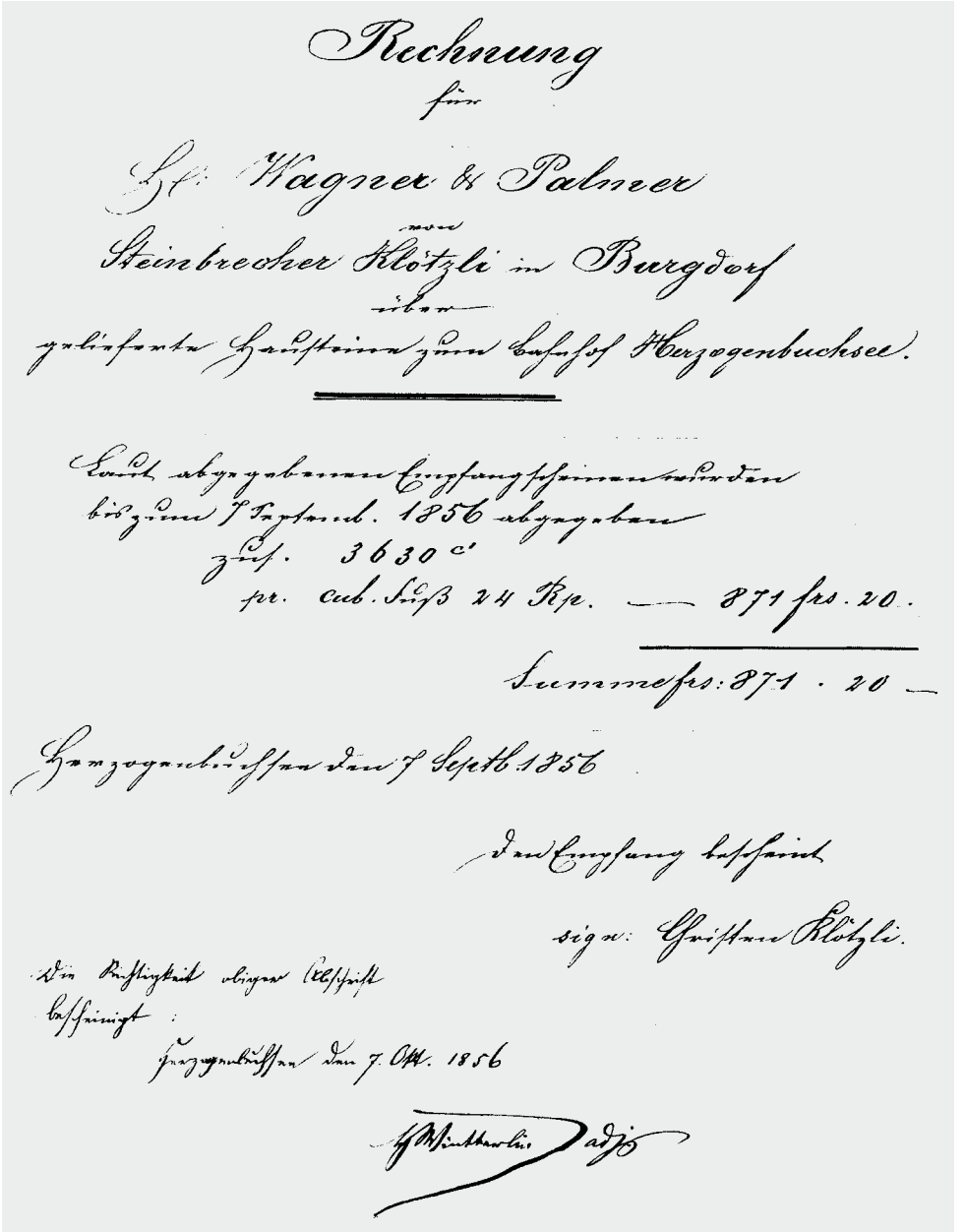
1857, diese Eisenbahnakkordanten hinsichtlich ihres Erwerbes für Gemeindetellen zu belangen.

Über die Devisierung und Vergebung der Arbeiten für die Station Herzogenbuchsee gibt ein Bericht des Ingenieurs der VII. Sektion Burgdorf, Buri, vom 28. April 1856 an das Direktorium der SCB in Basel Auskunft: der Voranschlag der Station Herzogenbuchsee war im Vergleich mit den Anschlägen der übrigen Stationen der ungünstigste, weil sämtliche Materialien stundenweit herbeigefahren werden mussten. Für die Maurer- und Steinhauerarbeiten hat die Bahnverwaltung die Unternehmer Wagner & Palmer bezeichnet. Diese Firma hat mit Steinbrecher Christen Klötzli in Burgdorf am 28. September 1856 für die Lieferung von 5000 c′ (Kubikfuss) saubern Hausteinen «nach den in Händen habenden Steinzeddel» vereinbart, diese in der dort angegebenen Ordnung zu brechen und den betreffenden Fuhrleuten aufzuladen. Steinbrecher Klötzli behielt sich immerhin vor, dass er während dieser Zeit, also bis 31. Oktober 1856, von Baumeister Gribi in Burgdorf mit den Steinen für die gleichzeitig zu bauende Remise (Lokomotivdepot Burgdorf) nicht gedrängt werde. Die Rechnung von Steinbrecher Klötzli ist hier abgebildet. Die Arbeiten vollzogen sich unter Anleitung und Aufsicht des tüchtigen Bauführers Jochem.

Ferner erhielten die Unternehmer Wagner & Palmer am 11. Juni 1856 den Auftrag für das Bahnwärterhaus No. 2, das als Musterhaus zu erstellen war. Die Holzarbeiten wurden an Zimmermeister Grütter aus Seeberg und Schreinermeister Bernhard aus Buchsi vergeben. Für diese beiden haben Amtsrichter Affolter von Hermiswil und Bankier Moser & Comp, von Herzogenbuchsee Bürgschaft geleistet für fristgerechte Vollendung der Arbeiten.

Das Bahnhofquartier und die Anpassung der Strassen

Durch den Bahnbau wurden vor 125 Jahren verschiedene Verbindungswege entzweigeschnitten. Problemlos waren die Übergänge der Wangenstrasse und der Bernstrasse: sie erhielten Wärterhäuschen und Barrieren. Die schienenebene Kreuzung der Bahn mit der Wangenstrasse wurde 1969 durch eine Unterführung – zusammen mit der Zweiglinie nach Solothurn – eliminiert. Im Zuge der Bahnsanierung ersetzte man 1981 auch die höhengleiche Kreuzung der Bernstrasse nach Oberönz durch eine Unterführung.



Rechnung
für
Lt. Wagner & Palmer
von
Steinbrecher Klötzli in Burgdorf
über
gelieferte Sandsteine zum Schloss Herzogenbuchsee.

Laut abgegebenen Empfangsscheinen wurden
bis zum 1. Septemb. 1856 abgegeben
zus. 3630 c'
pr. cub. Sch. 24 Rp. — 871 frs. 20.

Summe frs: 871 . 20 —

Herzogenbuchsee den 1. Septb. 1856

Den Empfang bescheint
sign: Christian Klötzli.

Die Richtigkeit obiger Rechnung
bescheinigt:
Herzogenbuchsee den 7. Okt. 1856

Die Wegverbindung mit Niederönz wurde 1855 durch das Aufnahmegebäude und die Bahnanlagen unterbrochen. Sie musste daher in einer Krümmung über den Bahnhofplatz und in westlicher Richtung dem Bahnkörper entlang in einer weitern Biegung über die Geleise Richtung Lorraine angelegt werden. Der neue Weg sollte nach Meinung des Gemeinderates wenigstens 24 Schuh Breite haben, damit zwei Fuhrwerke nebeneinander fahren könnten. Dieser Weg war durch eine primitive Schiebbarriere gesichert. 1900 verlangte die Behörde das Anbringen von Aufzugbarrieren, deren Bedienung von einem Punkte aus erfolgte. 1914 wurde dann dieser Bahnübergang durch eine Unterführung ersetzt.

Die SCB musste aber noch den Bahnhof mit der Wangenstrasse verbinden. Diese Strasse, damals nicht sehr sorgfältig gebaut, ist die heutige Lagerstrasse. Die durch grobes Gestein ausgeführte Oberfläche soll «wenig zu guter Fahrt geeignet sein», so steht im Protokoll des Gemeinderates vom 31. Dezember 1857. Mehrere Private beklagten sich über den schlechten Zustand dieses von der SCB zu unterhaltenden Strassenstückes. Der Verkehr wurde aber von der SCB als unbedeutend bezeichnet, indem lediglich die Post nach Wangen alle Tage viermal dieses Wegstück befahre.

Durchschnitten durch den Bahnkörper wurde auch ein Verbindungsweg zwischen dem Heimenhausenfeld und dem Kappeliweg, der den Heimenhausern als Kirchweg und den Buchsern als Feld- und Waldweg diente. Für diese Wegverbindung bestand kein Übergang; so musste Bahningenieur Nager feststellen, «dass Bewohner von Heimenhausen bisweilen, und in versteckter Weise, das Bahntrasse überquerten. Dabei warteten oft Leute, bis der Bahnwärter Matti sich von dort entfernt hatte, und dann sprangen sie eiligst über die Schienen.» Durch Konzessionsbewilligung der SCB, unterzeichnet durch den Gemeinderat am 16. Mai 1872, wurde schliesslich ein Fusswegrecht von zwei Schuh Breite eingeräumt. Später war die Schliessung dieses Weges doch unumgänglich. Der Bundesrat, der eine Einsprache der Gemeinde ablehnte, ermächtigte die SCB, den Übergang durch die Erstellung einer unbeschwerlichen Parallelstrasse auf die Wangenstrasse hin zu verlegen. Das ist die heutige Grabenstrase.

Notwendig war auch eine neue Verbindung zwischen der Bern-Zürichstrasse und der sogenannten Kastenstrasse, die vom Sonnenplatz über Bettenhausen nach Burgdorf führt, und die nun vom Oberönz-Bahnübergang der Bahn entlang nach Hegen angelegt wurde. Diese Verbindungsstrasse (Hegenstrasse) wurde durch Ingenieur Moser projektiert und 1865 der Direktion

Bahnhof und Bahnhofstrasse auf einer historischen Werbekarte.

der öffentlichen Bauten des Kantons Bern zur Genehmigung unterbreitet. Damit wurde die Verbindung nach Wynigen–Burgdorf wesentlich verkürzt und zudem die Steigung über den Hänsiberg vermieden.

In weitsichtiger Weise wurde durch Ingenieur Robert Moser ein Strassen- und Überbauungsplan für das an die Bahnanlagen grenzende «Neue Quartier» erstellt, der am 21. März 1863 durch den Grossen Rat des Kantons Bern genehmigt worden ist. Die Gemeindeversammlung erliess am 16. Dezember 1863 ein entsprechendes Baupolizeireglement. In § 9 wurde festgelegt, dass an den beiden Hauptstrassen, welche vom Stationsgebäude auf die Bern-Zürich-Strasse (Bahnhofstrasse) und vom Güterschuppen gegen den Helferei-Rain führen (Mittelstrasse) alle Gebäude auf die gleiche Baulinie gesetzt werden müssten. Für diese mutige raumweite Anlage ist Buchsi den damaligen Planern und Bürgern immer noch dankbar.

Überbaut waren damals die Bahnhofstrasse mit 10 und die Mittelstrasse mit 2 Gebäuden. Bereits am 23. März 1857 hatte Grossrat Moser ein Projekt betreffend Erweiterung des nun Niederönzgasse genannten Wegstückes vorgelegt. Daraus ist nach mühevollen Verhandlungen über Ausmass, Wegbreite, Scheidemarchen und Unterhalt die heutige respektable Bahnhofstrasse entstanden, die auf den Plänen von Robert Moser basiert.

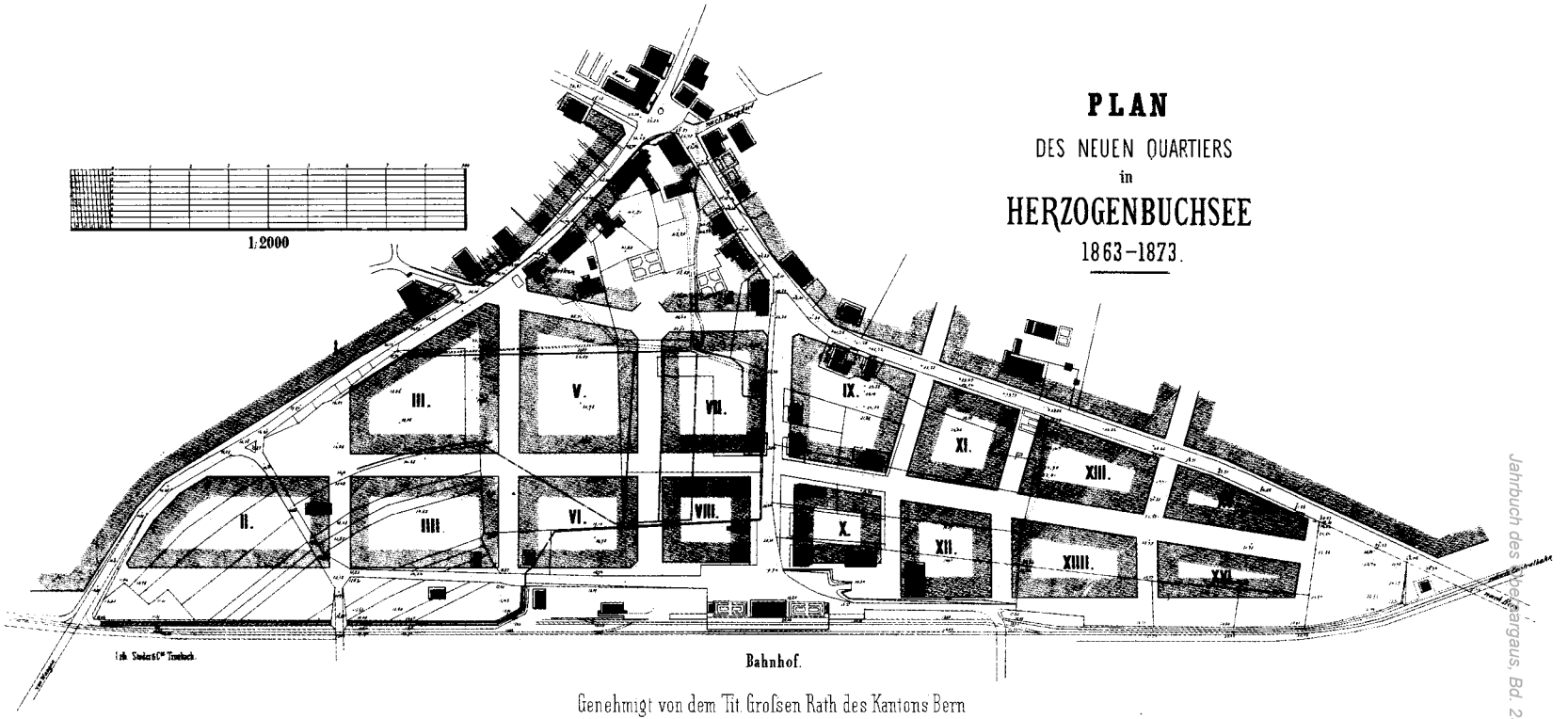
Die Einwohnergemeinde Herzogenbuchsee sanktionierte am 19. Mai 1869 eine Übereinkunft mit der SCB, wonach inskünftig alle durch den Bahnbau notwendig gewordenen Strassen durch die Gemeinde zu unterhalten seien. Ausgenommen blieb nur der Bahnhofplatz. In diesem Zusammenhang wies die SCB daraufhin, dass eine Ortschaft nicht nur Leistungen verlangen könne, sondern selbst mit Opfern voranzugehen habe, um ihre Entwicklung zu fördern und Handel und Gewerbe zu einem grösseren Aufblühen zu bringen.

Die Bahnstrecken und deren Eröffnung

In die Jahre, da in Herzogenbuchsee die erste Eisenbahn gebaut wurde, fällt die Eröffnung folgender Bahnanlagen:

15. Juni 1844	Saint Louis–Basel	1,86 km
9. August 1847	Zürich–Baden	23,33 km
19. Dezember 1854	Basel–Liestal	13,26 km
1. Juni 1855	Liestal–Sissach	6,86 km
29. September 1856	Baden–Brugg	9,03 km
16. März 1857	Aarburg–Herzogenbuchsee	23,83 km
1. Mai 1857	Sissach–Läufelfingen	9,63 km
1. Juni 1857	Herzogenbuchsee–Biel (prov.)	37,75 km
16. Juni 1857	Herzogenbuchsee–Bern/Wilerfeld	37,28 km
1. Mai 1858	Läufelfingen–Olten	7,86 km
15. Mai 1858	Brugg–Aarau	17,84 km

Solothurn zählte damals etwa 5800 und Biel etwas über 4000 Einwohner. Der Linie Herzogenbuchsee–Solothurn–Biel kam bis zur Eröffnung der Gäubahn Olten–Oensingen–Solothurn–Busswil vom 4. Dezember 1876 eine grosse Bedeutung zu, weil sie jahrelang die einzige Schienenverbindung zwischen der Region Biel–Neuenburg und dem nordöstlichen Teil der Schweiz darstellte. Zur Zeit der Streckeneröffnung bestanden zwischen Herzogenbuchsee und Solothurn lediglich die beiden Stationen Inkwil und Subingen. Erst sechs Jahre später rückte Derendingen ins Blickfeld und gab Anlass zu einem Stationsprojekt, das auf industriellen Unternehmergeist zurückzufüh-



Genehmigt von dem Tit. Grofsen Rath des Kantons Bern
am 21 Marz 1863.

Jahrbuch des Oberaargaus. Bd. 25 (1982)

ren war. Die Baumwollspinnerei «Emmenhof» und die Papierfabrik Biberist entwickelten sich dank der Wasserkraft des Emmenkanals günstig. Die Konzession zu diesem Gewerbekanal, der seine Wasser bei Biberist aus der Emme bezieht und sie nach Ausnützung der Aare zuführt, wurde 1863 von den solothurnischen Behörden der Firma Locher in Zürich erteilt. Die gleiche Firma bemühte sich um eine zweite Konzession für den Bau einer dem Emmenkanal entlang führenden Pferdebahn, die als Verbindungsgeleise zwischen den neuen Industrien und der Centralbahn dienen sollte. Gleichzeitig war ihre spätere Verlängerung bis zu den Eisenwerken in Gerlafingen geplant. Vertraglich wurde zwischen den Herren Locher und der SCB die Möglichkeit einer späteren Ausdehnung der Pferdebahn nach Norden bis Attisholz vereinbart. Ein Seiten- und Stumpengeleis wurde derart angelegt, dass es sich in die kommende Station Derendingen einfügen konnte. Es bestand in Derendingen kein Stationsgebäude, und der gesamte Personen- und Güterverkehr wickelte sich unter freiem Himmel ab. Die Expedition besorgten die Stationen Solothurn und Herzogenbuchsee. 1869 ging die Pferdebahn von der Firma Locher an die Herren Naeff und Zschokke über, welche die Ausdehnung bis Gerlafingen vollzogen. Zwei Jahre später erfolgte die Errichtung der Station Derendingen mit Abfertigungsbefugnis. 1873 ging die bisherige Pferdebahn an die Emmenthalbahn über, und Derendingen erlangte dadurch den Charakter einer Gemeinschaftsstation. Bis zur Eröffnung der Gäubahn 1876 und des Bahnhofes Neu-Solothurn (Hauptbahnhof) am 4. Dezember 1876 verkehrten die Züge zwischen Burgdorf und Solothurn über den Pferdebahnabschnitt. Die Emmenthalbahn stellte ihren Betrieb auf der Zweigstrecke von Biberist her am 30. Juni 1884 vollständig ein und die verbliebenen Schienen kehrten zu ihrer ursprünglichen Funktion eines Industriegeleises zurück.

In Richtung Bern konnte am 16. Juni 1857 von Herzogenbuchsee nur bis zum «provisorischen Bahnhof» auf dem Wilerfeld gefahren werden. Erst am 15. November 1858, nach Fertigstellung der «Roten Brücke», konnten die Züge in den definitiven Berner Hauptbahnhof (Kopfbahnhof) einfahren. (Streckenlänge 3,099 km). Dadurch entstand eine durchgehende Schienenverbindung von Zürich bis zum heutigen Berner Bahnhof. Nun mussten die eidgenössischen Parlamentarier nicht mehr von der Bahn auf Postkutschen umsteigen.

Schliesslich wurden 1876 die Gäubahn Olten–Solothurn und der heutige Hauptbahnhof Solothurn sowie die Strecke Lyss–Payerne–Palézieux–(Lau-

sanne) eröffnet. Von diesem Zeitpunkt an sank das Verkehrsvolumen auf dem Bahnhof Herzogenbuchsee ganz beträchtlich. Noch im Jahr zuvor war die Zahl der Züge auf der Stecke Olten–Herzogenbuchsee auf 26 angestiegen. Herzogenbuchsee–Bern und Herzogenbuchsee–Solothurn verzeichneten je 20 Züge. Mit der Eröffnung der Gäubahn gingen die Zugsleistungen Olten–Bern auf 16 und auf der Stecke nach Solothurn sogar auf 8 Züge zurück.

Die Eröffnung der Gäubahn brachte wegen Transportschwund im Geleisefeld und in den Bahnanlagen in Buchsi verschiedene Umstellungen.

Im Jahr 1874 wurde die Strecke Aarburg–Herzogenbuchsee mit 23,788 km Betriebslänge (Niederwil–Rothrist–Murgenthal bereits 1872) auf Doppelspur ausgebaut. Aber erst am 1. Juni 1896 konnte die 32,010 km messende Strecke Herzogenbuchsee–Zollikofen doppelspurig befahren werden. Der Ausbau der Linie Zürich–Bern auf Doppelspur dauerte somit von 1859 bis 1896, also fast eine Generation.

Als Markstein ist die viergleisige Zufahrt vom Wilerfeld in Bern zum Bahnhof zu erwähnen. Die Einweihung fand am 6. September 1941 im Beisein vieler Gäste mit General Guisan und Bundesrat von Steiger statt. Die alte «Rote Eisenbahnbrücke» – im Untergeschoss Strassenbrücke – hatte man nicht gleichzeitig mit zwei Zügen befahren dürfen. Sie wurde abgebrochen und durch die neue Lorrainebrücke für den Strassenverkehr ersetzt.

1865 benötigte man für die Fahrt von Zürich nach Bern 3 Stunden 45 Minuten, 1900 zweieinhalb Stunden und 1930 waren es noch rund 2 Stunden. Zu einem Umschwung kam es 1936 mit den neuen aufenthaltslosen Städteschnellzügen Zürich–Bern (–Genf). 1952 betrug deren Reisezeit 1 Stunde 28 Minuten, dann 1 Stunde 23 Minuten und mit der Einführung des Taktfahrplans noch 1 Stunde 13 Minuten.

Auch die Weiterführung der Bahnlinie von Herzogenbuchsee nach Bern hatte sich nicht reibungslos vollzogen. Die ersten Pläne der Centralbahngesellschaft sahen vor, die Bahnlinie entlang der Staatsstrasse, also über Seeberg–Kirchberg zu führen, denn das Wynigentäli und insbesondere der Gyrisberg boten grosse Schwierigkeiten für den Bahnbau. Der Grosse Rat lehnte jedoch mit einer Stimme Mehrheit die Linienführung über Kirchberg ab, nachdem sich die Burgdorfer bereit erklärt hatten, die Mehrkosten für den Gyrisbergtunnel und für die schwierige Trassierung im Wynigentäli zu übernehmen. In mühseliger Arbeit wurde der Gyrisbergtunnel erstellt, schon damals mit Fremdarbeitern, mit Deutschen, die auf diesem Gebiet Fachleute waren. Die Mehrkosten betrugen Fr. 310 000.–. Immerhin hatte schon die

Konzession der Berner Regierung die Linie von Herzogenbuchsee über Wynigen nach Burgdorf vorgesehen. Die Bauzeit betrug zwei Jahre. Die GVK-Idee einer direkten zweiten Doppelspur Bern–Olten ist also nicht neu. Schon damals war die Bevölkerung von Kirchberg und Koppigen gegenüber dieser Linienführung misstrauisch und wie heute ablehnend. Die neue Haupttransversale NHT der SBB erhitzt gegenwärtig die Gemüter, und viele Leute sind der Ansicht, der Verschleiss an wertvollem Kulturland sei viel zu gross. Immerhin darf nicht vergessen werden, dass sich unsere Bahnen im grossen und ganzen noch auf den von den Urgrossvätern erbauten Infrastrukturen bewegen. Die Dringlichkeit des Baues der NHT-Abschnitte Bern–Olten und Olten–Basel wird mit der Alimentierung des Lötschbergs begründet, weil andernfalls dort der Ausbau auf Doppelspur nicht voll genutzt werden kann. Vielleicht kommt zur Vermeidung von grossem Kultur- und Landschaftsschaden bei dieser Anlage eine grosszügige Untertunnelung in Frage.

Buchsi erlebt die ersten Züge

Die Probe- und Eröffnungsfahrten haben vor 125 Jahren ein grosses Publikum angelockt. So zogen auch die Heimenhauser, unter ihnen meine Grosseltern, von Wanzwil her gegen unser Dorf. Wie mir mein Vater mehrmals glaubhaft erzählte, sollen sie aber bereits beim «Bädli» Halt gemacht und aus dieser Entfernung das durch mächtiges Schnauben und Pusten herannahende kohlschwarze Ungeheuer mit Staunen betrachtet haben. Ein Bauer aus den Buchsi-Bergen behauptete sogar, dass in diesem Teufelswagen sicher ein Pferd versteckt sei …

Unsere Ortschaft und insbesondere der Bahnhof mit seinen Einrichtungen (Wasserkranen, Kohlendepot, Kehrscheibe, Lokomotivdepot, Bahnhofhalle) war damals das Zentrum für die nach drei Richtungen führenden Probe- und Eröffnungsfahrten.

Strecke Aarburg–Herzogenbuchsee: Am 11. März 1857 ist, geführt von Oberingenieur Etzel und im Beisein der Direktoren des Eisenbahnwesens, der Bauten und des Militärs als Vertreter der Regierung, der erste Eisenbahnzug eingetroffen. Der «Oberaargauer-Zeitung» ist aufgefallen, dass der Convoi in Langenthal nicht mit Salven begrüsst wurde. «Man kanns bei der feierlichen Eröffnung nachholen».

Strecke Herzogenbuchsee-Solothurn–Biel: Auf dieser Strecke fand die Probefahrt am 16. Mai 1857 statt. Der «Bund» berichtet hierüber: «In Biel ist die Lokomotive mit Jubel empfangen worden. Wir denken, die Solothurner werden an diesem Tage auch nicht zu Hause geblieben sein. Die Probefahrt wurde mit kurzem Aufenthalt in Solothurn und Grenchen in 1 Stunde und 10 Minuten gemacht. Die Strecke von Solothurn nach Biel nahm 35 Minuten in Anspruch. Zu dieser Fahrt hat die Regierung von Bern ihre Mitglieder Sahli, Dähler und Schenk abgeordnet».

Strecke Herzogenbuchsee–Zollikofen–Wilerfeld: Am 25. Mai 1857 ist die Lokomotive, von Herzogenbuchsee kommend, zum ersten Mal in Zollikofen eingetroffen. Auf der Strecke bis zum Wilerfeld wurde damals mit verdoppeltem Eifer gearbeitet, um für die Eröffnung den angekündigten Termin (15. Juni 1857) einhalten zu können. Am 16. Juni 1857 wurde in Bern ohne besonderen Pomp die technische Probefahrt von Herzogenbuchsee nach dem Wilerfeld gefeiert. Vormittags zogen die zuständigen Behörden und das Kadettenkorps hinaus, um den auf 11 oder 12 Uhr erwarteten Convoi zu begrüssen.

Über die Eröffnung am nächsten Tag, 17. Juni 1857, berichtet der «Bund»: «Mit Rücksicht auf die neuliche Katastrophe am Hauenstein (Schachteinsturz durch Brand am 28. Mai 1857. Verschüttet und umgekommen 52 Mann; weitere 11 Mann fanden den Tod bei den Rettungsarbeiten), welche noch lange im Andenken der Bevölkerung bleiben wird, hatten die Bahndirektion und die Behörden von Bern sich dahin verständigt, den Tag möglichst einfach zu begehen und die eigentlichen Eröffnungsfeierlichkeiten auf die Zeit zu versparen, wenn die Lokomotive bis ins Herz der Bundesstadt dringt. Nichts desto weniger hatten sich einige Orte an der Linie die Ehre nicht nehmen lassen, den Bahnzug zu begrüssen. In Bern, Burgdorf und Wynigen waren die Kadetten aufgestellt und donnerten dem neuen Ankömmling entgegen. Überall, namentlich auf dem Wilerfeld, hatte der schöne Sommertag und die Neugier zu der noch nie gesehenen weltreformierenden Maschine eine ausserordentliche Zuschauermenge herbeigelockt. Die Hin- und Rückfahrt vom Wilerfeld nach Herzogenbuchsee wurde aufs glücklichste und in je einer Stunde zurückgelegt. Das Ganze schloss mit einem Mittagessen in «Pfistern» zu Bern.» Nachdem nun die regelmässigen Personen- und Postzüge fuhren, konnte man täglich fünfmal von Bern nach Zürich gelangen und in einem Tag nach Frankfurt.

Diese ersten Eisenbahnzüge waren für Gross und Klein ein unerhört eindrückliches Erlebnis. Sie waren das Fanal einer neuen Zeit. Noch lange erzählten Grosseltern den Kindern von diesen ereignisreichen Tagen in Buchsi. Seitdem ist zwischen der Dorfschaft von Buchsi und «ihrer Eisenbahn» ein gegenseitiges gutes Verhältnis und Verständnis geblieben bis auf den heutigen Tag.

Das Personal

Für die Inbetriebnahme des Bahnhofes Herzogenbuchsee im Jahre 1857 musste folgendes Personal rekrutiert werden: 1 Vorsteher, 1 Stellvertreter, 1 Einnehmer, 1 Portier, 1 Aufseher, 1 Nachtwächter, 2 Güterexpeditionsgehilfen, 6 Weichenwärter. Für den Zugsdienst waren 2 Lokomotivführer, 2 Heizer, 1 Wagenwärter, 1 Zugmeister und 3 Kondukteure tätig. Mit Zunahme des Verkehrs wurden später noch 2 Rangiermeister und 2 Wagenkontrolleure eingesetzt. Ferner kamen hinzu die in den Wärterhäusern wohnenden Bahnwärter, die für den Unterhalt der Geleise sorgten und die Barrieren bedienten. Alle Bewerber für diese Stellen hatten sich gehörig auszuweisen. So hat der Gemeinderat am 12. Februar 1857 den Bewerbern Rudolf Ammon, Jakob Straub, Jakob Ammon, Friedrich Holenweg günstige Zeugnisse ausgestellt. Unter den Bewerbern war auch der Gemeinderatsschreiber Johannes Schneeberger, der auf 1. Januar 1858 seine Entlassung einreichte, nachdem er zum Bahnhofvorsteher ernannt worden war. Zum Nachfolger als Gemeindeschreiber wählte der Gemeinderat am 4. Mai 1857 Jakob Kilchenmann, Gerichtspräsident in Wangen.

«Verzeichnis der Bahnhofvorsteher:

Johannes Schneeberger, Notar	1857–1873
Friedrich Jenzer	1873–1885
Gottlieb Wüthrich	1885–1908
Johann Wiedmer	1908–1921
Karl Bürki	1921–1935
Hans Gilgen	1935–1939
Hans Furrer	1939–1946
Johann Bächli	1946–1949
Franz Gränicher	1949–1954
Hans Hochstrasser	1954–1967
Max Eichenberger	1967–1978
Erwin Hirsig	1978–1981
Paul Luder	ab 28. September 1981

Der Gehalt des Vorstandes betrug 1857 Fr. 1800 bei freier Wohnung. Die übrigen Angestellten bezogen Fr. 900 bis 1200. Der Nachtwächter war verpflichtet, einen Hund zu halten, für den er ein Kostgeld von Fr. 45.– erhielt. Dem Einnehmer wurden zur Deckung allfälliger Kassenmanki ein Pauschalbetrag von Fr. 50.– ausgerichtet!

Alle Bediensteten, Handwerker und Unternehmer hatten Leumundszeugnisse beizubringen. Dem Johann Georg Hahn – einem Bayern – attestierte der Gemeinderat am 7. Juli 1856 «sich stets rechtschaffen, redlich, arbeitsam und eines unbescholtenen Wandels beflissen zu haben und dass er weder in die Klasse der Falliten noch der Accorditen gehöre».

Heute, also 1982, besteht das Bahnhofpersonal aus folgenden Funktionären:

Bahnhof	Beamte 9 + 3 Lehrlinge und Lehrtöchter
	Rangierpersonal 9
	Gepäckpersonal 5
Güterexpedition	Beamte 3
	Güterdienst 2

Der Dampfbetrieb

Mit der Inbetriebnahme der ersten öffentlichen Eisenbahnlinie der Welt von Stockton nach Darlington in England am 27. September 1825 hatte das Zeitalter der Dampfeisenbahn begonnen.

In Herzogenbuchsee wurde mit dem Bau des Bahnhofs auch eine Lokomotivremise und eine Wagenremise erstellt. Diese beiden Gebäude waren durch eine Drehscheibe verbunden.

Die SCB musste auch das zur Speisung der Lokomotiven notwendige Wasser beschaffen. Dazu verhalf ihr der Besitzer der Scheidegg, Samuel Friedrich Moser: zwei Quellen im Löliwald wurden auf Kosten Mosers gefasst und in eine Brunnstube geleitet, mit Garantie für 15 Mass pro Minute. Moser trat die beiden Quellen sowie das Anspruchsrecht von 10 Mass pro Minute auf alle Zeiten als Eigentum an die Centralbahn ab.

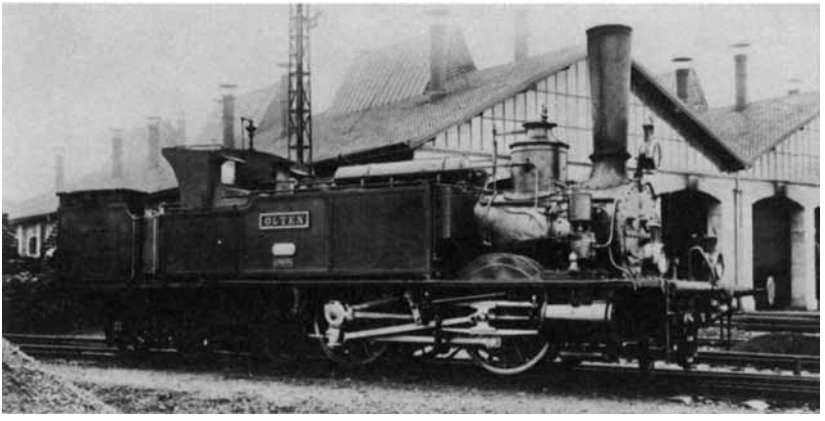
Die Landentschädigung für das erstmalige Einlegen durch das Grundstück Sollberger, 130 Fuss, übernahm ebenfalls in grosszügiger Weise Samuel Friedrich Moser. Am 31. Juli 1856 wurde Sektionsingenieur Buri ermächtigt, die 3½zöllige Wasserleitung vom Wasserreservoir zu den Wasserkranen

legen zu lassen. Mechaniker Burkhardt in Basel lieferte das Pumpwerk mit Getriebe und einem gusseisernen Schwungrad von 6,5 Zoll Durchmesser. Die Wasserkrane lieferte die Maschinenbauanstalt Karlsruhe, und für die Anfertigung des Wasserreservoirs in Regie von 15,5′ Länge, 10,5′ Breite und 5,5′ Höhe erfolgte die Bestellung bei Maschinenmeister Riggenbach, Zentralwerkstätte in Olten: Vertragsabschluss 1. August 1856 und Ablieferung bis 1. April 1857. Riggenbach war der Erfinder und Erbauer der Zahnradbahn auf die Rigi.

Vom Wassersammler neben der Lokomotivremise wurde das Wasser durch die Handpumpe in das 4,5 m über der Schienenoberkante errichtete Reservoir von 19,6 m^3 Inhalt befördert und durch eine 10-cm-Leitung an zwei Wasserkrane abgegeben. Zur Speisung der in der Remise eingestellten Lokomotiven wurde ein Hydrant mit Standrohr und Schlauch installiert. Das Reservoir und die Leitungen zu den Wasserkranen erwiesen sich als zu klein und benötigten 12 bis 18 Minuten zum Wasserfassen. Dadurch entstanden grosse Zugsverspätungen. Nebst einem weitern Wasserreservoir von 25 m^3 Inhalt wurden deshalb die Verbindungsleitungen zu den Wasserkranen auf 15 cm Durchmesser vergrössert.

Wegen Abnutzung der Handpumpe und Mangel an Arbeitskräften wurde 1893 eine Pulsometer-Anlage installiert, deren Betriebsdampf von Lokomotiven der Linie Herzogenbuchsee–Lyss bezogen wurde. Ab 15. Februar 1896 erfolgte die Lieferung des Wassers durch die inzwischen in Betrieb genommene örtliche Wasserversorgung aus der Quelle Wäckerschwend und dem Reservoir Wysshölzli. 1897 verlangt die Kommission für Wasser und Elektrizität für die Wasserabgabe eine Kontrolluhr. Preis 10 Rappen pro m^3!

Der Höhepunkt der Dampftraktion in der Schweiz ist im Jahre 1914 erreicht worden, als die SBB und die Privatbahnen 1588 Dampflokomotiven und Triebwagen besassen. Der 1913 gefasste Beschluss der SBB, auf die Beschaffung weiterer Dampflokomotiven zu verzichten, wurde durch die Kohlennot des Ersten Weltkrieges noch beschleunigt. Dampflokomotiven waren 1968 mangels elektrischer Lokomotiven auf Strecken und Rangieranlagen ohne Fahrdraht noch zu sehen. Die Diesellokomotive hat dem «Choli» den Todesstoss gegeben. Lange hatte die Dampflokomotive als Symbol für Kraft und Stärke gegolten. Sie schaffte ihre eigene Atmosphäre. Auch die heutige Generation hat Sehnsucht nach Verlorenem, nach alten Lokomotiven, nach Pfiff, Dampf, Rauch und Russ. Auf einer Nostalgiewelle hat die Dampfloko-



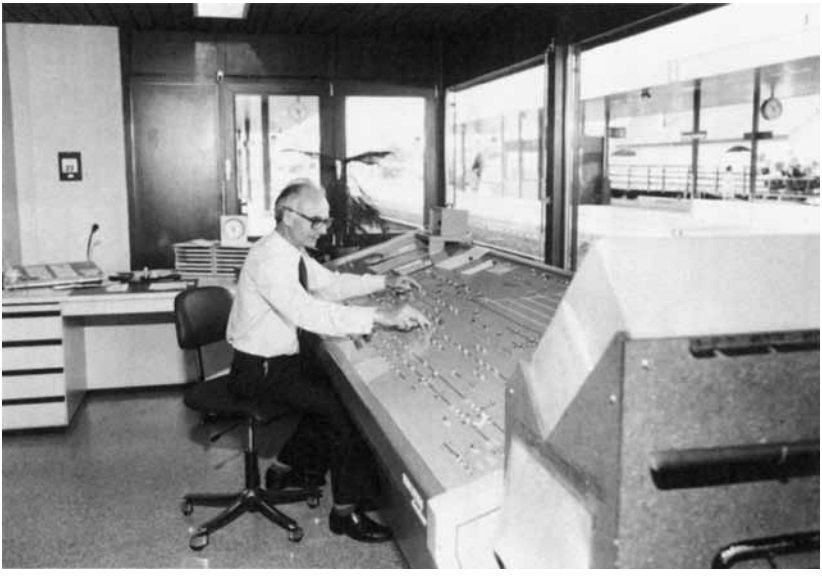
Vierte Lokomotive der Schweizerischen Centralbahn: S-C–B Nr. 4 «Olten». Tender-Lok 2/5 gekuppelt (2 Trieb- und 3 Laufachsen). System Ingerth, Lokomotiv-Fabrik Esslingen. Baujahr 1894. Später Nr. 6998 der SBB, ausrangiert 1905. Aus A. Moser: Der Dampfbetrieb der schweizerischen Eisenbahnen 1847–1966.

motive wieder Einzug gehalten. Dampffans und insbesondere die Vereinigung Eurovapor haben dafür gesorgt, dass einige Dampflokomotiven vor dem Hochofen bewahrt wurden. Die Dampflokomotive war die lebendigste, eindruckvollste und dramatischste Erfindung auf dem Gebiete der Technik. Mit der Elektrifizierung ging die Romantik des Dampfbetriebes verloren.

Der «Choli», auch Dampfross genannt, war der Stolz und Augapfel des Lokomotivführers. Nach Beendigung der Fahrt wurde die Lokomotive vor Witterungseinflüssen geschützt in das Depot gefahren zwecks kleiner Revisionen und Reinigungsarbeiten (Putzgrube) und zur Bereitstellung des Materials zum Anheizen. Immerhin seien die Nachteile der Dampflokomotive nicht verschwiegen: geringer Aktionsradius, grosses totes Gewicht der Vorräte, hohe Unterhaltskosten, lange Vorbereitungs- und Nacharbeitszeit, häufige Dienstaussetzungen für Kesselreinigung, geringe Überlastbarkeit.

Die Elektrifikation

Die Unwirtschaftlichkeit und die beschränkte Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit des Dampfbetriebes, ferner die Abhängigkeit vom Ausland in Krisen- und Kriegszeiten gaben Anlass zur Elektrifikation. Die Montage des



Domino-Stellwerk und elektrische Sicherungsanlagen. Gute Sicht auf die Geleiseanlagen.

Fahrdrahtes über den Schienen der Schweizer Bahnen ist vor allem auf die Kohlenteuerung und Kohlennot des Ersten Weltkrieges zurückzuführen.

Vor dem Krieg wurde erst auf wenigen Kilometern der Normalspurstrecken elektrisch gefahren, nämlich auf der von Anfang an elektrisch betriebenen Burgdorf-Thun-Bahn (41 km), welche am 21. Juli 1899 den Betrieb aufnahm, sowie auf dem BLS-Abschnitt Spiez–Brig (74 km). Der Kohlenmangel zwang 1916 die Bahnen zu empfindlichen Betriebseinschränkungen. Damals ruhte der Sonntagsverkehr praktisch vollständig. Die Elektrizitätserzeugung wurde zugunsten von bahneigenen Kraftwerken entschieden. 1916 kam der Bau der Kraftwerke Amsteg und Ritom. Die stark entwickelte Maschinenindustrie und der hohe Stand der Technik lieferten leistungsfähige Lokomotiven mit folgenden Vorzügen gegenüber dem Dampfbetrieb: Wirtschaftlichkeit, ununterbrochene Ausnützung, starke jährliche Parcourzahlen, kleiner Lokomotivbestand, beschleunigter Verkehr, Einmannsystem, Wegfall der Vorbereitungs- und Nacharbeiten.

Als erste zu elektrifizierende Linie wurde die Gotthardbahn gewählt, weil sie wegen ihrer starken Steigungen und ihrem langen Tunnel bei dem regen

Verkehr die grössten technischen Erleichterungen und die bedeutendsten wirtschaftlichen Vorteile erwarten liess. Seit 25. November 1925 wurde die Strecke Zürich–Bern durchgehend elektrisch befahren. Am 3. Oktober 1944 hob man auch den Dampfbetrieb auf der Linie Busswil–Herzogenbuchsee auf. Die eiserne Fachwerkbrücke über die Oenz wurde durch eine Steinbrücke ersetzt.

Die technische Entwicklung der elektrischen Streckenlokomotiven geht immer weiter. So wird die bei Talfahrten oder beim Anhalten zusätzlich erzeugte elektrische Energie in das Netz zurückgeleitet (elektrische Nutzbremse, Rekuperationsbremse). Am 11. Juni 1960 war die Verstromung des gesamten SBB-Netzes abgeschlossen. Die Elektrifikation wurde als nationale Notwendigkeit empfunden und war äusserst populär. Die SBB übernahmen Stromart und Spannung der Lötschbergbahn, also Wechselstrom mit einer Fahrdrahtspannung von 15 000 Volt. Dies ermöglicht eine rationelle Stromübertragung und -Zuführung.

Sicherheit des Bahnbetriebes

Die Betriebssicherheit stellt das höchste Gut der Eisenbahnen dar. Trotz Signalen und andern Einrichtungen kann aber auf menschliche Dienste nicht verzichtet werden. Zu den Sicherungsanlagen zählen Stellwerke, Weichen, Signale und die Barrieren. Am 16. Juni 1880 wurde in Bern das erste schweizerische Stellwerk durch zentrale Weichenstellung in Verbindung mit den Signalapparaten geschaffen. Bereits 1892 plante die Firma Schnabel und Henning, Maschinenfabrik in Bruchsal, eine analoge Anlage für Herzogenbuchsee. 1918 wurde ein Stellwerk mit drei dezentralisierten Bedienungsanlagen errichtet. Diese neuen mechanischen Stellwerke, die erst nach 1922 allmählich durch elektrische abgelöst wurden, erfüllten die sicherheitstechnischen Anforderungen voll und ganz. Sie boten aber wenig Bedienungskomfort und waren sehr personalintensiv.

Die mechanischen Apparate wurden in der Folge durch moderne Gleisbild-Stellwerke ersetzt. Die Technik ermöglicht es, Signale und Weichen in eine direkte gegenseitige Abhängigkeit zu bringen. Die modernste Weiterentwicklung vom Handbetrieb zur Elektronik wurde letzthin in Olten mit der Inbetriebnahme einer Spur-Plan-Stellwerkanlage mit vollgesicherten Rangier- und Zugfahrstrassen erreicht. Diese Anlagen ermöglichen eine noch

schnellere und sicherere Abwicklung des Betriebes. Die Sicherung von Folge- und Gegenfahrten auf der Strecke (zwischen zwei Stationen) kann grundsätzlich nur mit der Verknüpfung von Stellwerken, dem Streckenblock, erreicht werden. Der Bremsweg eines mit 125 km/h fahrenden Reisezuges beträgt bei horizontaler Fahrbahn etwa 800 m, bei 140 km/h sogar 1000 m. Diesen Bremswegen Rechnung tragend erhielten die Vor- und Hauptsignale in Herzogenbuchsee neue Standorte.

Die Anschlussgeleise

Die Einführung des neuen Verkehrsmittels Eisenbahn hatte eine revolutionäre Umwälzung der wirtschaftlichen und sozialen Struktur zur Folge: der Eisenbahnbau trug entscheidend zum Wirtschaftsaufschwung bei. Die Bewältigung grosser Verkehrsströme wurde augenfällig; im Blockzugs- und Wagenladungsverkehr wickeln sich die Transporte bei Versender und Empfänger über Geleiseanschlüsse ab. Geleiseanschlüsse sind das beste Mittel, Transporte zwischen Kundendomizil und Bahnhof rationell abzuwickeln. Eine gleichmässig erschlossene Industriezone konzentriert die Immissionen, entlastet eine Ortschaft vom Strassenschwerverkehr und schützt damit die Lebensqualität im Wohngebiet. Die Anschlussgeleise als Verbindungswege

Die neue Perronanlage. Links ein Zug nach Bern (Perron 1), Mitte ein Zug nach Olten (Geleise 2) und rechts ein Zug nach Solothurn (Geleise 3).

Südseite des Aufnahmegebäudes. Rechts vom Eingang der Abgang zum Zwischenperron als Rampe auch für Fahrstühle und Gehbehinderte. Der nur den Fussgängern vorbehaltene Platz vor dem Gebäude ist durch eine kleine Abstufung gekennzeichnet.

zu den Versendern und Empfängern beruhen auf einem aus dem Jahre 1874 stammenden, heute noch gültigen, jedoch revisionsbedürftigen Gesetz: eine Expropriationsmöglichkeit, ein Notwegrecht fehlt für private Geleiseanschlüsse, ebenso eine Sicherung der Nachanschliesser für den Fall, dass der Voranschliesser sein Gleis entfernt. Durch ein Anschlussgeleise mit dem Bahnhof Herzogenbuchsee direkt verbunden sind heute die Firmen Baubedarf AG, Haefliger AG, Mühlenwerke, Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften (VLG) und die Schokoladefabrik Fjord AG. An die Zweiglinie Herzogenbuchsee–Solothurn führen die Anschlussgeleise der Firmen: UFA-Mischfutterwerk (VLG) mit eigenem Dieseltraktor, Lanz-Ingold AG, Brennerei und Liqueurfabrik, Kiener & Wittlin AG, Stahl- und Eisenwarenhandlung und neuerdings die Mühlewerke Haefliger AG mit ihrer neuen Produktionsstätte und dem 77 Meter hohen Silo. Alle Anschlussgeleise sind unter dem Fahrdraht. Über solche Geleise werden im Versand und Empfang 85% des Schweizer Güterverkehrs befördert.

Der totale Umbau des Bahnhofes Herzogenbuchsee von 1979–1981

In neuester Zeit mussten auf der Ost-West-Transversale auch zwischen Bern und Olten Schwachstellen behoben werden. Probleme ergaben sich dabei durch die extrem starke Zugsfolge. Einige Streckenabschnitte sind nach heutigen Erkenntnissen schlecht trassiert, obwohl die Linienführung zur Zeit des Bahnbaus, die in der Regel den Höhenkurven folgte, optimal gewählt worden war. Nachteilig wirken sich heute auch die veralteten Sicherungsanlagen aus, ganz abgesehen davon, dass in einigen Bahnhöfen und Stationen Perrons fehlen.

Der Bau der neuen Entlastungsstrecke Olten–Rothrist in den letzten Jahren ist Bestandteil des Umbaus des Eisenbahnknotenpunktes Olten. Diese Linie bringt einerseits eine Abkürzung für die Züge Olten–Bern, und andererseits für die von den Zügen Ost–West und Nord–Süd befahrene Strecke Olten–Aarburg die notwendige Entflechtung.

1978 hatte der SBB-Verwaltungsrat für eine neue Sicherungsanlage und für Bahnhofergänzungen einen Kredit von ca. 18 Millionen Franken gesprochen. Es ging vor allem um den Bau eines Zwischenperrons und die Erhöhung der Durchfahrtsgeschwindigkeit von 80 auf 125 km/h.

Wie wir schon dargetan haben, musste wegen des Umbaues in Herzogenbuchsee die historische hölzerne Bahnhofhalle weichen, wie zuvor in Aarburg-Oftringen und seinerzeit in Burgdorf und in Langenthal. Das gab viel zu reden. Aber heute freut sich jedermann über die erneuerte und gut funktionierende öffentliche Bahnhofanlage.

Die neuesten Umbauarbeiten im Bahnhof Herzogenbuchsee sind aus dem vorliegenden Zeitplan (Baudaten) ersichtlich.

Ausbau Bahnhof Herzogenbuchsee

Umbau- und Ausbauarbeiten ausserhalb des Bahnhofgebäudes

– Demontage der alten Bahnhofhalle	April 1979–Mai 1979
– Lagerung der demontierten Bahnhofhalle in Herzogenbuchsee	Mai 1979–Juni 1981
– Transport der Bahnhofhalle nach Thun (Vaporama)	Juli 1981
– Montage des neuen Perrondaches auf dem Hausperron, im Bereiche des Aufnahmegebäudes	September 1980–März 1981
– Montage des neuen Perrondaches Zwischenperron	

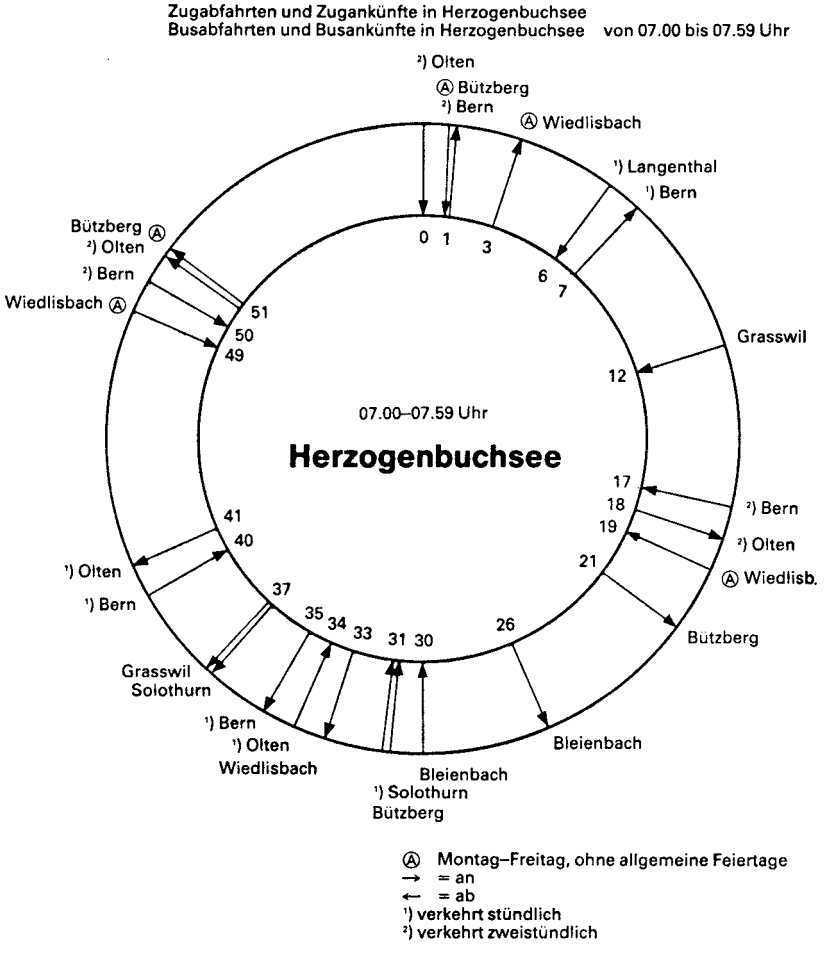
Hier wird die Bahnhofstrasse als verbindendes Element Bahnhof–Dorf besonders hervorgehoben, auch der Bahnhofplatz.

– Montage des neuen Perrondaches Zwischenperron	März 1981–Juni 1981
– Bau Personenunterführung 1. Teil (Seite Bahnhofgebäude)	August 1979–Februar 1980
– Bau Personenunterführung 2. Teil (Seite Zwischenperron)	Dezember 1980–Mai 1981
– Bau des Hausperrons im Bereiche des Aufnahmegebäudes	Juli 1980–Oktober 1980
– Eröffnung des Hausperrons mit neuem Gleis 1	22. Oktober 1980
– Bau des Zwischenperrons und SBB-Teil Bahnhofplatz	November 1980–Mai 1981
– Eröffnung Zwischenperron mit den neuen Gleisen 2, 3 und 4 auf den Fahrplanwechsel	Mai 1981

Umbauarbeiten im Bahnhofgebäude (Aufnahmegebäude)

– Umbauarbeiten 1. Bauetappe: Mai 1979 – Oktober 1979
  Keller: Erstellen der Unterkellerungen für die neuen Kabeleinführungen
  Erdgeschoss: Umbau des alten Gepäckraumes in ein neues Stationsbüro mit Stellwerkvorbau inkl. Umbau der Schalterhalle und des Wartsaals Obergeschoss: An Stelle der auf der Nordseite gelegenen Wohnung werden Relaisräume für die Sicherungsanlage eingebaut.
  Dachstock: Einbau eines Klimaapparateraumes
  Abbruch des mechanischen Stellwerkes und Inbetriebnahme des neuen Domino-Stelltisches und der neuen elektr. Sicherungsanlagen: 30./31. August 1980
– Umbauarbeiten 2. Bauetappe: Oktober 1980–April 1981
  Erdgeschoss: Das alte Stationsbüro wird als Gepäckraum umgebaut. Einbau des Vorstandbüros, eines Reservebüros und der WC-Anlage
– Montage der Wartekabine auf dem Zwischenperron: April 1981
– Abschlussfeier zur Beendigung der Bauarbeiten mit dem Gemeinderat Herzogenbuchsee: 21. Mai 1981

Perron 1 und 2 mit Überdachung. Auffallend gegenüber dem früheren Zustand sind die vereinfachten Fahrdrahtaurhängungen. Auf Perron 2 wurden eine heizbare Wartekabine und andere Sitzgelegenheiten erstellt.



An- und Abfahrten gemäss Taktfahrplan für die Dauer einer Stunde.

Bei der neuen grossen Sanierung des Bahnhofes von 1981 ist der Erhaltung der wertvollen Bausubstanz aus der Frühzeit der Eisenbahn Rechnung getragen worden. Diesem Ausbau mit der Neuanlage der Geleise, der Perronüberdachung und der Unterführung wird in den nächsten Jahren eine Neugestaltung des Bahnhofplatzes folgen, der zu einem Zentrum für die öffentlichen Verkehrsmittel ausgebaut werden soll. Ferner sind für die Bahnkunden Parkplätze zu schaffen.

Durch die Eisenbahn und den Anschluss an ihren Schnellverkehr weist Herzogenbuchsee alle Voraussetzungen auf für eine gute Entwicklung und Tätigkeit von Handel und Industrie. Wegen günstigen Bedingungen weist der Bahnhof einen grossen Pendlerverkehr auf; der Arbeitsort lässt sich leichter wechseln als der Wohnort. Seit Einführung des Taktfahrplanes auf den 23. Mai 1982 fahren die SBB täglich über 210 000 Zugskilometer oder 37 000 mehr als bisher. Durch systematische und zielbewusste Pflege des Marketings ist die Einführung des Taktfahrplanes möglich geworden.

Der Bahnhof gilt heute als wichtiges Zeugnis und Symbol des technischen Zeitalters und der Industriegesellschaft. Er ist auch der Ort, wo Disziplin und Pünktlichkeit allgemein gültige Normen sind. Die Tätigkeiten hinter den Kulissen dieser Verkehrsfabrik sind dem Publikum meistens nur wenig bekannt.

Nicht unerwähnt sei ein Projekt der Umfahrung der überlasteten Strecke Bern–Zollikofen. Dieser Neubau muss im Zusammenhang mit dem Doppelspurausbau der Lötschbergroute gesehen werden. Das neue Projekt, Abschnitt Bern–Hindelbank, ist nicht als Neuanlage, sondern als Sanierungsstrecke geplant. Künftig sollen vermehrt Transitgüterzüge über die ausgebaute Lötschbergroute statt über die überlastete Gotthardachse in Richtung Süden geführt werden. Mit einem 5 km langen Grauholztunnel bringt dieser Plan eine Verkürzung der Strecke Bern–Zollikofen von 1,3 km für die von 350 Zügen befahrene Linie Bern–Zürich.

Dr. h.c. Robert Moser von Herzogenbuchsee der grosse Eisenbahningenieur (1838–1918)

Der vorstehende Beitrag über die Entwicklung der Eisenbahn in Herzogenbuchsee darf nicht abgeschlossen werden, ohne eines Mannes zu gedenken, der sich als Ingenieur der Frühzeit sehr verdient gemacht hat.

Robert Moser wuchs als Zweitältester von zwölf Geschwistern auf. Als Sohn wohlhabender Eltern, des Samuel Friedrich Moser und der Maria Amalie, geb. Gugelmann, von Attiswil, einer Arzttochter, wurde er am 4. April 1838 auf dem Familienbesitz Scheidegg in Herzogenbuchsee, seinem Bürgerort, geboren. Sein Vater war noch mit Jeremias Gotthelf befreundet. 1854–1859 besuchte Robert Moser die obere Industrieschule in Zürich und

Dr. h.c. Robert Moser, 1838–1918

dann das eidg. Polytechnikum. Die Ferien verbrachte Robert mit seinem älteren Bruder Emil, dem späteren Grosskaufmann, Fabrikant, Oberst, Nationalrat und Gemeindepräsident, im Vaterhaus Scheidegg. Dabei wurden allerlei Arbeiten, Vermessungen und Weganlagen für das väterliche Gut und die Gemeinde ausgeführt. Maria Waser schildert Robert Moser als ernsthaften, wortkargen Knaben, früh schon zur Tat und zu eigenem Denken neigend. 1859 begann er seine berufliche Tätigkeit auf dem technischen Bureau der Stadt Basel. Er war bei der Birskorrektion tätig, half die alten Schanzen schleifen, neue Quartiere projekrieren, den Rheinquai bauen.

1860 begann sein Wirken beim Eisenbahnbau, womit seine Lebensarbeit als Eisenbahnfachmann eingeleitet wurde. Er trat in den Dienst der bernischen Staatsbahnen und war Bauleiter für die Strecke Schwenden (Nähe von Schüpfen)–Zollikofen. Auch baute er Eisenbahnen in Württemberg und in Ungarn. 1872 wurde er Oberingenieur der Schweizerischen Nord-Ost-Bahn. Wegen finanziellen Schwierigkeiten dieser Bahn musste die Bautätigkeit eingestellt werden, und Moser trat als Oberingenieur zurück. Die Trauung mit Cleophea Dorothea Henriette geb. Blass fand am 12. März 1874 in Olten statt. 1879–1883 treffen wir ihn mit seiner Familie in Altdorf, wo er sich als leitender Ingenieur und Teilhaber einer Bauunternehmung am Bau der Nordrampe der Gotthardbahn Flüelen–Göschenen betätigte. Bis zur Fertigstellung der Linien im Jahre 1882 und nachher bei der Durchführung der Abrechnung hat Robert Moser diese grosse Unternehmung geleitet.

Von 1888 hinweg ist er wieder Oberingenieur der Schweizerischen Nord-Ost-Bahn und mit dem Bau der rechtsufrigen Zürichsee-Bahn, der Linien Koblenz–Stein, Eglisau–Schaffhausen, Thalwil–Zug beschäftigt. Ein Grossteil der Arbeit als Oberingenieur der NOB hat Moser naturgemäss der Bahn-

hofanlage von Zürich, wo die Linien der NOB zusammenliefen sowie den Bahnhöfen und Stationen überhaupt gewidmet. Moser lag sowohl die Projektierung als auch die Bauausführung ob. 1905 verlieh die philosophische Fakultät der Universität Zürich Robert Moser in Würdigung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Ingenieurwissenschaften, insbesondere des Eisenbahnbaus, die wohlverdiente Doktorwürde. Dr. Moser war der letzte der alten Eisenbahnergarde, die aus leitenden Stellungen der verstaatlichten Privatbahnen hervorgegangen war. Es galt daher als selbstverständlich, dass er vom Bundesrat als Mitglied des Verwaltungsrates der SBB gewählt wurde. In dieser Behörde, der er bis zu seinem Lebensende angehörte, hat Moser dem Unternehmen grosse und wertvolle Dienste geleistet. Er hinterliess dort eine unausfüllbare Lücke. Leider wurde sein Rat nicht immer beachtet, was ihn oft schmerzte. Trotzdem wurde Dr. Moser nie müde, das zum Ausdruck zu bringen, was er einmal als richtig erkannt hatte. Er war von einer seltenen Unabhängigkeit des Charakters. 1895 tritt er zurück – nicht in den Ruhestand, sondern in die freie Privatarbeit als Ingenieur-Experte. Als solcher war er allgemein anerkannter Führer in Eisenbahnfragen. Seinem Privatbureau entstammten Projekte für die Schmalspurbahnen Chur–Thusis, die Albulabahn bis Bevers, Filisur–Davos, Reichenau–Ilanz–Disentis und Bière–Morges, die Normalspurbahnen Wattwil–Rapperswil (Rickenbahn), die Bodensee-Toggenburg-Bahn und andere. Er galt mit Recht als der grösste Eisenbahningenieur, den die Schweiz bisher gehabt hat, ein grosser Schöpfer, ein wahrer «Bahnbrecher» wichtiger Verkehrswege (Prof. Albert Heim). Grosses Können schafft stets wachsende Pflichten, und so wurde Dr. Moser, der sich als besonders begabter und praktisch veranlagter Eisenbahnfachmann ausgewiesen hatte, von Bundesrat Zemp 1895 für die Vorbereitungen der grossen Verstaatlichungsaktion in seinen Stab berufen, der Vorarbeiten zum Bundesgesetz über das Rechnungswesen der Eisenbahnen zu leisten hatte. Mit diesem Gesetz wurde die Verstaatlichung der Hauptbahnen eingeleitet. Diese Arbeit und die Spezialberichte Mosers über die Verstaatlichung selbst waren Musterleistungen, die den politischen Behörden ihre schwierige Aufgabe bedeutend erleichtert haben.

Robert Moser setzte sich auch für die industrielle Belebung und Hebung seines Heimatdorfes Herzogenbuchsee ein, für das er viele Opfer brachte. Er bewahrte stets eine echte Anhänglichkeit zu seinem väterlichen Gut «Scheidegg». Er hatte sich in den letzten Jahren einen Sommersitz eingerichtet und hat in dieser Zeit allen öffentlichen Angelegenheiten der Gemeinde, nament-

lich den Verkehrsfragen reges und uneigennütziges Interesse entgegengebracht, das sich wiederholt auch in grösseren Vergabungen zeigte. Die Erhaltung und Förderung der Seidenbandweberei der Familie Moser lag dem um sie bemühten Verwaltungsratspräsidenten besonders am Herzen. Am 20. Januar 1918 starb Robert Moser an einer Lungenentzündung. Der Unermüdliche ruht nun auf dem Friedhof Realp unter einem mächtigen Findling, der im Hof der «Scheidegg» gestanden hatte. Diesen erratischen Block hatte man am Hochzeitstag Robert Mosers vom väterlichen Acker auf den umfriedeten Hof der alten «Scheidegg» verpflanzt.

Quellen und Literatur

Jahrbuch des Oberaargaus:
– Karl Rolli, Die Entwicklung des oberaargauischen Verkehrswesens (1959).
– Willy Sägesser, Der Bahnhof Langenthal, Kleine Eisenbahngeschichte des Oberaargaus (1974).
– Karl H. Flatt, 100 Jahre Gäubahn (1976) I. Teil.
– Fritz Kasser, Samuel Friedrich Moser, von Herzogenbuchsee 1808–1891 (1980).
– Max Dietrich, 60 Jahre Oberaargauische Automobilkurse AG (OAK) (1971). SBB-Nachrichtenblatt:
– Paul Stäuble, Luzern, 100 Jahre Gäubahn (1977).
– Paul Stäuble, Luzern, 100 Jahre Station Derendingen (1971).

Hansrudolf Schwabe, Schweizer Bahnen damals, Basel 1974.
E. Schenker und Mitarbeiter, Die Geheimnisse der Eisenbahn, Basel 1955.
Alfred Moser (Oberlokomotivführer): «Der Dampfbetrieb der Schweizerischen Eisenbahnen 1847–1966, Nachdruck der 4. Aufl. 1967 Birkhäuser Verlag Basel.
Generaldirektion der Schweizerischen Bundesbahn: 100 Jahre Schweizer Eisenbahn. Fretz & Wasmuth AG Zürich 1947.
Ernst Mathys, Bibliothekar SBB, Männer der Schiene 1847–1947.
Ralf Roman Rossberg, ‹Vom Reiz der Eisenbahn›. Buchclub Ex Libris, Zürich, 1979.
Benteli Verlag Bern 1974, Das war der alte Bahnhof.
Rolf L. Temming, Illustrierte Geschichte der Eisenbahn, Schweizer Buchzentrum 1976.
J. Hardmeyer, Europäische Wanderbilder, Die Gotthardbahn.
Faksimileausgabe der Originaledition Zürich 1888, Orell Füssli Zürich, 1979.
Schweiz. Verkehrszentrale 50. Jahrgang: Das Eisenbahnkreuz von Olten, 1977 November.
William Wenger, Eisenbahnen der Welt. Mondo Verlag 1969.
Werner Stutz, Bahnhöfe der Schweiz. Verlag Berichthaus Zürich, 1976 (vergriffen).
Hans Peter Bützer/Mark Jeker, Grosser Eisenbahnatlas. Kümmerli & Frey, Bern, 1980.
Anton Eggermann: Die Bahn durch den Gotthard. Orell Füssli Verlag, Zürich, 1981.
Felix Moeschlin: Wir durchbohren den Gotthard. Ex Libris, Zürich, 1957.

Le Temps des Gares: Katalog der Ausstellung im Centre de Création Industrielle Georges Pompidou, Paris. In bescheidenem Rahmen wurde die Ausstellung in Lausanne wiederholt 1981 im Palais de Beaulieu.

Fritz Leuenberger, Rund um den Bahnhof Herzogenbuchsee. In Jubiläumsausgabe, «100 Jahre Berner Volkszeitung 1857–1957», 1. Juli 1957.

Protokolle des Gemeinderates und der Gemeindeversammlung Herzogenbuchsee.

Zu Dank verpflichtet bin ich für die wertvollen Hinweise und Angaben sowie für die mir zur Verfügung gestellten Unterlagen:

– Der GD der SBB in Bern: Herrn Beat Schildknecht, Sektionschef Hochbauabteilung, Herrn Hans Wägli, Bibliothekar.
– Der Kreisdirektion II der SBB Luzern: Herrn Hermann Barth, Chef der Bauabteilung, Herrn Werner Schäfer, Sektion Hochbau, Leiter des Umbaus, Herrn Paul Stäuble, Bibliothekar & Sekretariat
– Der Station Herzogenbuchsee: Herrn Vorstand Paul Luder und dem Stationspersonal.
– Herrn Urs Zaugg, Grafiker, Herzogenbuchsee, für das Bildmaterial.

Herrn Werner Staub, Schulinspektor, und Herrn Dr. phil. Karl H. Flatt danke ich für die Durchsicht dieser Arbeit.

DIE REGION OBERAARGAU ERHÄLT EIN NEU KONZIPIERTES VERKEHRSNETZ

ULRICH SINZIG

Das bestehende Verkehrsnetz und seine Mängel

Der Oberaargau, eingebettet zwischen Jura und Emmental, wird seit jeher von den grossen mittelländischen Verkehrsadern durchquert. Es sind dies heute:

– die SBB-Strecken Bern–Olten und Biel–Olten
– die Nationalstrasse N1 Bern–Zürich/Basel
– die Hauptstrasse T1 Bern–Zürich.

Im Verlauf der Zeit entstanden eine Reihe von Bahn- und Buslinien als Zubringer zu den SBB-Linien und zur Erschliessung des Regionsgebietes.

Bahnlinien:
Solothurn–Wiedlisbach–Niederbipp
Langenthal–Aarwangen–Niederbipp
Langenthal–Roggwil–Melchnau

Buslinien:
Herzogenbuchsee–Wangen–Wiedlisbach–Farnern
Herzogenbuchsee–Seeberg–Koppigen
Herzogenbuchsee–Bleienbach–Langenthal
Langenthal–Bützberg–Thunstetten

Dieses historisch gewachsene Netz weist jedoch strukturelle Mängel auf:

– Teilweise lange Anmarschwege zu den Haltestellen
– Lange Fahrzeiten
– Ungünstige Linienführungen
– Fehlende Verbindungen

Bedingt durch die ständig zunehmende Motorisierung und die teilweise mangelhafte Erschliessung mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist der Anteil des öffentlichen Verkehrs im Verlaufe der Jahre ständig gesunken. Wie eine Erhebung im Raum Roggwil/Melchnau gezeigt hat, benutzten nur noch 8% der Verkehrsteilnehmer die Bahn oder den Bus.

Planung des öffentlichen Verkehrs

Zur Strukturverbesserung wurden im Rahmen der Regionalplanung Oberaargau und aufgrund von Interventionen des Bundes und des Kantons Bern Konzeptstudien für den öffentlichen Verkehr in Auftrag gegeben. Sie gliedern sich in zwei Teilaufgaben:

– Neukonzipierung des Busnetzes der Oberaargauischen Automobilkurse
– Verbesserung des öffentlichen Verkehrs im Raum Langenthal–Roggwil–Melchnau

Bei der Planung wurde von klar formulierten Zielsetzungen ausgegangen:

– Verbindung der Subzentren mit dem Regionalzentrum Langenthal
– Verbindung der Regionsgemeinden mit den Subzentren Herzogenbuchsee, Wangen, Wiedlisbach und dem Regionalzentrum Langenthal
– Verbesserung der örtlichen und zeitlichen Verfügbarkeit der öffentlichen Verkehrsmittel
– Optimaler Einsatz der vorhandenen Mittel
– Ausrichtung der Fahrpläne auf das neue Reisezugskonzept der Schweizer Bahnen.

Neukonzipierung des Busnetzes der OAK

Die Planungsstudie begann mit der Ausarbeitung und Evaluation verschiedener Netzvarianten. Besondere Beachtung wurde der Verknüpfung mit dem überregionalen Netz und den Regionallinien geschenkt, was in Anbetracht der zahlreichen Verknüpfungspunkte kein leichtes Unterfangen darstellte. Neben der Erfüllung der regionalplanerischen Zielsetzungen weist das neue Linienkonzept der OAK folgende betriebliche Merkmale auf:

– Anwendung eines konsequenten Taktes auf der Stammlinie Wiedlisbach–Langenthal
– Ausrichtung der Fahrpläne der Nebenlinien auf die aktuellen Transportbedürfnisse
– Einsatz von Fahrpersonal und Rollmaterial mit möglichst kleinen Warte- und Wendezeiten. Auf der Stammlinie betragen zum Beispiel die Aufenthaltszeiten an den Endpunkten zusammen 6 Minuten bei einer Umlaufzeit von 120 Minuten.

Abbildung 1 zeigt das aus dem Variantenvergleich hervorgegangene Netz mit dem vorgesehenen Kursangebot auf den verschiedenen Linien.

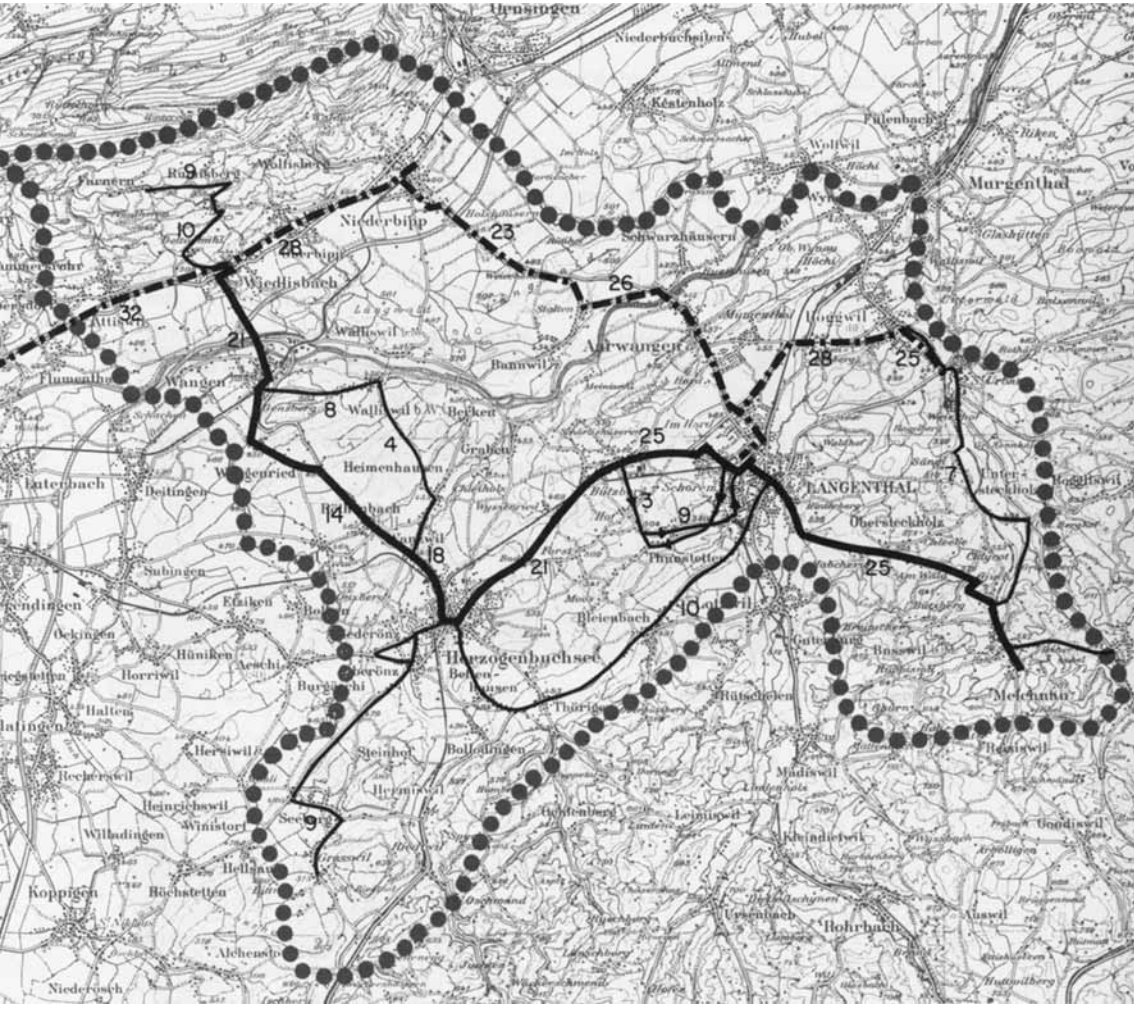


Abb. 1: Das öffentliche Verkehrsnetz der Region Oberaargau. Punktiert: Untersuchungsgebiet. Strickpunktiert: Bahnlinien OJB/SNB. Dicke Linie: OJB/OAK (Stammlinie). Dünne Linie: OAK. Dünne Linie mit Ziffer 7: Buslinie OJB/PTT. Ziffern (z.B. 24): Anzahl Kurspaare pro Werktag. Reproduktion mit Bewilligung des Bundesamtes für Landestopographie vom 30. 8. 1982.

Die bestehende Bahnlinie nach Melchnau konnte die Verkehrsbedürfnisse nur mangelhaft befriedigen, da
- der Umweg über Roggwil lange Fahrzeiten bedingt
- die Anmarschwege zu den Haltestellen teilweise sehr lang sind
- ein grosser Teil des Gebietes nicht erschlossen ist.

Trotz erheblicher Erhöhung des Kursangebotes bei Einführung des Taktfahrplanes OJB/SNB konnten, im Gegensatz zu den anderen Strecken, auf der Teilstrecke St. Urban–Melchnau keine Frequenzsteigerungen festgestellt werden.

Das bestehende öffentliche Verkehrsnetz weist damit keine genügende Bedienungsqualität auf. Zudem müssen in nächster Zeit beträchtliche Investitionen für die Strecke St. Urban–Melchnau vorgenommen werden.

Die Studien begannen mit einer umfassenden Verkehrserhebung mit folgenden hauptsächlichen Resultaten:
- Ein geringer Anteil des öffentlichen Verkehrs am Gesamtverkehr
- Eine im Vergleich zu ähnlichen Gebieten unterdurchschnittliche Anzahl Reisende pro Einwohner
- Ein hoher Verkehrsanteil der Firmenbusse
- Eine deutliche Ausrichtung der Wunschverbindungen nach der Ortsmitte von Langenthal.

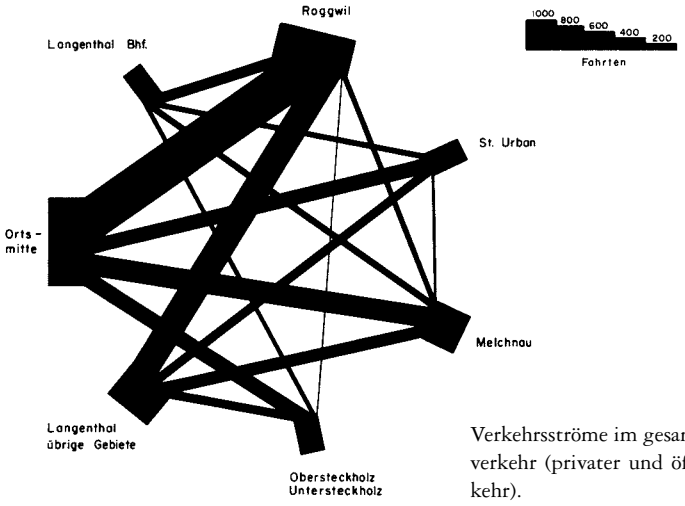
Aufgrund dieser Resultate wurden fünf Verkehrsnetze für kombinierte Bahn-/Bussysteme und reine Bussysteme aufgezeichnet. Die Beurteilung dieser Netzvarianten erfolgte in einem detaillierten Bewertungsverfahren mit den Kriterien Bedienungsqualität (Kursdichte, Reisezeiten, Umsteigeverhältnisse, Fahrkomfort), Passagierfrequenzen, Kosten und Realisierbarkeit. Die Vergleichsrechnung ergab für alle Varianten eine stark verbesserte Bedienungsqualität gegenüber dem Ist-Zustand sowie Kosteneinsparungen. Als Bestvariante wurde das folgende Verkehrsnetz ermittelt:
- Bahnlinie Langenthal–Roggwil–St. Urban
- Buslinie (Wiedlisbach–Herzogenbuchsee)–Langenthal–Obersteckholz–Melchnau
- Buslinie (Zell)–Altbüron–Melchnau–Untersteckholz–St. Urban–Roggwil

Zugführungswagen OJB und Reisecar OAK in Wiedlisbach.

Mit der Umstellung der Bahnstrecke St. Urban–Melchnau kann die Attraktivität des öffentlichen Verkehrs im gesamten bedienten Raum bedeutend gesteigert werden.

Vergleich der Reisezeiten (Marschzeiten und Fahrzeit)

	Bahn	Bus
Melchnau Station–Langenthal Bahnhof	23 Minuten	14 Minuten
Melchnau Oberdorf–Langenthal Gemeindehaus	48 Minuten	17 Minuten
Melchnau Sunnhalde–Seminar	43 Minuten	36 Minuten
Busswil–Spital Langenthal	50 Minuten	35 Minuten
Melchnau Station–Im Hard	22 Minuten	26 Minuten
Im Gjuch–Langenthal Gemeindehaus	32 Minuten	13 Minuten



Verkehrsströme im gesamten Personenverkehr (privater und öffentlicher Verkehr).

Auswirkungen der Neukonzipierung am Beispiel der Gemeinde Melchnau

Die Umstellung einer Bahnlinie auf Bus bedeutet für jede Gemeinde einen grossen Eingriff in die bestehenden Verhältnisse. Auch in Melchnau geniesst die Bahn einen hohen Stellenwert, obschon sie verhältnismässig wenig benutzt wird.

Mit dem neuen Konzept kann die Gemeinde Melchnau jedoch wesentlich besser erschlossen werden. Die Vorteile der direkten Buslinie nach Langenthal sind:

– Verkürzung der Anmarschwege, da die Buslinie in Melchnau bis ins Oberdorf fährt und in Langenthal die Ortsmitte bedient.
– Verkürzung der Fahrzeiten. Für die Strecke Melchnau Station–Langenthal SBB benötigt die Bahn 23 Minuten, der Bus 14 Minuten.
– Bessere Berücksichtigung der regionalen Verkehrsbedürfnisse.

Demgegenüber steht der als geringer eingestufte Komfort der Busse. Dank den offensichtlichen Vorteilen der direkten Buslinie und einer umfassenden Information und Orientierung der Behörden und der Bevölkerung konnten die Melchnauer mehrheitlich für das vorgeschlagene Konzept gewonnen werden.

20 JAHRE UMFAHRUNGSSTRASSE ATTISWIL

Der Lohn für langen Kampf

FRITZ GREUB

Am 8. August 1962 «wurde es still im Dorfe Attiswil». So liess sich ein damaliger Zeitungsbericht vernehmen. Wie kam es zur Umfahrungsstrasse? Im Jahre 1956 wurde in Attiswil eine Flurgenossenschaft gegründet zum Zwecke einer Güterzusammenlegung. Zu einem Zeitpunkt also, wo der Motorfahrzeugbestand und damit der Verkehr auf unseren Strassen beängstigend anstieg. Die kurvenreiche Strasse durchs Dorf Attiswil bot viele Gefahrenquellen, und es verging kaum eine Woche ohne Unfall. Der Engpass bei der Siggernbrücke war besonders berüchtigt. Der Gemeinderat war sich einig, dass gegen diese Verkehrsmisere etwas getan werden musste und mit der Güterzusammenlegung die Zeit gekommen war, auch dieses Problem zu lösen.

In Voraussicht der Entwicklung des motorisierten Verkehrs gelangte der Gemeinderat am 5. November 1956 mit einem Gesuch zur Erstellung einer Umfahrungsstrasse an den Kreisoberingenieur zur Weiterleitung an die Kantonale Baudirektion.

Nicht aufgeben

Die Antwort blieb 4 Monate aus. Nach Anfrage kam am 2. März 1957 der Bescheid der Baudirektion mit folgendem Hinweis: «Die geplante Autobahn Solothurn–Egerkingen wird die Jurafuss-Strasse wesentlich entlasten. Der verbleibende Verkehr ist Orts- und Lokalverkehr. Er wird also andern Charakter aufweisen als der auf der neuen Fernverkehrsstrasse rollende Schnell- und Schwerverkehr. Aufgrund dieser Überlegungen wäre für Attiswil keine Umfahrungsstrasse erforderlich.» Diese abschlägige Antwort entmutigte den Gemeinderat keineswegs, im Gegenteil, jetzt galt es, den ungleichen Kampf – David gegen Goliath – zu gewinnen.

Zunächst wurde nach Verbesserungen innerhalb des Dorfes gesucht. In der Planung standen eine Geradelegung der Durchgangsstrasse nach dem

Siggernübergang bis zum Dorfeingang, eine Trottoiranlage durch das Dorf mit Fussgängerunterführung und schliesslich eine Parallelstrasse zur bestehenden Durchgangsstrasse mit einem Häuserabbruch und einer Unterführung für den landwirtschaftlichen Verkehr. Alle diese Varianten hätten der Gemeinde grösste Kosten verursacht, während der Staat mit Subventionen davongekommen wäre. Der Gemeinderat konnte sich mit bloss kosmetischen Verbesserungen nicht einverstanden erklären. Es war beileibe nicht das, was er sich von einer Verkehrssanierung erhoffte und versprach.

Durch den Umstand, dass die Gemeinde Attiswil inzwischen das Heimwesen Bachmatt kaufen konnte und damit in der Lage war, den Landwirten eventuell Realersatz zu bieten, wurde das Ingenieurbüro Wenger in Herzogenbuchsee beauftragt, zuhanden der Baudirektion des Kantons ein neues Projekt mit einer vollständigen Umfahrung des Dorfes auszuarbeiten. Der Gemeinde kam gelegen, dass zwischen den Kantonen Bern und Solothurn für Mehraufwendungen wegen der SNB im solothurnischen Abschnitt St. Katharinen–Riedholz Auseinandersetzungen stattfanden. Durch geschickte Diplomatie des Gemeinderates Attiswil konnte der solothurnische Regierungsrat Stampfli bewegt werden, mit dem Ausbau der Kantonsstrasse vor Flumenthal Halt zu machen und mit dem Weiterbau solange zuzuwarten, bis der Kanton Bern über die Umfahrungsstrasse Attiswil entschieden hatte. Dieses «Gibst-du-mir,-so-geb'-ich-dir»-Spiel klappte ausgezeichnet und zwang den Kanton Bern zum Handeln. Auch drängte die Flurgenossenschaft Attiswil, die ihrerseits mit der Güterzusammenlegung nicht weiterfahren konnte.

Der Durchbruch

1959 trat auch das Verkehrskomitee des Bipperamtes auf den Plan, um eine generelle Sanierung der Jurafusslinie durch das Bipperamt zu diskutieren. Zur weiteren Prüfung der Angelegenheit wurde ein Ausschuss ernannt, dem die Gemeindepräsidenten von Attiswil, Wiedlisbach, Ober- und Niederbipp, Direktor Mathys von der OJB und Ing. Wenger angehörten.

Am 3. September 1959 schlug die Sternstunde für die Umfahrungsstrasse Attiswil. Anlässlich einer Sitzung des erwähnten Ausschusses mit dem Kreisoberingenieur erklärte der Gemeindepräsident von Niederbipp, eine Umfahrung komme für Niederbipp nicht in Frage, höchstens ein Ausbau der Kantonsstrasse im Bereich Dürrmühle; Oberbipp war bereits umfahren und

Umfahrung Attiswil. Überführung bei der Kirche. Im Hintergrund der Weissenstein.

legte lediglich Wert auf eine Überführung. Der Gemeindepräsident von Wiedlisbach erklärte, seine Gemeinde lehne eine Umfahrung ab, da vor allem das Gewerbe dagegen sei. Attiswil vertrat vehement sein Interesse an einer Umfahrung. Mit diesen Feststellungen lag das Konzept einer Sanierung der Jurafusslinie im Bipperamt klar zutage, und die Umfahrungsstrasse in Attiswil war so gut wie gesichert. An der Gemeindeversammlung vom 19. Oktober 1959 erklärte sich Attiswil mit der Abtretung von 29 a Gemeindeland an den Staat einverstanden.

Doch waren noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Mit Datum vom 4. März 1960 verlangte ein von 82 Stimmberechtigten unterzeichnetes Initiativbegehren vom Gemeinderat folgendes: 1. Der Einwohnergemeinderat hat unverzüglich alle notwendigen Schritte bei den staatlichen Behörden zur Verhinderung der vorgesehenen Umfahrung des Dorfes Attiswil vorzukehren. 2. Die Einwohnergemeinde Attiswil hat für eine Umfahrung des Dorfes Attiswil kein Land zur Verfügung zu stellen. 3. Der Ausbau der be-

stehenden Staatsstrasse durch das Dorf Attiswil ist nach bester Möglichkeit zu fördern.

An einer orientierenden Gemeindeversammlung vom 28. März 1960 zog der Initiant nach eingehender Berichterstattung durch den Gemeindepräsidenten seine Initiative zurück. Am 2. Juni 1960 erfolgte die öffentliche Planauflage, und am 21. Oktober des gleichen Jahres wurden die Pläne genehmigt. Die Bauausschreibung wurde am 15. Februar 1961 publiziert, und anderthalb Jahre später war das Werk vollendet. Mit drei Unterführungen, eine davon auf solothurnischem Gebiet, und einer Überführung zieht die Umfahrungsstrasse südlich ums Dorf herum.

Kein «verschlafenes Nest»

Am 8. August 1962 wurde die als Autostrasse ausgebaute Umfahrungsstrasse dem Verkehr übergeben. Seither rollt der Durchgangsverkehr, der bei normalen Verhältnissen rund 8000 Motorfahrzeuge täglich beträgt, um das Dorf herum. Die Wohnqualität und die Verkehrssicherheit haben mit dem Bau der Umfahrungsstrasse enorm zugenommen. Doch «still» ist es im Dorf trotzdem nicht geworden.

Allein der Ortsverkehr hat etwa um das 20fache zugenommen. Auch von einem «verschlafenen Nest», wie es die Gegner der Umfahrungsstrasse vorausgesagt hatten, kann keine Rede sein. Das Dorf hat sich in den letzten 20 Jahren gut entwickelt.

Aus: «Berner Rundschau» 7. August 1982

UMFAHRUNGEN VON WANGEN UND WIEDLISBACH

Verkehrs bauten im Gefolge der Nationalstrasse N1

KONRAD MEYER-USTERI

Der Verkehr in Wangens Geschichte

Strassenverkehr und Flussschiffahrt spielten in der Geschichte von Wangen a.d.A. seit Alters her eine wichtige Rolle. Man darf wohl behaupten, dass Wangen als befestigter Platz an einem *Flussübergang* seine Entstehung überhaupt dem Verkehr verdankt. Die römische Jurafussstrasse zwischen Olten und Solothurn dürfte allerdings nördlich von Wangen verlaufen sein. Von dieser Strasse ist heute noch ein Zeuge vorhanden: im Lapidarium der Jesuitenkirche in Solothurn berichtet ein römischer Meilenstein mit gut lesbarer Inschrift über die Taten des Kaisers Marc Aurel und gibt die Distanz zur damaligen Hauptstadt, d.h. nach Aventicum (Avenches) an. – Von *Schiffahrt und Flösserei* auf der Aare zeugen in Wangen Salzmagazine und Zollhaus aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Die direkte Strasse des damals mächtigen Bern führte nach Basel über Wangen und über den oberen Hauenstein. Bereits 1367 wird in einer Urkunde des Grafen von Neuenburg-Nidau erstmals eine Aarebrücke erwähnt. 1408–1798 ist Wangen befestigter Platz der bernischen Landvögte. Nicht ganz selbstverständlich ist es, dass die kleine Stadt ihre Bedeutung als Amtssitz bis in die heutige Zeit zu bewahren vermochte. Von den historischen Bauten sind erhalten und in Funktion geblieben: das vor wenigen Jahren renovierte Amtshaus für die Bezirksverwaltung, die 100 Meter lange, hölzerne Aarebrücke, die eben restaurierte Kirche, die erwähnten Lagerhäuser an der Aare und Teile der alten Stadtbefestigung nebst einigen weitern sehenswerten Bauten. – Im vergangenen Jahrhundert wurde ein neues Verkehrsmittel entdeckt, welches sowohl der Flussschiffahrt als auch vor allem dem damaligen Strassenverkehr bezüglich Schnelligkeit und Beförderungskapazität bei weitem überlegen war: die *Eisenbahn*. 1876 wurde die Bahnlinie Olten–Solothurn über Wangen und nicht etwa über das Nachbarstädtchen Wiedlisbach gelegt. Dass die Wangener seinerzeit, vor etwas mehr

als 100 Jahren, ähnliche Anstrengungen unternommen haben, um einen Bahnhof zu erhalten, wie sie dies für ihre Umfahrungsstrasse getan haben, ist im Oberaargauer Jahrbuch 1976 nachzulesen.

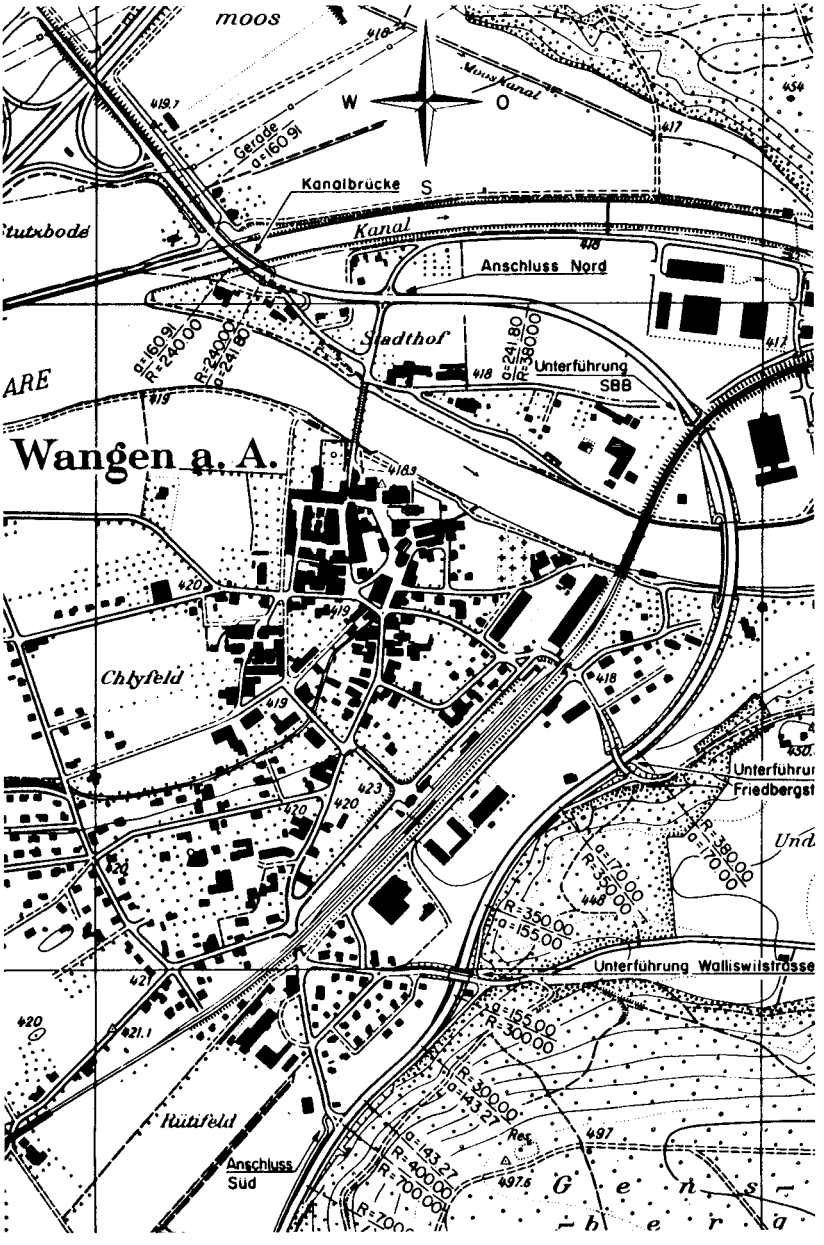
Verschont blieb Wangen glücklicherweise von den Abbruchbaumeistern des vergangenen Jahrhunderts, die in fast allen Schweizer Städten Wunden hinterlassen haben. Die an einer absoluten Erhaltung der staatseigenen *Holzbrücke* sehr interessierten Wangener Gemeindebehörden sind ohne gesetzliche Verpflichtung massgebend an Planung und Realisierung der Umfahrungsstrasse zusammen mit der kantonalen Baudirektion beteiligt. Der damalige Gemeindepräsident, Carl Flatt (1912–1976), hat es verstanden, nicht nur die Strassenplanung in der Ortsplanung zu integrieren, sondern vor allem hat er um 1960 die entscheidenden Vorarbeiten für den Landerwerb getätigt. In diesem Zusammenhang darf ruhig einmal gesagt sein, dass der überwiegende Anteil an Grundfläche für öffentliche Werke, insbesondere für Strassen, freihändig erworben wird. Wohl sind die gesetzlichen Grundlagen für die Expropriation vorhanden, doch wird diese gerade von den Gemeinden höchst selten angewendet. Der vom Bürger entferntere Bund mag sich ihrer wohl etwas mehr bedienen. Wir dürfen mit einer gewissen Befriedigung doch feststellen, dass dank der fruchtbaren Zusammenarbeit mit den Wangener Gemeindebehörden der Landerwerb für die Umfahrungsstrasse überhaupt ohne Expropriationen durch den Staat getätigt werden konnte.

Viel wird über die wirtschaftsstimulierende Wirkung von Verkehrsbauten argumentiert. Üppig wuchern die Lagerhausbauten rund um den benachbarten N1-Anschluss Egerkingen in der solothurnischen Nachbarschaft. Die *Kasernenbauten* neben dem Anschluss Wangen sind nicht gerade ein Ausdruck wirtschaftlicher Aktivität; notwendig sind sie aber trotzdem. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Anstrengungen der Bund heute unternehmen muss, der Armee die unentbehrlichen Übungsplätze zu schaffen und zu erhalten, dürfen wir den Wangenern dankbar sein, dass sie dem Ausbau zum Waffenplatz trotz aller damit verbundenen Unannehmlichkeiten positiv gegenüberstanden.

Wir sind wahrscheinlich mit einer Mehrheit von Schweizern der Auffassung, dass eine *Aareschiffahrt* in die Juraseen nicht mehr notwendig sein

---

Umfahrung Wangen, ca. 1:10 000. Bewilligung Eidg. Vermessungsdirektion vom 1.11.1982.

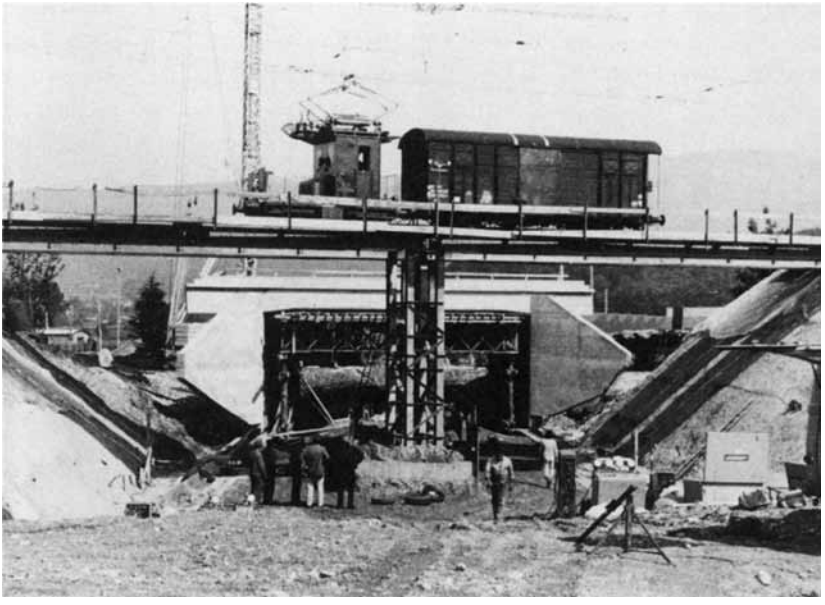

moos
W
O
S
Moos Kanal
Gerade
a=160.91
Kanalbrücke
Kanal
Anschluss Nord
Stadthof
a=160.91
R=240.00
R=240.00
a=241.80
a=241.80
R=380.00
Unterführung
SBB
ARE
Wangen a. A.
Chlyfeld
Unterführung
Friedbergst
R=380.00
a=170.00
a=170.00
R=350.00
R=350.00
a=155.00
Unterführung Walliswilstrasse
a=155.00
R=300.00
R=300.00
a=143.27
a=143.27
R=400.00
R=700.00
Rütifeld
Anschluss
Süd
Res.

sollte. Dafür müssen wir erwähnen, dass diese Aareschiffahrt in Wangen bereits Spuren hinterlassen hat. Vielleicht ist es dem einen oder andern Leser aufgefallen, dass die neue Kanalbrücke mit ihren 57 m Länge den Eindruck erweckt, sie sei zu lang geraten. Diese Brücke ist nicht etwa falsch projektiert, wie es den nicht Eingeweihten scheinen mag, sondern zeigt die künftige Breite eines schiffbaren Aarekanals an, mit welchem die historische Holzbrücke umfahren werden sollte. Die Fundation auf Pfählen würde eine Hebung dieser Strassenbrücke auf 6,00 m lichte Höhe über dem Wasserspiegel ermöglichen. Man darf allerdings nicht fragen, ob und wie eine analoge Hebung der Bahnbrücke südlich des Bahnhofes Olten über die Aare für die neue SBB-Linie möglich sein soll. Eingeweihte wissen, dass es eben die Bahn fertiggebracht hat, eine kaum hebbare Barriere über die Aare zu legen!

Weshalb überhaupt eine Umfahrungsstrasse?

Die Hauptstrasse Nr. 22 von Herzogenbuchsee nach Wangen dient als Autobahnzubringer aus der ganzen Region. Über 3000 Motorfahrzeuge benützen diese Strasse täglich. Die seinerzeitige Breite von 6,00 m vermag den nun bereits 2,50 m breiten Lastenzügen und Sattelschleppern nicht mehr zu genügen. Wollen wir auch die immer gefährdeten Velofahrer nicht vergessen und vermeiden, dass sie in kritischen Momenten einfach über den Fahrbahnrand hinausgedrückt werden, ist eine Strassenbreite von 7,50 m unbedingt notwendig. In diesem Sinne wird gerade dieses Jahr zwischen Wanzwil und Röthenbach der letzte Abschnitt der erwähnten Hauptstrasse Nr. 22 den heutigen Verkehrsbedürfnissen entsprechend verbreitert und mit Gehwegen versehen. Der Ausbau zwischen *Wanzwil* und Herzogenbuchsee, der Steigung wegen auf 8,00 m Breite, wurde bereits vor einigen Jahren abgeschlossen. Der gefährliche Engpass nördlich von *Röthenbach*, wo sich die Staatsstrasse in einer berüchtigten S-Kurve zwischen den Häusern hindurchzwängte, konnte letztes Jahr mit einer kurzen, lokalen Umfahrung eliminiert werden.

In Wangen haben weitsichtige Köpfe diese Entwicklung bereits anfangs der sechziger Jahre vorausgesehen und eine realistische Planung in die Wege geleitet. Eine Umfahrungsstrasse sollte den Fortbestand der historisch wertvollen Bauten von Wangen gewährleisten: Holzbrücke, Stadttore und andere Gebäude. Die Lebensqualität kann durch Reduktion der Verkehrsimmissionen wesentlich verbessert werden. Die Sicherheit der meistgefährdeten jun-



Die Unterführung für die Umfahrung Wangen steht bereit zum Einschub unter die Geleise der SBB, 1977.

gen und alten Strassenbenützer steigt durch den Wegfall der Transittransporte. Der noch verbliebene Ziel- und Quellverkehr nach und von Wangen zeigt an, dass das historische Städtchen auch im 20. Jahrhundert seinen rund 2000 Einwohnern Heim und auch Existenz bietet und der Region zahlreiche zentralörtliche Dienste vermittelt.

Das Strassenprojekt

1963 durchgeführte erste Studien für die Umfahrung enthielten noch autobahnähnliche, niveaufreie Anschlüsse im Norden und Süden von Wangen an die 2,7 km lange Strecke. Ein solcher Ausbau wäre selbst für eine künftige Verkehrszunahme übertrieben gewesen und wurde daher in Absprache zwischen Gemeindebehörden und Oberingenieur Kreis IV fallen gelassen. In der Steigung von 6% verfügt die Anschlussstrecke Richtung Herzogenbuchsee im Gensbergwald über eine Kriechspur, die Staatsstrasse ist also dort drei-

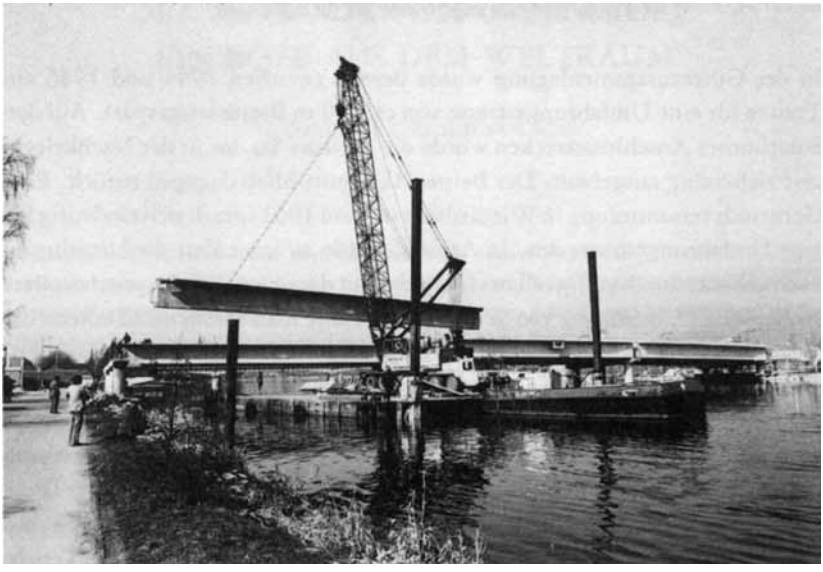
spurig angelegt. Eine dreispurige Anlage über die Aarebrücke und durch die Unterführung unter den SBB-Geleisen wäre möglich. Wir hoffen aber, dass der Verkehr nicht derart zunehmen wird, dass eine solche Erweiterung nötig würde. Die ganze Umfahrung liegt in Kurven von 300 bis 380 m Radius und ist daher für Überholmanöver von Personenwagen nicht geeignet. Bisher haben sich daraus aber kaum je Unzulänglichkeiten ergeben.

Schwierigkeiten hat dagegen der Baugrund im Abschnitt der Überführung für die Walliswilstrasse bereitet. Torf ist dort in teilweise mehr als 2 m mächtigen Schichten zutage getreten. Die Überführung musste daher auf vier kräftigen Bohrpfählen abgestellt werden. Verschiedene Spezialbauverfahren mussten bis gegen die Aare hin Anwendung finden, um auch unter Verkehr eine ebene, wellenfreie Fahrbahnoberfläche zu gewährleisten.

Velofahrer sollen in ihrem eigenen Interesse die Umfahrungsstrasse nicht benützen. Eine Unterführung unter dem Anschluss Süd hindurch erlaubt den aus Richtung Herzogenbuchsee anfahrenden Velofahrern, kreuzungsfrei nach Wangen einzufahren. Eine Unterführung für Fussgänger, unmittelbar südlich der Kanalbrücke gelegen, bietet diesen eine sichere Querung des Autobahnzubringers an. Die Ergänzungsbauten im Interesse der Sicherheit der schwachen Verkehrsteilnehmer kosteten knapp Fr. 400 000.–. Diese Aufwendungen für Fussgänger und Radfahrer sind immerhin noch ein bescheidener Betrag gegenüber den 7,7 Mio Franken Gesamtkosten für Bau und Landerwerb einschliesslich drei grösseren und zwei kleineren Brücken für die 1978 vollendete Umfahrungsstrasse.

Neue Brücken

Das augenfälligste Bauwerk ist die *neue Aarebrücke* mit einer Gesamtlänge von 103,2 m und drei mittleren Flussöffnungen. Dazu gesellen sich zwei Seitenöffnungen für die Uferstrassen mit je 9,5 m Spannweite. Nach sorgfältiger Überprüfung der Ästhetik durch die kantonale Kommission für Ortsbild- und Landschaftsschutz konnte eine Brücke erbaut werden, welche in ihren hauptsächlichsten Bauteilen modernsten Brückenbau verkörpert. Jedes Brückenjoch stützt sich ab auf drei Pfähle bis zu 16,3 m unterhalb der Aaresohle. Der Durchmesser beträgt 120 cm. Die Querträger sind bereits zwischen den Längsträgern versteckt. Als Längsträger kamen pro Öffnung je sechs vorfabrizierte und vorgespannte Stahlbetonbalken zum Einbau. Die Fahrbahn-



Aarebrücke Wangen, erbaut 1976. Foto Ingenieurbüro Th. Müller, Solothurn.

platte wurde an Ort betoniert. Damit vermied man jegliche Fugen, welche später zu Schäden infolge Eindringens von Salzwasser führen könnten. Die vorfabrizierten Träger wurden am Autokran hängend auf einem Ponton eingeschwommen, was eine nicht gerade alltägliche Bauweise darstellt.

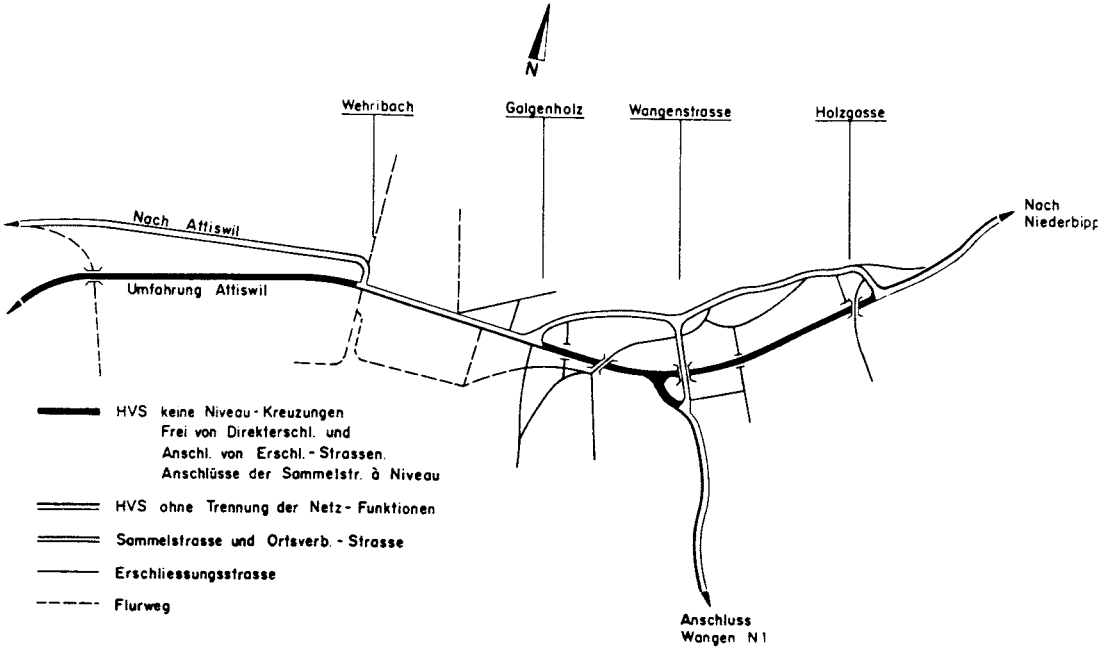
Die lichte Fahrbahnbreite zwischen den beiden kräftigen, gegen Absturz sichernden Brüstungsmauern beträgt 10,50 m. 20 cm beanspruchte die den Fussgänger schützende Leitplanke und 1,80 m Breite dienen als Gehweg. Die gesamten Erstellungskosten der Brücke betrugen 1,21 Mio Franken, entsprechend einem Preis von ca. Fr. 900.– pro m^2 Brückenfläche.

Die Besonderheit der ebenfalls im Grundriss gekrümmten *Kanalbrücke* als Hohlkastenträger-Konstruktion haben wir bereits im ersten Abschnitt erwähnt.– Auch bei der *Unterführung* unter der SBB-Linie Olten–Solothurn hat der Projektverfasser eine technische Knacknuss elegant gelöst: damit die Zeit der Langsamfahrt für die Züge über die Baustelle möglichst kurz gehalten werden konnte, wurde die ganze Unterführung neben dem Bahndamm fertig betoniert und erst anschliessend in die bereits gegrabene Lücke eingeschoben. Diese Bauweise bedeutete nicht nur Verkürzung des Risikos für den Bahnverkehr, sondern verhalf auch zu erheblichen Kosteneinsparungen.

Die Umfahrungsstrasse für Wiedlisbach

In der Güterzusammenlegung wurde bereits zwischen 1944 und 1946 ein Trassee für eine Umfahrungsstrasse von ca. 7,0 m Breite ausgespart. Auf den Solothurner Anschlussstrecken wurde die Jurafuss-Strasse in der Nachkriegszeit zielstrebig ausgebaut. Der Berner Abschnitt blieb dagegen zurück. Eine Gemeindeversammlung in Wiedlisbach im Juni 1961 sprach sich eindeutig für eine Umfahrungsstrasse aus. In *Attiswil* wurde zu jener Zeit die Umfahrung auch gebaut, durch völlig offenes Gelände. Für die wesentlich anspruchsvollere Anlage einer Umfahrung von Wiedlisbach wollte man anscheinend vorerst die Wirkung der N1 und den daraus resultierenden Verkehrsrückgang abwarten. Dieser Verkehrsrückgang entsprach bei weitem nicht den Erwartungen, so dass im Juni 1969 die Umfahrung von Wiedlisbach öffentlich aufgelegt wurde, worauf 29 Einsprachen eingingen. Die damit in Gang gesetzte Diskussion führte zu mehreren Projektüberarbeitungen, ja zu Variantenstudien. Diese Studien erhärteten die seinerzeitige Absicht hinsichtlich Linienführung und zeigten, dass das damals in der Güterzusammenlegung ausgeschiedene Trassee nach wie vor das optimalste ist. Die Funktion als Autobahnzubringer würde eigentlich einen Zusammenschluss der Umfahrung von Attiswil und Wiedlisbach verlangen. Rücksicht-

Aarebrücke Wangen, Trägereinbau mit Autokran ab Ponton. Foto Ingenieurbüro Th. Müller, Solothurn.



Umfahrung Wiedlisbach: Schemaskizze der Netzfunktionen.

nahme hinsichtlich Landerwerb und zumutbaren Umwegen für die Einwohner im Westteil von Wiedlisbach führten zu einer Trennung der beiden Umfahrungen.

Seit 1979 wurden erneut und vehement Stimmen in Wiedlisbach laut, die auf eine rasche Realisierung der Umfahrungsstrasse drängten. Das Projekt 1980 wurde nochmals überarbeitet. Die kreuzungsfreie Anlage wird eine vollständige Trennung des Transit- vom Ortsverkehr erlauben. Das Städtchen Wiedlisbach, ein Baudenkmal von nationaler Bedeutung, wird wesentlich vom Verkehr entlastet werden können. Grosses Gewicht wird dem Immissionsschutz beigemessen. Tiefenlage der Umfahrung und, wo dies nicht möglich ist, bepflanzte und gestaltete Wälle werden Lärmimmissionen von der Umfahrungsstrasse her weitgehend eliminieren. Das vorgesehene Schutzkonzept gelangt in dieser Art erstmals im Kanton zur öffentlichen Planauflage, welche im September 1982 stattfinden soll. Der finanzielle Aufwand für eine immissionsarme Strassenanlage ist hoch. Das Berner Volk wird sich voraussichtlich im Rahmen einer Kreditabstimmung über die Umfahrungsstrasse Wiedlisbach auszusprechen haben.

Literatur

Im Jahrbuch des Oberaargaus sind folgende Arbeiten zum Regionalverkehr in Vergangenheit und Gegenwart erschienen:
Bachmann Gottfried, Die Autobahn im Bipperamt (1962).
Dietrich Max, 60 Jahre Oberaargauische Automobilkurse AG (1971).
Flatt Karl H., Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert (1964).
Flatt Karl H., Korpssammelplatz und Waffenplatz Wangen a.d.A. (über Lagerhäuser an der Aare) (1973).
Flatt Karl H., Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert (1976).
Flatt Karl H., 100 Jahre Gäubahn 1. Teil (1976).
Mathys Johann, 50 Jahre Solothurn-Niederbipp-Bahn (1968).
Meyer-Usteri Konrad, Die Aarebrücke von Wangen (1967).
Stauffer Ernst, Autobahnanschluss Wangen/Wiedlisbach (1974).
Studer Ernst, N1, Genf–Romanshorn: Teilstück Bipperamt (1966).

Zu vergleichen sind ferner:
Flatt Karl H., Handel und Verkehr der Stadt Wangen im 14./15. Jahrhundert. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde (1957).
Flatt Karl H., Die oberaargauischen Zölle zur Zeit des Ancien Régime (ebendort, 1962).
Flatt Karl H., Die Aarebrücke – Bindeglied zwischen Wangen und dem Bipperamt. Wiedlisbacher Kurier Nr. 2 (1955).
Flatt Karl H., Oberaargauer Verkehrswege in Vergangenheit und Zukunft (ebendort Nr. 4, 1961).

ÜBER DEN METEORSTEIN VON UTZENSTORF

Fundbericht von 1929

EDUARD GERBER

Vorbemerkung der Redaktion: Der nachstehende Artikel ist die leicht gekürzte Wiedergabe des Berichts von *Eduard Gerber:* «Vorläufige Mitteilung über den Meteoriten von Utzenstorf» (Mitt. Natf. Ges. Bern, 1929). Die einzige Kürzung betrifft eine Stelle S. 28/29 der Original-Publikation und erfolgt, da sie sich mit dem Artikel von *Hügi* und *Eugster* im vorliegenden Jahrbuch allzu sehr überschneidet. Dieser neue Artikel erweitert den *Fundbericht Gerber* mit Angaben über die späteren Untersuchungen des Meteoriten von Utzenstorf; darin sind auch die zugehörigen Abbildungen enthalten. Dem derzeitigen Redaktor der «Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern», Herrn Dr. H. Hutzli, danken wir für die Erlaubnis zum Nachdruck des Berichtes von 1929; siehe auch Vorbemerkung zum folgenden Artikel.

Nach wochenlanger ausserordentlicher Trockenheit entlud sich am Abend des 16. August 1928 über die bernischen Lande ein Gewitter, anfänglich mit viel Donner und wenig Regen, ein sogenanntes «trockenes Gewitter». Als sich die Familie des Herrn Jakob Egger, Gerbermeisters in Utzenstorf, um 19 Uhr zum Nachtessen anschickte, hörte man 5–6 rasch aufeinanderfolgende knallartige Geräusche, so dass die Fensterscheiben erzitterten.

Frau Marie Egger schildert den Eindruck des Ereignisses folgendermassen: «Es ist abends 7 Uhr, sonst um diese Zeit noch heller Tag, jetzt aber eines Gewitters wegen dunkel, daher wir das elektrische Licht einschalten. Nach langer, langer Trockenheit fällt der erste, heissersehnte Regen; darüber herzlich froh, sitzen wir getrost zu Tische. – Plötzlich ein blitzähnlicher, rotvioletter Schein, eine heftige Erschütterung, besonders an den südlichen Fensterreihen, zugleich langanhaltendes, in 5–6 Intervallen nach Osten sich fortpflanzendes Donnerrollen. Die noch brennende Lampe tröstet mich im ersten Schreck: Gott sei Dank, es hat bei uns nicht eingeschlagen! Unser älterer Junge läuft sogleich hinaus, um zu sehen, ob unser Pächterhaus in Flammen stehe. Die Haushälterin des Pächters musste sich mit beiden Händen in der Küche festhalten; sie glaubte, der Blitz habe in die Gerberei-Werkstätte eingeschlagen.»

Ihre Verwandten im Gehöfte «Stigli», das 700 m südwärts liegt, erklärten, zur gleichen Zeit folgende Beobachtungen gemacht zu haben: Der

15jährige Hans Scheidiger, Sekundarschüler, schaute zum Küchenfenster hinaus in der Richtung gegen das Dorf Utzenstorf und bemerkte hoch in der Luft, senkrecht über dem Pfarrhaus, eine feurige Kugel, ungefähr von der Grösse des Mondes; diese senkte sich, scheinbar langsam, von Ost nach West, dem Erdboden zu, bis ein Baum die Erscheinung verdeckte; sie soll etwa 4 Sekunden gedauert haben. Frau Berta Scheidiger im Stigli bemerkte offenbar den Aufschlag auf den Boden; ein Feuer wie «eine alte Strassenlaterne» leuchtete auf dem freien Felde etwa 3 Sekunden lang.

In der Nacht setzte alsdann ein ausgiebiger Regen ein.

Der Pächter des Herrn Egger, namens Schwander, pflügte nach 11 Tagen ein Haber-Stoppelfeld ungefähr 150 m westwärts von der Gerberei in der Nähe des Mühlebaches. Dabei fand er nicht weit von einem kleinen Häuschen, genannt «Stampfe», ein zirka 25 cm tiefes Loch, in dem drei Bruchstücke eines schwarz berindeten Steines samt angebrannter Erde lagen. Diese fielen ihm sofort auf, und er überbrachte sie Herrn Egger, der sie unter der fliessenden Brunnenröhre reinigte. Da die Fundstelle genau da liegt, wo Frau Scheidiger das Feuer auf dem Boden bemerkte, so muss der Stein der «Überrest der feurigen Kugel» vom 16. August sein.

Der Fundbericht wäre unvollständig ohne Erwähnung dessen, was Herr Robert Scheidiger, Landwirt im Stigli, in der letzten Juliwoche beobachtete. Wir verdanken ihm den folgenden Bericht: «Da ich seit dem Lesen der Flammarion'schen Himmelskunde sehr aufmerksam die Forschungen auf diesem Gebiet verfolgte, so bin ich natürlich gerne bereit, den von uns beobachteten Meteorfall der letzten Juliwoche so genau wie möglich zu beschreiben. Vorletzten Sonntag waren mit Ausnahme eines Schulknaben sämtliche damals anwesenden Zeugen wieder auf dem gleichen Platz beisammen, und man kam auf diese noch nie gesehene Blitzerscheinung zu sprechen. Es war gegen 9 Uhr abends, als wir dem Spiel der Blitze in einer sehr hoch lagernden Gewitterwolke über Koppigen-Oeschberg zuschauten, als plötzlich eine feurige Kugel aus der untersten Wolkenschicht direkt gegen uns zu kam. Drei spielende Knaben flüchteten unter das Hausdach, und der Melker des Nachbars legte den Arm auf den Nacken und rannte wie ein Schelm davon mit dem Ausruf: ‹Luegit, do chunt jo e Cheib!› Als ‹gwundriger› Naturbeobachter hatte ich gleich bei Erscheinen der Feuerkugel zu zählen begonnen und schaute sehr verwundert diesem ‹schwerfälligen› Blitze nach. Erst nach vier Sekunden war er hinter dem Walde zwischen Bätterkinden und Limpach verschwunden. Wie die andern Zeugen übereinstimmend sagen, kam eine

Sekunde nachher aus der obersten Wolke eine etwas kleinere Feuerkugel und flog in der Richtung Gerlafingen–Altisberg. Diese habe ich nicht gesehen, weil ich scharf der ersten nachschaute. Wir hatten alle ein währschaftes Donnern erwartet und waren nachher sehr verwundert, dass auf einen kräftigen Anfangsknall nur ein hohles Rollen folgte, welches dem Schleppen einer schweren Kette über eine hölzerne Einfahrtsbrücke glich. Wäre diese Erscheinung nicht aus einer Gewitterwolke gekommen, so hätte ich ohne weiteres einen Meteorfall vermutet und nicht einen Kugelblitz. Nachdem aber der ebenfalls aus einer hochliegenden Gewitterwolke gefallene Kugelblitz vom 16. August sich als Meteorit erwies, besteht kein Zweifel mehr, dass es sich um die gleiche Erscheinung handelt. Wie jetzt nachträglich bekannt wird, fiel vor etwa 80 Jahren ebenfalls während eines Gewitters ein Meteorstein auf die hiesige Eybrücke und ging in Trümmer.[1] Da in unserer Gegend alles Land mit Ausnahme von Wäldern und Hofstatten unter den Pflug kommt, so ist es meines Erachtens sehr wohl möglich, dass der eine oder andere dieser Weltenbummler noch gefunden wird, wenn die Landwirte über das Aussehen dieser Steine unterrichtet sind. Auch in dem sonst sumpfigen Limpachtal war der Boden damals steinhart und liess den Meteoriten nicht tief eindringen.»

Herr Scheidiger schrieb nachher unter dem Titel: «Woher kommen die Kugelblitze?» einen kleinen humoristischen Artikel, der Dienstag den 11. Sept. im Emmentaler-Blatt Nr. 107 unter der Rubrik «Vermischtes» erschien. Am Schluss steht folgende Anmerkung der Redaktion: «Es kann sich wohl nicht um einen Kugelblitz, sondern nur um einen Meteoriten handeln; solche gehen gerade um die Mitte des Monats August besonders zahlreich zur Erde nieder.» Samstag den 15. Sept. berichtete mir Herr Ernst Scheidegger, Lehrer aus Schaufelbühl, über diese Zeitungsnotiz. Ich glaubte, es sei, wie so

[1] Darüber erhielt ich von Herrn Scheidiger nachträglich noch folgende Mitteilung: «Ich habe mich seither noch näher bei meinem Nachbarn, dessen Vater den «Himmelsstein» fallen sah und andern Morgens die Splitter zusammenlesen half, über diesen Fall erkundigt. Die Bruchflächen dieser Splitter seien ähnlich anzusehen gewesen wie Froschlaich. (Dunkle Eisenkörner in grauer Gesteinsmasse?) Weil anno dazumal unsere Vorfahren noch sehr abergläubisch waren, wurde dieser «Himmelsstein», wie er genannt wurde, als ein Vorbote eines Krieges betrachtet. Als dann kurze Zeit nachher der Sonderbundskrieg ausbrach, kam ein genialer Holzbödenmacher auf die Idee, einen Splitter dieses Himmelsboten in seine Uniform einzunähen als Schutz gegen feindliche Kugeln. Er kam wirklich mit heiler Haut davon; aber er sei auch immer einer der ersten gewesen, welche sich versteckten, sobald es ungemütlich wurde.»

oft, ein «blinder Meteoritenlärm», beauftragte aber Herrn Scheidegger dennoch, hinzureisen und Erkundigungen anzustellen.

Herr Scheidegger begab sich Montag den 17. September nach Utzenstorf und brachte mir am Abend des gleichen Tages das grösste Stück nach Bern. Zu meiner grossen Freude war es ein wirklicher Meteorstein! Ich reiste am folgenden Freitag ebenfalls nach Utzenstorf, um Herrn Egger für die Überlassung des Stückes an das Naturhistorische Museum persönlich zu danken, dann aber auch, um die andern zwei Stücke anzusehen und mit den Ohren- und Augenzeugen des Falles selber sprechen zu können.

Sicher stammt der gefundene Meteorstein nicht von der Feuerkugel der letzten Juliwoche; denn damals war der Haber auf dem betreffenden Acker noch nicht geerntet; bei der Erntearbeit am 31. Juli und 1. August hätte man doch das Loch mit den «schwarzen Steinen» unbedingt sehen müssen.

Zusammenfassend geben wir nunmehr folgende Fundchronik:

Letzte Juliwoche: Feuerkugel, beobachtet im Stigli, südl. Utzenstorf.

31. Juli und 1. Aug.: Ernte des Haberfeldes westl. von der Gerberei.

16. August: Gewitterregen und Fall des Meteorsteins.

27. August: Pflügen des Haberfeldes und Fund des Meteorsteins.

11. September: Notiz im Emmentaler-Blatt Nr. 107

15. September: Mitteilung dieser Notiz durch Lehrer Scheidegger.

17. September: Der Stein als Meteorit erkannt.

Sämtliches Material befindet sich jetzt in Bern und wurde uns von Herrn Egger in überaus freundlicher Weise für die Untersuchung zur Verfügung gestellt. Jeder gefundene Meteorit bedeutet sowohl für den Naturfreund wie auch für die Wissenschaft ein Ereignis. (Redaktionelle Bemerkung: Siehe dazu den Artikel von *Hügi* und *Eugster* in diesem Jahrbuch.)

Glücklicherweise ist der Fall von Utzenstorf «gewichtiger» als der aus Ulmiz von 1926. Folgende Zahlen liessen sich feststellen:

Grosses Stück	2764 g
Mittleres Stück	600 g
Kleines Stück	58 g
Zusammen	3422 g

Um das «Innere» zu sehen, wurde das kleine Stück bald nach dem Fund zerbrochen (39 g und 19 g).

Wenn man das grosse und gut daran passende mittlere Stück aneinanderfügt, so erhält man eine unregelmässige, vierseitige Platte mit folgenden

Dimensionen: Grösste Länge zirka 22 cm; grösste Breite zirka 14 cm; grösste Dicke zirka 8 cm. Das mittlere Bruchstück samt den zwei ergänzenden kleinen Bruchstücken zeigen uns, dass die Platte ursprünglich einen verdünnten Rand besass. Deshalb können wir die ursprüngliche Gestalt des Meteorsteins am besten als schildförmig bezeichnen. Vor dem Aufschlag auf den Boden müssen zum mindesten drei weitere Stücke abgesprungen sein, die, ähnlich wie das vorhandene mittlere Stück, das Hauptstück zu einem Schilde ergänzen. Ich vermute, dass die knallartigen Geräusche, welche die Familie Egger hörte, von dem Zerspringen herrühren. Möglicherweise wird man noch weitere Bruchstücke finden.

Ungemein interessant ist die dunkle Schmelzrinde, die 1 bis 1½ mm dick ist und unter der Lupe schlackig-porös aussieht. Auf den beiden grossen Flächen des Schildes zeigt sie in die Augen springende Unterschiede: man kann nämlich von einer Brustfläche und einer Rückenfläche reden. Der Meteorstein von Utzenstorf ist geradezu ein Schulbeispiel eines «orientierten» Meteoriten. Die Brustseite, die während des Fluges durch die Atmosphäre vorn war, ist flach gewölbt und zeigt prächtige Fliess- oder Drifterscheinungen, d.h. von der dicksten Stelle des grossen Stückes gehen zarte Riefen gegen den Rand zu. Diese Ausgangsstelle (Apex) liegt auf dem vorhandenen Stein ganz exzentrisch, 18 cm vom dünnen Rand entfernt. Auf dem ursprünglichen Stein wird der Apex jedenfalls mehr in der Mitte des Schildes gelegen sein. Die Brustfläche zeichnet sich überdies durch eine braunschwarze bis kupferrote Farbe aus. – Ganz anders die Rückenfläche! Die Farbe ist bedeutend dunkler. Der Meteoritenforscher Cohen sagt in seiner Meteoritenkunde, II. Heft, Seite 158, in Bezug auf die Farbe das Gegenteil. Der Utzenstorfer-Stein macht hierin eine bemerkenswerte Ausnahme. Hingegen stimmt die Oberflächenform der Rückenseite mit den bisherigen Beobachtungen wieder gut überein. Es sind mehr als ein Dutzend flache Näpfchen, ähnlich leichten Fingereindrücken in eine weiche, plastische Masse. Sowohl die Eindrücke wie auch die Erhebungen sind fein granuliert.

Auf der Grenze von Brustfläche und Rückenfläche, also am Rande, bemerkt man das Überwallen der geschmolzenen Masse von der Vorderseite mit dem starken Luftdruck nach der Rückenseite mit dem geringen Druck. Dies ist besonders deutlich auf dem kleinen Stück; dort ist die Schmelzrinde am stärksten porös. Dort ist auch ein 6 mm langes haarartiges Gebilde angewachsen; kleinere nimmt man mit der Lupe da und dort wahr; andere mögen beim Reinigen abgefallen sein.

Sowohl die Brust als auch der Rücken sind mit feinen, ziemlich geradlinigen Rissen und Sprüngen durchsetzt, ähnlich dem gesprungenen Email auf Geschirren.

Und nun das Innere! Die grossen Bruchflächen geben uns vorläufig in genügender Weise Auskunft. Die Farbe ist aschgrau-rostbraun gesprenkelt. Das Rostbraun ist nicht überall gleichmässig verteilt; es ist nichts anderes als Eisenrost (Eisenhydroxyd), erzeugt durch Verwitterung von Einfach-Schwefeleisen, also eine nachträgliche Veränderung nach dem Fall. Aschgrau war die ursprüngliche Farbe.

Nach der Struktur oder dem Korn kann man zwei Bestandteile unterscheiden, nämlich eine unregelmässig körnige Grundmasse, die von kleinsten Hohlräumen schwammartig durchzogen ist. Diese letzte Eigenschaft erklärt auch die reichliche Zersetzung des Schwefeleisens. In der Grundmasse liegen, wie Rosinen in einem Pudding, mehr oder weniger rundliche Kügelchen, Chondren genannt. Der Meteorstein von Utzenstorf ist ein Chondrit. In den irdischen Gesteinen findet sich nichts, das den Chondren analog ist. Diese bilden in den Steinmeteoriten die Regel; 90% dieser Fälle enthalten solche Kügelchen. Im Utzenstorfer haben die grössten zirka 2 mm Durchmesser; sie lassen sich leicht herausbrechen und sind nach dem Mineralbestand nicht einheitlich. Auf 1 cm^2 Bruchfläche kann man etwa vier grössere Chondren zählen.

Welches sind nun die Mineralien, aus denen sich dieser Stein zusammensetzte? Ein Stoff wurde schon genannt: das Schwefeleisen, in bronzegelben, metallisch glänzenden Körnchen auftretend. Ebenso häufig bemerkt man, besonders auch bei künstlicher, starker Beleuchtung, kleinere und grössere, weiss glänzende Metallkörnchen; es ist Nickeleisen; daher lenkt auch das kleinste Stück die Magnetnadel ab. Einen bedeutenden Anteil an der Zusammensetzung kommt einem schmutziggrünen Mineral zu, das vielleicht als Olivin (Magnesium-Eisensilikat) anzusprechen ist. Soviel nur kann der Laie mit Hilfe der Lupe erkennen. Die wissenschaftliche Untersuchung aber wird Herr Prof. Hugi in Bern durchführen. Etwas Material muss dafür geopfert werden. Allein der Fall Ulmiz hat gelehrt, wie aus einem Minimum von Stoff ein Maximum von Resultaten herausgeholt werden kann. Die Hauptmasse des schönen Steines von Utzenstorf wird der Nachwelt zur Lehre und Freude in der öffentlichen Sammlung des Naturhistorischen Museums erhalten bleiben. Dem verständnisvollen Entgegenkommen des Herrn Jakob Egger sei auch öffentlich Dank und Anerkennung ausgesprochen!

DER METEORIT VON UTZENSTORF: EIN BOTE AUS DEM WELTRAUM

OTTO EUGSTER UND THEODOR HÜGI

Vorbemerkung der Redaktion: Mit dem nachstehenden Artikel greift das Jahrbuch Oberaargau etwas über seine angestammte Region hinaus, wie sie u.a. im Jahrbuch 1962 definiert wurde. Utzenstorf gehört zum Gebiet der sog. «Unteren Emme», das gegen die Oesch zu an den Oberaargau grenzt. Grenzen sind in diesem weiten Flachland nur in Form von Übergangsstreifen zu ziehen; sodann zählen sich seit alters gewisse Vereinigungen an der Unteren Emme zum Oberaargau. Wir gestatten uns deshalb die Veröffentlichung dieses Aufsatzes aus unserem Nachbargebiet, zu dem recht vielseitige und enge Beziehungen bestehen.

1. Zur Petrologie und Geochemie (Th. H.)

Über den Fall des Steinmeteoriten bei Utzenstorf (47° 7′ N, 7° 33′ E) vom 16. August 1928 hat *E. Gerber* (1929) berichtet (siehe dazu Seite 261 dieses Jahrbuchs). Aus verschiedenen Gründen erschien die petrologisch-petrochemische Studie über den Utzenstorfer-Meteoriten viel später (siehe dazu: *Huttenlocher und Hügi*, 1952). Kürzlich gelangte der Redaktor des «Jahrbuchs des Oberaargaus», Dr. V. Binggeli, an den Verfasser dieses Abschnittes, mit dem Wunsche, die bisherigen Kenntnisse über diesen Meteoriten einem breiteren Publikum näher zu bringen. Im Laufe der Forschergenerationen haben sich nicht nur die Untersuchungsmethoden für Meteoriten, sondern auch der Kreis von Interessenten für diese «Himmelskörper» ganz wesentlich erweitert. Im Zeitalter der Weltraumfahrt mag das ja kaum wundern.

In früheren Zeiten interessierten sich für die «vom Himmel gefallenen Steine» vor allem Mineralogen und Petrographen. Eine schöne Zahl von Meteoriten sind seit dem 18. Jahrhundert mit immer verfeinerteren Methoden untersucht worden, Die früheren Arbeiten über Meteoriten enthalten Daten über Struktur, Textur, mineralogische und chemische Zusammensetzung der in verschiedenen Gegenden der Erde aufgefundenen Himmelskörper. Das Verdienst, die wahre Natur der Meteoriten erkannt und den Ansichten zum Durchbruch verholfen zu haben, kommt dem Wittenberger Physiker

F. Chladni zu. Er hat einen vom deutschen Reisenden Pallas im Jahre 1775 in Sibirien aufgefundenen Meteoriten als vom Himmel gefallen definiert. 1790 erklärte die französische Akademie jede Nachricht vom Fall eines Meteorsteins als Unsinn. Die Ansicht von *Chladni* vermochte sich erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts endgültig durchzusetzen. Nach *Hugi* (1930) fiel der «Aufklärung» auch der am 18. 5. 1698 bei Walkringen gefallene Meteorit zum Opfer. Es dürfte sich bei diesem erstmals auf Schweizer Boden gemachten Fund um einen Steinmeteoriten gehandelt haben.

Über die schweizerischen Meteoritenfälle orientiert die *Tabelle 1*. In wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht dürfte in diesem Zusammenhang von Interesse sein, dass das Verschwinden des Meteoriten von Walkringen von *Studer* (1873) jedoch in Zusammenhang mit der seinerzeit in Bern herrschenden orthodoxen Ansichten gebracht wurde. Dies ist aber später von *Fluri* (1911) bezweifelt worden. Bei der Suche nach Akten über den Walkringer Meteoriten stiess *Fluri* auf eine damals noch in Privatbesitz befindliche Verzeichnis-Abschrift. Die Burgerbibliothek Bern besitzt erst seit 1937 diese handschriftliche Abschrift, verfasst im November des Jahres 1816 von *Sigmund Wagner:* «Verzeichnis einiger Gemälde und Curiositäten, die sich ehemals, laut einem handschriftlichen Catalog von Herrn Bibliotheksekretär, Marquard Wild (1700–1710) auf der ordentlichen Bibliothek zu Bern befanden»[1]. In diesem Verzeichnis figuriert der Meteorit von Walkringen als «Lapis fulminaris oder Wolkenstein», gefallen in Walkringen am 18. März 1698 (vgl. Abb. 1). In der Einleitung zum Verzeichnis beklagt sich *Wagner* darüber, dass einige Objekte aus Unkenntnis, andere vielleicht um sie selbst zu besitzen, aus der Sammlung entfernt worden seien. Erwiesen ist jedenfalls, dass der Walkringer Meteorit, entgegen bisherigen Ansichten, mit Sicherheit eine Zeitlang in der Sammlung der Stadtbibliothek aufbewahrt wurde. Wann und aus welchen Gründen er verschwand, kann kaum mehr eruiert werden.

[1] Bei meinen Recherchen wurde ich in verdankenswerter Weise unterstützt durch die Herren Dr. Häberli (Burgerbibliothek Bern) und Prof. Gorgé vom Institut für theoretische Physik (Bern). Die erwähnte Wagnersche Abschrift ist bereits reproduziert in «Reminiszenzen aus der Geschichte der exakten Wissenschaften in Bern» (vervielfältigte Schrift, Herrn Prof. A. Mercier zum 60. Geburtstag gewidmet von den Mitgliedern des Instituts für theoretische Physik). Die Verzeichnis-Abschrift ist auf der Burgerbibliothek unter der Signatur MS Mül. 630(4) registriert.

Tabelle 1
Chronologie schweizerischer Meteoritenfälle
(mit Angaben über Menge und Aufbewahrungsort des Fundmaterials)

	Falldatum
Meteorit von Walkringen der Stadtbibliothek von Bern durch Pfarrer Jak. Dünki übergeben, später verlorengegangen (siehe S. 270)	18. 5. 1698
Meteorit von Lugano nicht aufgefunden	15. 3. 1826
Meteorit von Rafrüti bei Wasen i/E, 18,2 kg als Eisenmeteorit (Atexit) erkannt 1900 Naturhistorisches Museum Bern	Ende Okt. 1856
Meteorit von Aubonne nicht aufgefunden	15. 7. 1871
Meteorit vom Grauholz nicht aufgefunden	26. 6. 1890
Meteorit von Chervettaz (VD) Steinmeteorit (Olivin-Bronzit-Chondrit), 705 g Musée géologique cantonal, Lausanne	30. 11. 1901
Meteorit von Ulmiz (FR) Steinmeteorit (Olivin 41,5 in Gew.-%) Enstatit + Klinoenstatit 33,2%, Gesteinsglas 8,5%, Nickeleisen 7,8%, Troilit 8%, Chromit 1,1% und Schreibersit 1,1% sowie Feldspat. 10 Stücke, insgesamt 7 5 g. 6 Stücke für wissenschaftliche Untersuchugen verwendet. Naturhistorische Museen Bern und Freiburg besitzen 4 Stücke (67 g), 2 Private in Bern und Lyss	25. 12. 1926
Meteorit von Utzenstorf Steinmeteorit, Olivin-Bronzit-Chondrit, für Mineralbestand siehe Seite 277. Grosses Stück 2764 g, mittleres Stück 600 g, kleines Stück 58 g. Von den insgesamt 3422 g sind für wissenschaftliche Untersuchungen über 60 g verbraucht worden. Naturhistorisches Museum Bern.	16. 8. 1928

Hinweis: Unter dem Titel «Steine, die vom Himmel fallen – Schweizer Meteoritenfälle» erschienen im «Schweizer Strahler», Vol. 3, Nr. 11 und 12, Vol. 4, Nr. 2 und 9, zwischen 1975 und 1978 vier redaktionelle Beiträge von Frau Brigitte Stalder-Scherrer.

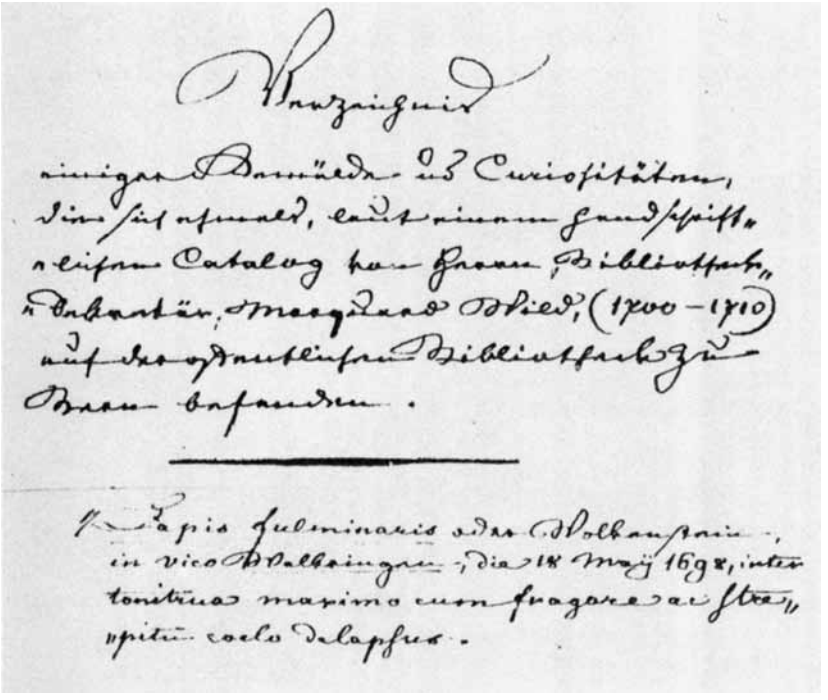


Abb. 1: Kopie der Wagnerschen Abschrift des Wildschen Verzeichnisses (Titel) sowie Hinweis «Wolkenstein von Walkringen» (vgl. Seite 266).

1.1 Merkmale der Meteoriten

Heute interessieren sich nach wie vor Mineralogen, aber auch Physiker für die vom «Himmel gefallenen Steine». Die Meteoriten können nach mineralogisch-petrographischen Merkmalen zusammenfassend in folgende Gruppen unterteilt werden (siehe z.B. *Mason* 1962, *Sears* 1978, *Heide* 1957):

Steinmeteorite, mit vorwiegend Silikatmineralien und variablen Anteilen von metallischen Mineralien und an Graphit. Steinmeteorite werden weiter unterteilt in Chondrite, wenn gewisse Mineralien (Olivin oder Pyroxen) Kügelchen (= Chondren) bilden und Achondrite (Chondren fehlen). Chondrite machen etwa 86% aller Meteoritenfunde aus, sind also die häufigsten.

In Meteoriten ist bereits im letzten Jahrhundert Diamant mikroskopisch nachgewiesen worden, ein Befund, der inzwischen röntgenographisch be-

stätigt werden konnte. Diamant kann als Gemengteil in Achondriten und Eisenmeteoriten auftreten.

Eisenmeteorite, mit vorwiegend metallischen Mineralien, wie Nickeleisen (= Troilit), sowie Graphit und seltenen Meteoritmineralien. Eine weitere Unterteilung der Eisenmeteorite erfolgt nach dem Ätzverhalten polierter Flächen (Anätzen mittels Mineralsäuren). Zeigen die Ätzstrukturen Oktaederaufbau, dann liegt ein Oktaedrit vor (sog. Widmannstettersche Figuren), bei Hexaederaufbau spricht man von Hexaedrit (sog. Neumannsche Linien). Ein Ataxit liegt vor, wenn keine Ätzstrukturen erkennbar sind.

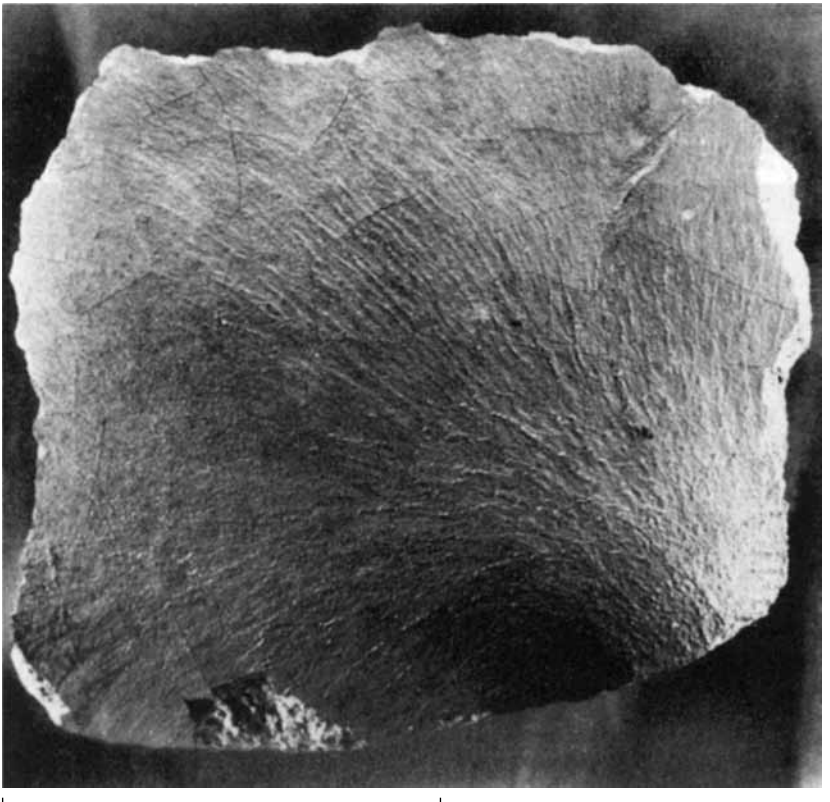


Abb. 2: Ansicht der Stirnseite des Meteoriten von Utzenstorf. Die Rinde weist deutliche, vom Apex ausgehende Schmelzdriftung mit Glasperlen und brotkrustenartig aussehenden Erstarrungsrisse auf (aus *Huttenlocher und Hügi*, 1952).

Die *Stein-Eisen-Meteorite* (Siderolites) sind solche, bei denen Silikatmineralien und metallisches Eisen in annähernd gleichen Mengen vorkommen. Je nach mineralogischer Zusammensetzung spricht man von Pallasit (mit Olivin und Nickeleisen), Siderophyr (mit Orthopyroxen und Nickeleisen); Mesosiderit oder Lodranit sind sehr selten.

Es ist nicht möglich, für den Laien allgemein gültige Regeln zum Erkennen von Meteoriten aufzustellen. Es bedarf dazu genauer mineralogischer und chemischer Analysen. Im Laufe der Jahre sind mir viele Fundstücke vorgewiesen worden, die sich bei näherer Untersuchung – leider – durchwegs nicht als Meteorite erwiesen. Meist waren es Industrieprodukte, wie Ferrochrom, Ferrowolfram usw., die dem Finder wegen des hohen spezifischen Gewichtes auffielen. All denen, die glauben, einen Meteoriten gefunden zu haben, sei geraten, das Fundstück einem mineralogischen oder physikalischen Universitätsinstitut oder einem Naturhistorischen Museum zur weiteren Untersuchung zu übergeben.

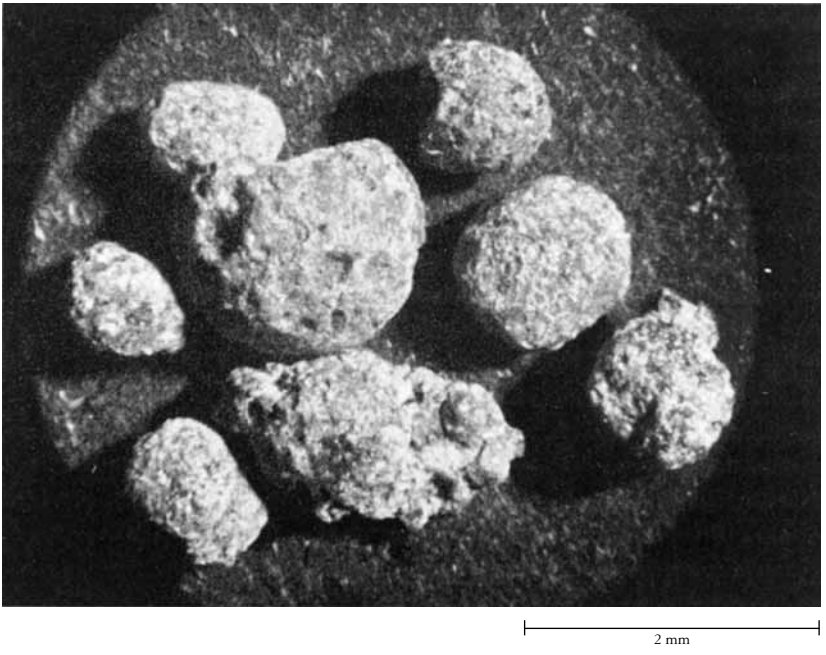


Abb. 3: Herauspräparierte Chondren des Meteoriten von Utzenstorf. Grössere Chondre in der Bildmitte zeigt Eindrücke, die länglich geformte Chondre weist Agglomerierung auf.

Abb. 4: Olivinchondre des Meteoriten von Utzenstorf: radialexzentrischer Bau. Chondre zeigt reichliche Durchsetzung von bräunlich gefärbten Glasleisten und -faden.

1.2 Mineralogie und Chemie des Meteoriten von Utzenstorf

Mit der mineralogischen und chemischen Untersuchung des Meteoriten von Utzenstorf ist vor über 30 Jahren begonnen worden. Aus der später publizierten Arbeit (*Huttenlocher und Hügi*, 1952) seien einige wesentliche mineralogische und chemische Fakten festgehalten. Bei diesem Meteoriten handelt es sich um einen chondritischen Steinmeteoriten. Er besteht aus Rinde, Kernmasse und darin eingestreuten «Kügelchen», den Chondren. Abb. 2 zeigt die Stirnseite des Meteoriten. (Die Abb. 2, 3, 4 und 5 sind der Arbeit *Huttenlocher und Hügi* [1952] entnommen; mit freundlicher Erlaubnis des derzeitigen Redaktors der Mitt. Naturf. Ges. Bern, Herrn Dr. med. vet. H. Hutzli). Die für einen chondritischen Meteoriten kennzeichnenden, um Millimeter grossen «Kügelchen», im vorliegenden Fall die aus Olivin oder Orthopyroxen bestehenden Chondren, sind auf Abb. 3 ersichtlich. Den radialexzentrischen Bau eines Chondrums zeigt Abb. 4. Der Mineralbestand der Kernmasse – in die die Chondren eingebettet sind – ist relativ einfach. Folgende Mineralien sind vertreten: Olivin (mit 20% Fe_2SiO_4-Anteil, d.h. 20% Fa = Fayalit-Komponente), Orthopyroxen (mit 88% Enstatit-Anteil), ganz wenig Klinopyroxen, Feldspat, Nickeleisen (Ni, Fe) = Kamazit (mit ca. 5% Ni), Schwefeleisen (FeS) = Troilit und Cohenit (Fe_3C). Abb. 5 veranschaulicht die gegenseitige Verwachsung der einzelnen Mineralien. Die Trümmerstruktur ist aus diesem Strukturbild ersichtlich. Der Utzenstorfer Meteorit gehört zur Gruppe der Steinmeteorite, d.h. er enthält neben Silikatmineralien auch metallische Mineralien. Es handelt sich um einen Olivin-Orthopyroxen-

(= Bronzit)-Chondrit. Ziel der mikroskopischen Untersuchung war, in Kenntnis der Gesteinsbildung denkbare Rückschlüsse auf die Bildungsprozesse bei Meteoriten zu ziehen. *Huttenlocher* schreibt auf Seite 94 der zitierten Arbeit:

«Zusammenfassend können wir alle jene für die Chondriten so charakteristischen Gefügeerscheinungen als diejenigen ansehen, die während der stürmisch sich vollziehenden Veränderungen eines Himmelskörpers mit basisch bis intermediärem Gesteinschemismus erzeugt wurden. Dem Ausgangsmaterial dürfte Tiefengesteinscharakter zugesprochen werden; alle diejenigen Erscheinungen, die für Analogien zu vulkanischer Tätigkeit sprechen, sind diesem Katastrophenakt zuzuschreiben.

Eine weitere Stütze findet diese Auffassung im Fehlen von Übergangsformen zwischen Tiefen- und Ergussgesteinen. Solche Übergänge schaffende physiko-chemische Bedingungen vermag dieser episodenhaft verlaufende Katastrophenvorgang nicht zu bieten.

Schliesslich steht eine kontinuierliche Übergangsserie zwischen Stein- und Eisenmeteoriten, wie sie aus den Darlegungen von *Brown* und *Patterson* (1947) angenommen werden muss, am besten in Übereinstimmung mit einer gravitativ wirkenden Differentiationsmöglichkeit unter gleichzeitiger Tiefengesteinsentwicklung. Das Schwerefeld selbst braucht in seiner Dimensionierung keineswegs an das auf unserem Planeten herrschende heranzukommen.

Die Erscheinungen, die sich während einer kosmischen Katastrophe – wie sie im Vorausgehenden angenommen wurde – einstellen, können eine gewisse Analogie erlangen in Vorgängen, aufweiche schon *Tschermak* (1877) in seinen Betrachtungen «Über Vulkanismus und kosmische Erscheinungen» hingewiesen hat. Danach wären die Meteoriten Trümmer eines in statu nascendi begriffenen kleinen Planeten. Bei diesem Anlass fühlen Kondensation, Erstarrung, Sprengung der eben gebildeten Etstarrungskruste durch die rasch eingeschlossenen Gase und Zerspratzen der flüssigen Planetarsubstanz zu den jeweils in den Chondriten beobachteten Phänomenen mit teilweise vulkanismusähnlichem Charakter.»

Die besonderen mineralogischen Phänomene der Rinde sind näher untersucht und mittels experimenteller Versuche einer Klärung näher geführt worden. Die petrochemischen Verhältnisse sind mit den damals verfügbaren Analysenmethoden (Nasschemie, Spektralanalyse) von Th. Hügi untersucht worden. Analysiert wurde das Kernmaterial des Meteoriten; es musste vorerst sorgfältig von der Rinde getrennt, anschliessend von Hand mittels Hufeisenmagnet separiert werden – moderne Magnetseparatoren standen nicht zur Verfügung: Anteile magnetische Fraktion = 19,9%, unmagnetische =80,1%. Diese beiden Fraktionen (= Kernmaterial ohne Rinde) sind getrennt analysiert worden. Die Analysendaten sind in Tabelle 2 enthalten.

Seit 1952 sind die chemischen Analysenmethoden und die Mineral-Trennverfahren ganz wesentlich verbessert worden. Hinzu kommt, dass sich inzwischen die Physiker in ganz besonderem Masse für Meteoriten interessierten. Sie haben denn auch ganz neue Untersuchungsmethoden entwickelt,

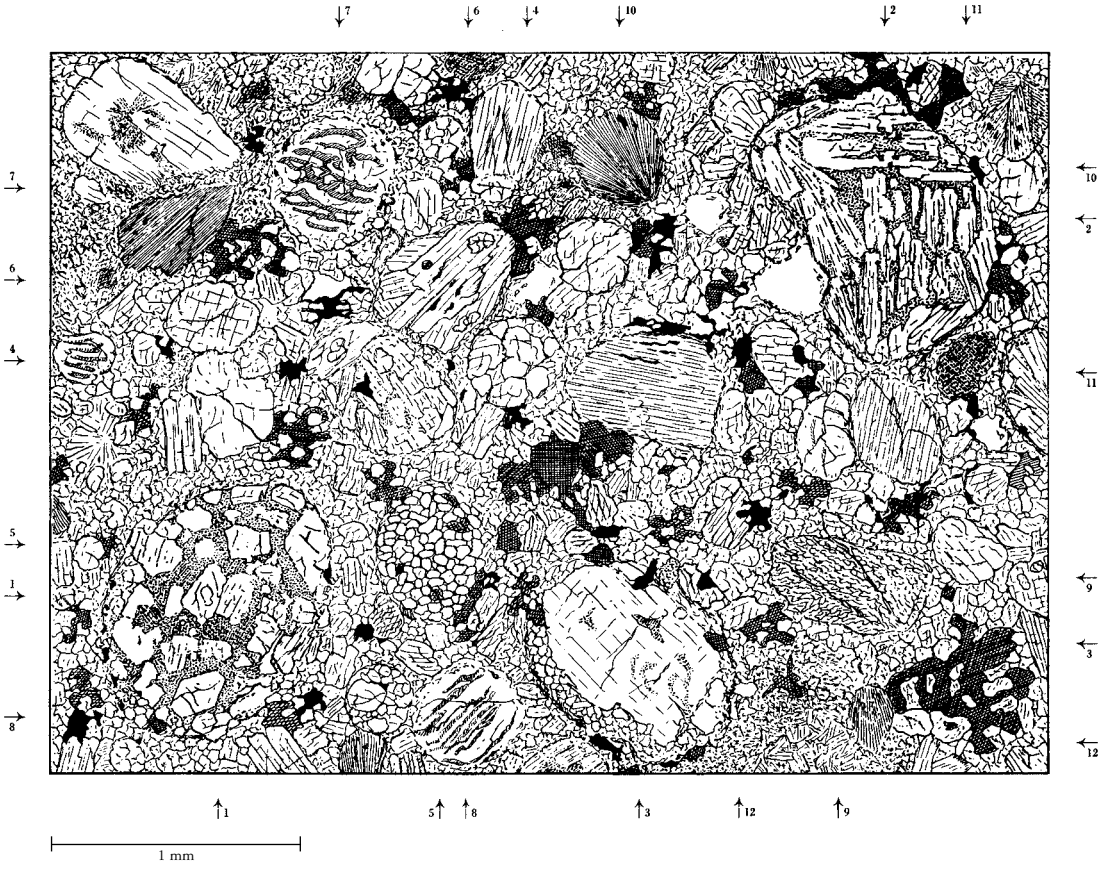


Abb. 5: Strukturbild des Meteoriten von Utzenstorf. In dieser Dünnschliffzeichnung bedeuten: Kreuzschraffur vertikal-horizontal = Sulfideisen, Kreuzschraffur diagonal = Nickeleisen inkl. Cohenit, schwarz = Magnetit-Chromit, ferner 1–1 → Olivin-Chondre, mehr isometrisch ausgebildet. 2–2 ↑ Olivin-Chondre, mehr leistenförmig. 3–3 Olivin-Chondre, polysomatisch, vollkristallin. Dieses grosse Olivinkorn zeigt seitlich einen Saum kleiner Olivinkristallkörner. Schläuche und Fahnen im grossen Korn = Glas. 4–4 Olivin-Chondre, vollkristalline, polysomatische Chondren. 5–5 Olivin-Chondre, kleine, rundliche Olivinkörner bilden Pflastergefüge. 6–6 Enstatit-Chondrum, mit eingeschlossenen Olivinkörnern. 7–7, 8–8 Olivinchondren, monosomatisch, von dunkelbraunen Glaszügen durchsetzt. 9–9 Olivinchondrum, mit dünnsten Glaseinlagerungen, Gitterzeichnung aufweisend. 10–10 Enstatitchondre, feinkristallin, strahlig-exzentrisch. 11–11 Kryptokristallines Korn. 12–12 feinkristallines Zerreibsei, beginnende Rekristallisation.

Tabelle 2
Meteorit von Utzenstorf, Gesamtanalyse (Kernmaterial)

	1	2		3
SiO_2	36,21 Gew.-%	36,21 Gew.-%		
TiO_2	0,11	0,11	«Feldspat»	8,0 Vol.-%
Al_2O_3	1,88	1,88	Pyroxen	30,6
Cr_2O_3	0,08	0,08	Olivin	41,4
FeO	14,10	14,20	Merillit	0,4
MnO	1,60	1,60		
MgO	22,94	22,94		
CaO	2,26	2,26		
Na_2O	1,27	1,27		
K_2O	0,33	0,33		
P_2O_5	0,22	0,22		
H_2O+	0,00	0,00		
H_2O-	0,00	0,00		
Silikate	81,00	81,10		80,4
Be	11,91	12,59		
Ni	1,55	1,55		
Co	0,14	0,14		
Metall	13,60	14,28		13,2
Fe	3,25	3,25		
S	1,87	1,87		
Schwefeleisen	5,12	5,12		6,4*
Summe	99,72 Gew.	100,50 Gew.		100,0 Vol.-%
Spez. Gewicht	3,734	3,734 (pyknometrisch)		

Analytiker: Dr. Th. Hügi

1 = Analyse mit Fe-Bestimmung nach Friedheim-Wiik (FeO berechnet)
2 = Analyse mit FeO-Bestimmung im HCl-löslichen Silikat-Anteil (Fe berechnet)
3 = Berechneter Mineralbestand
* = Schwefeleisen + Chromit

um die Entstehung und Herkunft der Meteoriten besser verstehen zu lernen. So blieb der Utzenstorfer Meteorit weiterhin im Brennpunkt des wissenschaftlichen Interesses. Er ist von *Bevan* und *Easton* (1977) mittels moderner Methoden wiederum chemisch analysiert worden. Es war nun auch möglich, die einzelnen Mineralien chemisch mittels Elektronenmikrosonde zu analy-

Tabelle 3
Analyse des Utzenstorf-Meteoriten[1]
(Probe B. M. 1975, M. 14, nichtmagnetische «unattacked» Fraktion – Silikate, Phosphate, Oxide)

		Elektronenmikrosonde-Analysen	
		Olivin	Orthopyroxen
SiO_2	35,93 Gew.-%	39,51	57,07
TiO_2	0,28	–	0,18
Al_2O_3	1,46	–	0,19
Cr_2O_3	0,50	–	0,02
Fe_2O_3	0,67		
FeO	8,38	17,28**	10,83**
MnO	0,28	–	–
MgO	23,06	43,34	30,93
CaO	1,70	0,03	0,60
Na_20	0,85		
K_2O	0,10		
P_2O_5	0,24		
NiO	0,06		
H_2O+	0,40		
C	0,30		
Ge	0,5 ppm		
Ga	1 ppm		
	99,79	100,16	99,82
Total Fe =	28,75	** Gesamteisen als FeO	

[1] Nach *Bevan and Easton* (1977)

Analytiker: A. J. Easton («Chlorination technique»). Für weitere Daten sei auf die zitier Publikation verwiesen.

sieren. Tabelle 3 zeigt neue chemische Daten. Unterschiede zwischen Daten der Tabellen 2 und 3 sind bedingt durch ungleich behandelte Meteoritteilprobe (verschiedene Bruchstücke und Trennverfahren), sowie verschiedene Analysenmethoden. Durch diese neue Untersuchung ist die frühere Klassifikation des Utzenstorfer Meteoriten als Olivin-Orthopyroxen (= Bronzit)-Chondrit bestätigt worden.

Der mittels Elektronenmikrosonde (EMS) im Olivin gefundene Fayalit-Anteil (=Fe_2SiO_4)[1] von 18,3% stimmt recht gut mit dem früher mittels op-

tischer Methode ermittelten Wert von 20% überein (siehe *Huttenlocher und Hügi*, 1952). Gleiches gilt für den im Orthopyroxen gefundenen Enstatitanteil: 82,6% (EMS), 88% (optisch)[2]. Nach den Analysendaten für den Orthopyroxen (siehe *Bevan and Easton*, 1977) handelt es sich um einen Bronzit mit 10,83 Gew.-% FeO. Nach der neuen Meteoritennomenklatur handelt es sich beim Utzenstorfer Meteoriten um einen «H-group chondrite, petrologic type 5» nach *van Schmus and Wood* (1967). Nach diesem Nomenklaturvorschlag gehören chondritische Meteorite der *H* oder «*H*igh-iron-group» an, wenn das Verhältnis Eisen zu Kieselsäure (Fe:SiO_2) hoch ist. Neben diesen chemischen Merkmalen hat diese Klassifikation überdies petrologische Merkmale zu berücksichtigen. Chondrite gehören zum Typ 5, wenn Olivin und Orthopyroxen die Hauptbestandteile bilden, Klinopyroxen nur von untergeordneter Bedeutung ist. Wegen seiner deutlichen Rekristallisationserscheinungen kann der Meteorit auch dem Typ H6 zugewiesen werden, wie dies *King* tut (s. unten), statt dem Typ H5.

[1] Die Olivin-Mischkristallreihe ist gekennzeichnet durch die Endglieder Forsterit = Mg_2SiO_4 (Fo) und Fayalit = Fe_2SiO_4 (Fa).

[2] Mit steigendem Eisengehalt unterscheidet man folgende Glieder der Orthopyroxen-Gruppe: Enstatit = $Mg_2[Si_2O_6]$ mit 0–5% FeO, Bronzit = $(Mg,Fe)_2[Si_2O_6]$ mit 5–15% FeO und Hypersthen = $(Fe,Mg)[Si_2O_6]$ mit 15–34% FeO. Der Orthopyroxen des Utzenstorf-Meteoriten ist ein Bronzit.

Auf Anfrage hin stellte Th. Hügi dem Kollegen Prof. Elbert A. King (Dept. of Geosciences, Univ. of Houston, Texas, USA) Material zu weiteren Untersuchungen zur Verfügung. Seine Resultate fasst King (briefliche Mitteilung vom 10. 5. 1982) wie folgt zusammen:

«Thank you for your inquiry about our results with the Utzemtorf meteorite. We prepared three polished thin sections from the Utzenstorf specimen that you so kindly furnished. These were examined in the petrographic microscope and, to a limited degree, on the electron microprobe. However, our results were not very unusual or especially interesting. We find that the meteorite is fully equilibrated, with homogeneous olivine and orthopyroxene compositions, contains no clinopyroxene, has rare grains of chromite and the matrix is completely recrystallized. In summary, it appears to be a beautiful, ordinary olivine-bronzite chondrite, petrologic type H6 in the *Van Schmus & Wood* (1967) Classification. There is slight orientation of the chondrules and clasts so that there is a distinct petrofabric. This may be shock induced or formed by simple gravitational compaction on the parent body. Most of the chondrules that can still be distinguished are of the fluid drop variety (*King and King*, 1978), and most are nonporphyritic. However, the recrystallization has obscured the chondrule type in many cases.»

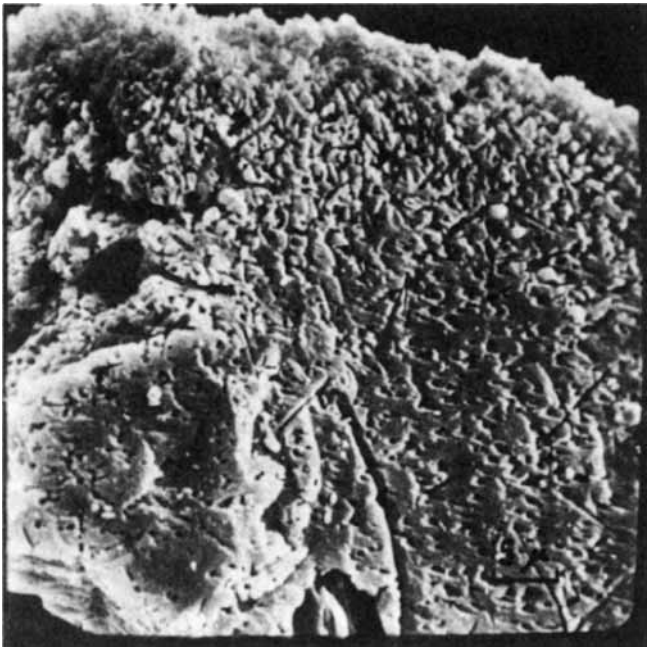


Abb. 6: Schnitt durch einen Klinopyroxen-Kristall aus dem Meteoriten Weston. Die Fläche wurde angeätzt und dadurch die Spuren und Löcher, die durch die kosmische Strahlung verursacht wurden, sichtbar gemacht (*Pellas* et al., 1969).

2. Untersuchungen mit physikalischen Methoden (O.E.)

Das wohl untrüglichste Zeichen für den ausserirdischen Ursprung von Meteoriten ist die Tatsache, dass das Meteoritenmaterial Atome enthält, die durch die Weltraumstrahlung entstanden sind und auf der Erde selten oder gar nicht vorkommen. Die Weltraumstrahlung, auch kosmische Strahlung genannt, ist ein Strom von schnell fliegenden Atomen, der unser Sonnensystem durchdringt und auf alle Himmelskörper einschliesslich der Meteoriten aufprallt. Während die Erdoberfläche und somit die irdischen Steine durch die Atmosphäre fast vollständig abgeschirmt sind, dringen die Teilchen der kosmischen Strahlung in die sich im Weltraum befindenden Meteoriten ein und zertrümmern die getroffenen Atome. Spuren dieser kosmischen Teilchen können durch Anätzen der Oberfläche von Dünnschliffen sichtbar

gemacht werden, weil die Ätzflüssigkeit die geschädigten Stellen stärker angreift als die ungeschädigten. In Abb. 6 sind die so entstandenen Spuren und Löcher bei einem Dünnschliff vom Meteoriten Weston, der von *Pellas* u.a. (1969) untersucht wurde, deutlich zu sehen.

Bei der Zertrümmerung eines getroffenen Atoms entstehen nach bestimmten Gesetzmässigkeiten leichtere Atome, wobei zum Teil Isotopen gebildet werden, die auf der Erde nicht natürlich vorkommen. (Isotopen sind die verschiedenen Arten der Atome eines Elements, die sich durch die Anzahl Neutronen im Atomkern unterscheiden.) Das Studium der so entstandenen Isotope ist seit vielen Jahren ein Forschungsprojekt am Physikalischen Institut der Universität Bern, und in diesem Rahmen wurde in den sechziger Jahren der Meteorit Utzenstorf untersucht. Besonders interessant sind die durch die Einwirkung der kosmischen Strahlung entstandenen (kosmogenen) Isotopen der Edelgase Helium, Neon, Argon, Krypton und Xenon. Die Messung der in jedem Fall sehr kleinen Edelgasmengen ist ein Spezialgebiet in Bern, für dessen Zweck Massenspektrometer entwickelt wurden, die es erlauben, ein Gasvolumen von 10^{-15} Kubikzentimetern noch nachzuweisen. Diese Gasmenge hat in einem Raum Platz, der eine Million mal kleiner ist als der milliardste Teil eines Spielwürfels. Meistens sind die Gasmengen aber grösser und können auf ungefähr ein Prozent Genauigkeit gemessen werden.

Je länger sich ein Meteorit im Weltraum aufhält, desto grösser ist die Zahl der gebildeten kosmogenen Isotope. Somit ermöglicht die Messung der Menge der kosmogenen Isotope eine Aussage über die Zeit, während der ein Meteorit als kleiner Körper sich frei im Weltraum bewegte und dabei der kosmischen Strahlung ausgesetzt war. Diese Zeitdauer wird Strahlungsalter genannt. Die Mengen einiger Edelgasisotope im Meteoriten Utzenstorf, wie sie von *Eugster* u.a. (1969) gemessen wurden, und das daraus berechnete Strahlungsalter sind in Tabelle 4 aufgeführt.

Das Strahlungsalter ist eine für Meteoritenforscher und Astrophysiker wichtige Grösse, da es Aufschluss über die Entstehungszeit und den Herkunftsort der Meteoriten geben kann. Deshalb wurden bei einer grossen Zahl von Meteoriten die Edelgase gemessen und die Strahlungsalter berechnet. Da der Meteorit Utzenstorf zu der Klasse der Olivin-Orthophyroxen- (= Bronzit)-Chondrite gehört, ist es interessant zu untersuchen, welches Strahlungsalter andere Meteoriten dieser Klasse aufweisen. Die Resultate von mehreren Laboratorien, zusammengestellt von *Zähringer* (1968), sind in

Tabelle 4
Durch den Beschuss der kosmischen Strahlung erzeugte Edelgasmengen im Meteoriten Utzenstorf.

He^3	Ne^{21}	Ar^{38}	Kr^{83}	Xe^{126}	Strahlungsalter in Millionen Jahren
10^{-8} cm³ STP/g [1]			10^{-12} cm³ STP/g [2]		
25,4	2,92	0,58	1,2	0,06	12,7
± 1,6	± 0,12	± 0,10	± 0,4	± 0,01	

[1] Die Mengen sind angegeben pro Gramm Meteoritenmaterial in cm³ Gasvolumen bei Atmosphärendruck und 0° Celsius.

Abb. 7 dargestellt, woraus ersichtlich ist, dass sehr viele Strahlungsalter der Bronzit-Chondrite jünger als 15 Millionen Jahre sind, im Vergleich zum Alter unseres Sonnensystems von 4600 Millionen Jahren eine relativ kurze Dauer. Ein ganz anderes Resultat fanden wir in Bern (*Eberhardt* u.a., 1965) für neun Meteoriten der Klasse der Aubriten, die sich von den Bronzit-Chondriten in ihrer Struktur und chemischen Zusammensetzung unterscheiden und daher wohl von anderem Ursprung sind. Die meisten Aubriten weisen ein Strahlungsalter von 40–50 Millionen Jahren auf. Diese Ergebnisse zeigen, dass viele Bronzit-Chondrite, die chemisch und in ihrer Struktur einander gleich sind, vor etwa 15 Millionen Jahren begannen, sich frei im Weltall zu bewegen und von da an der kosmischen Strahlung ausgesetzt waren. Wesentlich früher wurden jedoch die Meteoriten der Aubritenklasse freigesetzt.

Diese und andere Überlegungen haben zum Schluss geführt, dass der Meteorit Utzenstorf und viele seiner Klassengenossen bis vor etwa 15 Millionen Jahren in einem grösseren Körper eingeschlossen gewesen waren. Der wahrscheinlichste Ursprungsort für den Meteoriten Utzenstorf, die anderen Bronzit-Chondrite, die Aubrite und Meteoriten weiterer Klassen sind die Asteroiden, winzige «Planeten» mit Durchmessern von etwa 100 Metern bis vielen Kilometern, die wie die grossen Planeten um die Sonne kreisen, und zwar in einer Umlaufbahn, die zwischen derjenigen von Mars und Jupiter liegt (siehe z.B. *Anders*, 1978). Es ist heute ziemlich sicher, dass der Mond nicht als Ursprungsort von Meteoriten in Frage kommt, da die chemische Zusammensetzung der Mondsteine mit keiner der verschiedenen Meteoriten-

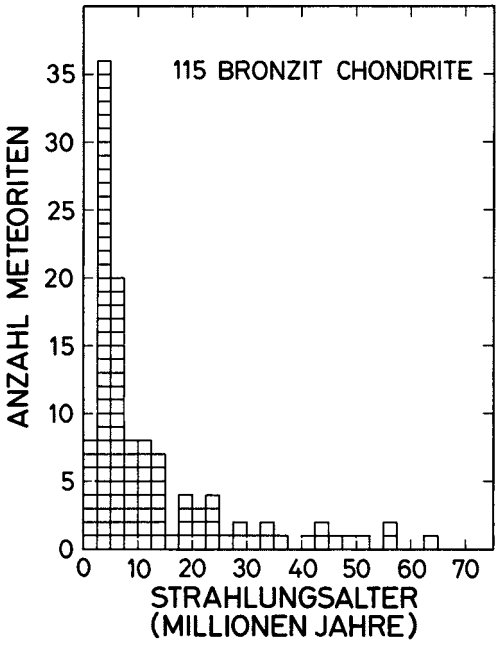


Abb. 7: Häufigkeitsverteilung der Strahlungsalter bei 115 Meteoriten der Klasse der Bronzit-Chondrite. Die meisten Bronzit-Chondrite wurden vor weniger als 15 Millionen Jahren aus einem oder mehreren grossen Körpern, vermutlich Asteroiden, herausgebrochen. (Zusammengestellt von *Zähringer*, 1968.)

klassen übereinstimmt. Da die Asteroiden sehr zahlreich sind, stossen sie gelegentlich zusammen oder werden von Meteoriten getroffen und zerbrechen, wobei die Bruchstücke als Meteoriten freigesetzt werden und ihre Strahlungsalter-Uhr zu laufen beginnt, weil nun die kosmischen Strahlen das Meteoritenmaterial erreichen können.

Da die Teilchen der kosmischen Strahlung nur etwa zwei Meter tief in das Meteoritenmaterial eindringen können, d.h. also gebremst werden, ist ihr Effekt an der Oberfläche nicht derselbe wie im Innern. Dieser Tiefeneffekt hat einen Einfluss auf die Verhältnisse der verschiedenen kosmogenen Edelgase zueinander, und es kann deshalb berechnet werden, wie gross der Meteorit gewesen sein muss, bevor er in den Anziehungsbereich der Erde geriet und von dieser eingefangen wurde. Die voratmosphärische Grösse ist meistens nicht dieselbe wie die des gefundenen Meteoriten, da dieser beim Durchdrin-

gen der Atmosphäre häufig mit Donner und Rauch in mehrere Stücke zerspringt. Aus den Edelgasverhältnissen können wir schliessen, dass der Meteorit Utzenstorf einen Durchmesser von weniger als 60 cm gehabt haben muss, bevor er die Erde erreichte (*Eugster* u.a., 1969). Dies entspricht einem Stein von höchstens 400 kg Gewicht. Da nur ein Stein von 3, 4 kg Gewicht gefunden wurde, liegen möglicherweise noch mehr Meteoritenbruchstücke in der Gegend von Utzenstorf.

Die Isotopen in einem Meteoriten enthüllen uns aber weitere Geheimnisse ausser denjenigen, die den Meteoriten selbst betreffen: Die Meteoriten erlauben es uns nämlich, das Alter und die Frühgeschichte des Sonnensystems zu enträtseln. Wir verfügen heute über drei verschiedene Quellen von Material des Sonnensystems, das im Labor eingehend untersucht werden kann: irdische Gesteine, Mondgesteine und Meteoriten. Obschon die Erde vor 4600 Millionen Jahren gebildet wurde, sind die ältesten Gesteine erst vor ungefähr 3700 Millionen Jahren erstarrt und konnten deshalb keine durch den radioaktiven Zerfall vor dieser Zeit entstandenen Gase speichern. Aus diesem Grunde enthalten die irdischen Gesteine keine direkten Informationen über die ersten 900 Millionen Jahre der Erde. Die Masse des Mondes ist 81mal kleiner als diejenige der Erde, weshalb der Mond rascher abkühlte. Man weiss heute, dass der Mond auch vor 4600 Millionen Jahren gebildet wurde; seine steinige Kruste verfestigte sich zwar schneller als die der Erde, aber doch mehrere hundert Millionen Jahre nach der Entstehung des Mondes. Die kleinen Asteroiden, deren Masse weniger als ein Milliardstel der Erdmasse betragen, kühlten sich nach ihrer Bildung sehr rasch ab und die Meteoriten, die Bruchstücke von Asteroiden, enthalten deshalb durch keine spätere Erhitzung verfälschte Mengen an Zerfallsprodukten von radioaktiven Isotopen.

Ein in Meteoriten relativ häufig vorkommendes radioaktives Isotop ist Kalium 40, welches in das Edelgasisotop Argon 40 zerfällt. Beide Isotopen wurden in Bern gemessen und daraus das Gesteinsalter berechnet, d.h. die Zeit seit der Abkühlung des Meteoritenmaterials auf eine Temperatur von weniger als 600° C, bei der das Argon 40 im Gestein gespeichert werden konnte. Für den Meteoriten Utzenstorf erhielten wir ein Alter von 4500 Millionen Jahren, ein für Bronzit-Chondrite typisches Alter, wie aus der Abb. 8 ersichtlich ist, in der die Resultate für 101 Meteoritendatierungen aus mehreren Laboratorien, zusammengestellt von *Zähringer* (1968), dargestellt sind. Wenn, auch die anderen Meteoritenklassen und andere Datierungsmethoden

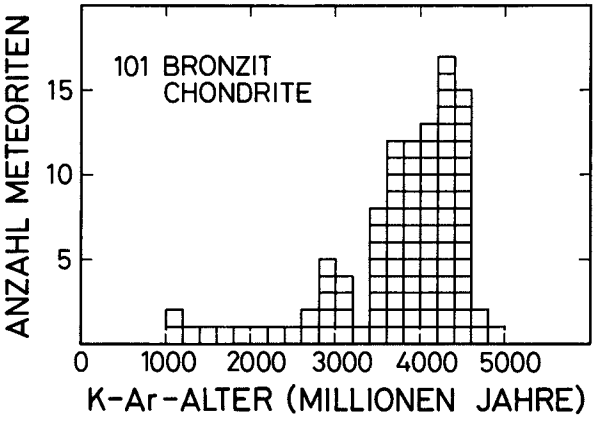


Abb. 8: Häufigkeitsverteilung der Absolutalter von 101 Meteoriten der Klasse der Bronzit-Chondrite. Das K-Ar-Alter gibt den Zeitpunkt an, als sich das Meteoritenmaterial verfestigte. (Zusammengestellt von *Zähringer*, 1968.)

in Betracht gezogen werden, kann der Zeitpunkt der Bildung der Asteroiden auf 4600 Millionen Jahre festgelegt werden, was als Alter unseres Sonnensystems betrachtet werden darf, da die Asteroiden zu den ältesten Körpern im Sonnensystem gehören.

Das ist aber noch nicht alles, was an Information im Meteoriten Utzenstorf steckt: Das älteste Material unseres Sonnensystems enthält auch Zerfallsprodukte, die beim Zerfall von sehr kurzlebigen Isotopen entstanden sind. So fanden wir bei der Analyse von Utzenstorf auch Xenon 129, das beim Zerfall von Jod 129 entstanden ist. Die Meteoriten enthalten auch Xenonisotope, die vom kurzlebigen Plutonium 244 herstammen. Diese beiden Isotope sind so stark radioaktiv, dass sie heute praktisch vollständig zerfallen, also ausgestorben sind. Das Studium der aber noch heute im Meteoritenmaterial enthaltenen Zerfallsprodukte dieser ausgestorbenen Jod- und Plutoniumisotope und anderer radioaktiver Elemente wie Uran und Thorium erlaubt es, Rückschlüsse zu ziehen, wie lange es dauerte, bis unser Sonnensystem aufgebaut war. *Wasserburg* u.a. (1969) berechneten die überraschend lange Dauer von etwa 10 000 Millionen Jahren, womit der Entstehungsprozess des Sonnensystems vor ungefähr 15 000 Millionen Jahren mit einem Ereignis, das von den Astrophysikern «Big Bang» oder «Urknall» genannt wird, begann.

Der Meteorit, der am 16. August 1928 bei Utzenstorf auf die Erde fiel, ist ein Bote aus dem Weltraum, und die Nachricht, die er mit sich trägt, löst ein Geheimnis, das die Menschen seit jeher beschäftigte, nämlich die Frage, wann Sonne, Erde und Mond entstanden sind.

Literatur

Anders, E. (1978): Most stony meteorites come from the asteroid belt. In Asteroids: An Exploration Assessment. D. Morrison and W. C. Wells (ed.), NASA CP-2053, U. S. Gov. Printing Office, Washington, D. C.

Bevan, A. W. R. and Easton, A. J. (1977): The Utzenstorf Stony Meteorite. Schweiz, mineral.-petrogr. Mitt. 57, 169–173.

Brown and Patterson (1947): The composition of meteoric matter, J. Geol. 40, 405 uff.

Eberhardt, P., Eugster, O. and Geiss, J. (1965): Radiation ages of aubrites. J. Geophys. Rev. 70, 4427.

Eugster, O., Eberhardt, P. and Geiss J. (1969): Isotopic analyses of krypton and xenon in fourteen stone meteorites. J. Geophys. Res. 74, 3874.

Fluri, A. (1911): Vier verschwundene Curiosa der alten Stadtbibliothek, insbes. I. Der Meteorstein von Walkringen. Blätter für Bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde, 7, 288–294.

Gerber, Ed. (1929): Vorläufige Mitteilung über den Meteoriten von Utzenstorf (Unteremmental), Kanton Bern. Mitt. Naturf. Ges. Bern aus dem Jahre 1928, 25–31.

Heide, F. (1957): Kleine Meteoritenkunde, Verständliche Wissenschaft, 23. Bd., 2. Aufl. Springer-Verlag Berlin (da vergriffen nur noch auf Bibliotheken erhältlich).

Hugi, E. (1930): Der Meteorit von Ulmiz (Kt. Freiburg). Mitt. Naturf. Ges. Bern aus dem Jahre 1929, 34–121.

Huttenlocher, H. und Hügi, Th. (1952): Der Meteorit von Utzenstorf, eine petrologische und petrochemische Studie. Mitt. Naturf. Ges. Bern, N.F. 9. Bd., 67–128.

King, Trude V. V. and King, Elbert A. (1978): Grain size and petrography of C2 and C3 carbonaceous chondrites. Meteorites 13, No. 1 March 31, 47–72.

Mason, B. (1962): Mereorites. John Wiley, New York and London.

Pellas, P., Poupeau, G., Lorin, J. C., Reeves, H. and Andotize, J. (1969): Primitive low-energy particle irradiation of meteoritic crystals. Nature 223, 272.

Van Schmus, W. R. and Wood, J. A. (1967): A chemical-petrologic Classification for the chondritic meteorites. Geochimica et Cosmochimica Acta 31, 747–765.

Sears, D. W. (1978): The nature and origin of meteorites. Monographs on asrronomical subjects: 5. Adam Hilger, Ltd. Bristol.

Studer, B. (1873): Der Meteorstein von Walkringen. Mitt. Natutf. Ges. Bern aus dem Jahre 1872, Nr. 792, 1–7.

Tschermak, G. (1877): Über den Vulkanismus als kosmische Erscheinung. Sitz ber. Akad. Wiss. Math.-naturw. Kl. 75, 151–176.

Wasserburg, G. J., Schramm, D. N. and Huneke, J. C. (1969): Nuclear chronologies for the galaxy. The Astrophysical Journal 157, L91.

Zähringer, J. (1968): Rare gases in stony meteorites. Geochimica et Cosmochimica Acta 32, 209.

NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1981

VALENTIN BINGGELI UND CHRISTIAN LEIBUNDGUT

Ein grosser Dank für die stete Unterstützung gilt vorab den Vorstandsmitgliedern, Spendern und weitern aktiven Naturschutzfreunden. Dies betrifft insbesondere die Mitarbeit unsrer fachkundigen Sachbearbeiter, aber eben auch jenes von Gefühlen getragene Mitdenken all der vielen Gesinnungsfreunde, die im Hintergrunde treu zu unsrer guten Sache stehen. Der Präsident des NVO weiss um die Gunst, immer wieder bestimmte Aufgabengebiete an verantwortungsbewusste und selbständig wirkende Mitarbeiter delegieren zu können.

In den Dank sei eingeschlossen unser kürzlich verstorbenes Ehrenmitglied, *Walter Bieri*, Langenthal. Er hat lange Jahre die von ihm gegründete Naturschutz-Kommission Oberaargau geleitet, den Vorläufer unseres heutigen Vereins. So wurde ihm bereits an dessen Gründungsversammlung die Ehrenmitgliedschaft zuteil, was doch eher ein Kuriosum darstellen dürfte. Sein Wirken an der Seite Rudolf Pfisters, des andern Umweltpioniers unseres Landesteils, wird unvergesslich bleiben. Wir behalten die vielseitige, originale Persönlichkeit Walter Bieri in herzlicher, dankbarer Erinnerung. (Siehe dazu den Nachruf in diesem Jahrbuch.)

Einen grossen Teil unserer Tätigkeit beanspruchten auch heuer die Projektarbeiten für die *Hochwasser-Sanierung der Langete*. Die Zusammenarbeit mit Regionalplanungsverband, Naturschutzinspektorat des Kantons, der Eidgenössischen Natur- und Heimatschutz-Kommission wie dem zuständigen «Hochwasserschutz-Verband unteres Langetental» hat sich gewinnbringend entwickelt. Nach fünfzehn Jahren an Grundlagenarbeit und Verhandlungen tritt nun die konkrete Phase des Vorprojekts ein. Dazu legten wir in einem «Naturschutz-Memorandum» unsere Grundsätze über Schutz und Pflege von Langete-Landschaft und Wässermatten vor. Eine Stellungnahme betraf nochmals die strittige Standortfrage des Einlaufbauwerks in den Druckstollen.

Einsprache musste gegen das *Neubauprojekt der Elektrizitätswerke Wynau* erhoben werden (Sachbearbeiter: *Jürg Wehrlin*, Aarwangen), wovon schwere Eingriffe in die einmalige Flusslandschaft zu erwarten wären (zufolge Ausbaggerung der Aare Verringerung der Fliessgeschwindigkeit und Verschwinden der Stromschnellen im Wynauer Chehr). Im Mai war eine Exkursion diesen Problemen im Gebiet zwischen Oberwynau und Murgenthal/Wolfwil gewidmet.

Auch gegen die geplante *Industrieabfall-Behandlungsanlage INABA in Oberbipp* erfolgte eine Einsprache (Sachbearbeiter: *Martin Herzig*, Niederbipp). Hier wie beim geplanten *Rapier-Flabübungsplatz Eriswil*, wogegen wir eine Stellungnahme an die Militärdirektion des Kantons Bern richteten, geht es um Befürchtungen, die verschiedenartige Immissionsschäden betreffen.

Im Amt Wangen wurde im Oktober ein *Vortrag mit Exkursion* durchgeführt unter dem Titel: Naturschutz in Theorie und Praxis (Grundsätze, Organisationen, Rechtsmittel, Instanzenwege, Beziehungen zu Orts- und Regionalplanung). Die praktische Anwendung wurde anhand von Beispielen des Aareraums zwischen Murgenthal und Berken im Gelände erläutert und diskutiert.

Als Grundlage einer Untersuchung über Fledermaus- und Salamander-Standorte wurde für das Naturhistorische Museum Bern eine Zusammenstellung der im Oberaargau bekannten *Quellstollen* (Brunnhöhlen) erstellt.

Allen Interessenten steht unsere *Naturschutz-Dokumentation* mit Büchern, Zeitschriften, Reglementen usw. zur Verfügung, die der Leiter unserer Naturschutz-Beratungsstelle in Roggwil betreut.

Für die im Aufbau begriffene Organisation *«Vertrauensleute in den Gemeinden»* konnten einige neue Mitarbeiter gefunden werden. Unser Aufruf geht an alle interessierten Naturschutzfreunde, sich für diese wenig aufwendige, doch wichtige Tätigkeit zur Verfügung zu stellen. Zum *NVO-Stamm*, einer freien Diskussionsrunde über Naturschutzfragen, die jeden ersten Donnerstag des Monats im Restaurant «Neuhüsli», Langenthal, stattfindet, sind Mitglieder und Gäste herzlich eingeladen.

Unsere Tätigkeitsbereiche werden laufend im *«Jahrbuch des Oberaargaus»* veröffentlicht. Der Band 1981 enthält überdies einschlägige Artikel über die Unterschutzstellung der alten Kiesgrube Auswil/Rohrbach *(Th. Aeberhard)*, das Jubiläum des Berner Heimatschutzes in Wangen a.A. (Regierungsrat *G. Bürki*) und den Mumentaler Weier (*Chr. Leibundgut* und *Hp. Liniger)*.

Dem Bericht der Aufsichtsobmänner *Ernst Grütter* und *Jürg Wehrlin* entnehmen wir, dass in Zusammenarbeit mit dem Naturschutz-Inspektorat des Kantons die *Inventarisierung der Pflegearbeiten* in unsern Naturschutzgebieten vorgenommen wurde. Praktische Pflegeeinsätze erfolgten mit Wolfwiler Schülern in der Kiesgrube Schwarzhäusern, mit den freiwilligen Naturschutzaufsehern auf der Aareinsel Vogelraupfi. – Als *neuer Naturschutzaufseher* wurde Werner Hutzli, Thunstetten, gewählt.

Über die *Naturschutz-Beratungsstelle des NVO* wird von deren Leiter, *Chr. Leibundgut,* Roggwil, der folgende Bericht erstattet: Angesichts der geplanten überbordenden Eingriffe in die Landschaft des Oberaargaus ist die Tätigkeit der Naturschutzorganisationen wichtiger als je zuvor. Die Beratungsstelle widmet sich nicht nur der «Beratung», sondern umfasst auch den Aufgabenkreis «Prüfung». Beide Teile sind notwendig, ja bedingen sich gegenseitig. Prüfen heisst in den meisten Fällen auch beraten. Oft müssen Alternativ-Lösungen erarbeitet werden, die Grundlagenarbeit erfordern und die wiederum informativ weitergegeben werden müssen. Auf der andern Seite ist es ebenso zwingend, dass kontrolliert wird. Wie der Naturschutzaufseher für die Einhaltung der Naturschutzverordnungen zu sorgen hat, muss es auch eine Stelle geben, die die Einhaltung der planerischen Vorstellungen überwacht.

Die Prüfung der Bauvorhaben im übrigen Gemeindegebiet führte zu einigen *Einsprachen* gegen kleinere und grössere Bau- und Abbauprojekte. Mit einer Ausnahme lagen alle Projekte in «Landschaftsschutzgebieten A» oder in «empfindlichen Landschaftsteilen», in Gebieten also, die besonders schutzwürdig sind und nur wenig zivilisatorische Belastung ertragen. Mit einer Ausnahme folgten die zuständigen Behörden unseren Argumentationen und förderten damit die Interessen des Naturschutzes. In einem Fall zog die Bauherrschaft die Einsprache des NVO im Beschwerdeverfahren bis vor die kantonale Justizdirektion, drang dort jedoch mit ihrer Beschwerde nicht durch. In Erfüllung dieser Aufgabe kann also ganz konkreter, wirksamer und gezielter *Schutz der Natur* betrieben werden.

Eine meist für beide Seiten optimale Situation tritt jeweils dann auf, wenn die Bauherrschaft, betreffe das Vorhaben nun ein Einfamilienhaus oder eine Melioration, bereits in der Planungsphase an die Beratungsstelle herantritt und damit die *Naturschutzseite in die Vernehmlassung* miteinbezieht. Ein erfreuliches Beispiel dieser Art konnte mit der Firma Gugelmann & Cie in den Gsteigmatten in Roggwil realisiert werden. Auf Ersuchen der Bauherrin

sollte eine naturfreundliche Lösung gefunden werden, um ein Kohle-Pflichtlager im Industriegebiet der Gsteigmatten gegen die unmittelbar anschliessende Landschaftsschutzzone A möglichst abzuschirmen. Mit der Aufschüttung eines vier Meter hohen Dammes aus dem abgescherten Humus und mit *Pflanzung eines stattlichen Lebhages* von einigen hundert Metern Länge entlang der Zonengrenze konnte nicht nur eine naturnahe, sondern auch eine kostengünstige Lösung gefunden werden. Sichtschutz, Erhaltung des Erholungsraumes und ein neuer wertvoller Lebensraum auf der einen Seite, Goodwill, günstige Kosten und durch die Vermeidung eines Einspracheverfahrens Sicherung der schnellen Handlungsfreiheit auf der andern Seite. In solchen Fällen kann es also durchaus zwei Sieger und keinen Verlierer geben!

Die bereits 1980 begonnene *Heckenpflanzung in Thunstetten* wurde auf Wunsch des Eigentümers verbreitert und verstärkt. Der Beitrag des Naturschutzes besteht hier in Beratung, Arbeit und finanzieller Beteiligung. – Schliesslich wurde eine ebenfalls 1980 begonnene Grundlagenarbeit zum Thema der *Hecken oder Lebhäge* weitergeführt.

AUTORENREGISTER

Jahrbuch des Oberaargaus 1958–1982

Aeberhard Fritz	Das Chlepfibeerimoos	1972	129
Aeberhard Fritz	Amphibien-Rettungsaktion im Oberaargau	1978	55
Aeberhard Thomas	Das neue Naturschutzgebiet Gumigrube Auswil	1981	71
Aerni Willy	125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee	1982	197
Altenburger Peter	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	1976	200
Altenburger Peter	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1979	1980	264
Altenburger Peter	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1980	1981	255
Ammann Johann	Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf	1980	9
Anliker Emil	Hans im Obergaden. Buchsi in der grossen Politik	1965	153
Anliker Emil	Die Buchsizeitung und die Weltpolitik der Jahrhundertwende	1966	101
Anliker Emil	Der Oberaargau und die Burgerfrage	1969	92
Anliker Emil	Dürrenmatt und die freisinnigen Langenthaler	1970	136
Anliker Emil	Das Auswanderungsbüchlein des Johann Glur	1976	131
Aubert Jakob	Wissenswertes über Gondiswil	1969	129
Bachmann Gottfried	Die Autobahn im Bipperamt	1962	54
Balmer Heinz	Aus der Geschichte der Familie Morgenthaler	1972	37
Balmer Heinz	Hans Rhyn 1888–1967	1975	39
Balmer Werner	Melchnau im 17. Jahrhundert nach dem Dorfbuch	1959	110
Balmer Werner	«Schärme», Alters- und Leichtpflegeheim Melchnau	1981	237
Bandi Hans Georg	Dr. h.c. Walter Flükiger 1889–1973	1974	29
Banholzer Max	Der Schmidwald	1975	71
Baumann Albert	Die Patriziergärten zu Thunstetten und Wangen a.d.A.	1965	108
Baumann Ernst	Gesundheitsfürsorge und ärztlicher Dienst im Oberaargau	1969	142
Bartschi Alfred	Melchior Sooder, Lehrer in Rohrbach, 1885–1955	1964	160
Bieri Walter	Die Förderung der Landwirtschaft im Oberaargau im Laufe der Zeiten	1958	120
Bieri Walter	Kleinbauern, Burger und Sesshaftigkeit im Oberaargau	1963	34
Bieri Walter	Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43	1964	138
Bieri Walter	Ist der oberaargauische Bauernstand noch lebenskräftig?	1965	96
Bieri Walter	Die Maikäfer im Oberaargau	1966	59
Bieri Walter	Alamannen und Burgunder im Oberaargau	1967	74
Bieri Walter	Von den Vögeln im Oberaargau	1968	127
Bieri Walter	Krähen	1971	87
Bieri Walter	Heidenstöcke	1972	113

Bieri Walter	Auf den Spuren von Adelheid von Hurun?	1973	149
Bieri Walter	Wässermatten-Reminiszenzen	1975	138
Bieri Walter	Die Glanzmannschen Kugeln	1977	87
Bieri Walter	Die Verbreitung des Haussperlings im Napfgebiet	1980	87
Bieri Walter	Zwei Mundartgeschichten vom Hübeli-Chläis	1982	9
Binggeli Ernst	Die Gesangs- und Musikkultur im Oberaargau	1964	97
Binggeli Valentin	Landschaft und Menschen im Oberaargau	1958	53
Binggeli Valentin	Jura-Stil der Landschaft in Geographie und Poesie	1960	41
Binggeli Valentin	Aus der Tätigkeit der Heimatschutzgruppe Oberaargau	1961	188
Binggeli Valentin	Über Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau	1962	13
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1961	1962	199
Binggeli Valentin	Der Hard-Findling in Langenthal	1963	144
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1962	1963	190
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1963	1964	195
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1964	1965	18
Binggeli Valentin	Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus	1965	23
Binggeli Valentin	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1965	1966	204
Binggeli Valentin	Die Brunnhöhle von Obersteckholz	1967	47
Binggeli Valentin	Niederschlag und Abfluss im Langetengebiet 1965	1968	58
Binggeli Valentin	Die Wassergenossenschaft Obersteckholz	1971	100
Binggeli Valentin	Bannwiler Block und Langenthaler Schwankung	1971	213
Binggeli Valentin	Landschaft und Poesie des Emmentals	1972	9
Binggeli Valentin	Zuekunft – Chance oder Bedrohig	1973	27
Binggeli Valentin	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Binggeli Valentin	Zur Siedelungsentwicklung Langenthals	1975	25
Binggeli Valentin	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Binggeli Valentin	Dr. Friedrich Brönnimann, 1884–1977	1977	32
Binggeli Valentin	Naturschutz Oberaargau 1979	1980	262
Binggeli Valentin	Naturschutz Oberaargau 1980	1981	251
Binggeli Valentin	Naturschutz Oberaargau 1981	1982	285
Binggeli Valentin	Dörfer und Höfe	1982	17
Bitterli Sigmund	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers	1976	87
Blaser Adolf	Unsere Verantwortung im technischen Zeitalter	1971	65
Brönnimann Friedrich	Aus der Urwelt des Oberaargaus	1958	41
Brönnimann Friedrich	Von den ältesten Säugetieren des Oberaargaus	1966	70
Budmiger Georg	Die Quellstollen in der mittelländischen Molasse	1967	52
Bühler Werner	Versteinerungen im Oberaargau	1980	63
Bundesamt für Statistik	Wohnbevölkerung im Oberaargau 1950–1980	1981	256
Buri Dewet	a. Ständerat Rudolf Weber, Grasswil, 1887–1972	1972	193
Burkhard Ernst	Schwarzhäusern und die Familie Burkhard	1969	170
Bürki Gotthelf	75 Jahre Berner Heimatschutz	1981	247
Bütikofer Ernst	Das Reservat Lehnfluh	1958	27

Bütikofer Ernst	Naturkundlicher Spaziergang durch das Bipperamt von der Aare zur Jurahöhe	1959	37
Carlen Georg	Die Gemälde des Johannes Brandenberg im Schloss Thunstetten	1980	113
Christen Paul	Die Fischerei im Oberaargau	1960	36
Dick Hedwig	Gedichte	1970	159
Dietrich Max	60 Jahre Oberaarg. Automobilkurse AG	1971	203
Dürrenmatt Hugo	Als im Oberaargau die Politik noch von Leidenschaft bewegt wurde	1980	195
Dürrenmatt Peter	Ulrich Dürrenmatt, 1849–1908	1958	101
Dürrenmatt Rosa	Emma Hofer-Schneeberger, Dichterin und Komponistin von Volksliedern	1959	130
Dürrenmatt Rosa	Marie Sollberger, Gründerin der Trinkerinnenheilstätte Wysshölzli	1960	99
Eggenberger Peter u.a.	Archäologiche Untersuchungen in der Pfarrkirche Wangen a.d.A.	1981	169
Eugster Otto	Der Meteorit von Utzenstorf, ein Bote aus dem Weltraum	1982	265
Fahrni Hans	Wyssachen und seine Kirche	1978	110
Fahrni Kurt	Markus Kohler (1942–1967), ein Künstlerschicksal	1978	39
Fischer Heinrich	Ein paar Gedichte	1960	103
Fischer Rainold P.	Die Frühgeschichte der Kirche Oberbipp	1971	38
Flatt Karl H.	Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen	1958	133
Flatt Karl H.	Von der Kirche zu Oberbipp	1959	29
Flatt Karl H.	Beat Fischer, Landvogt in Wangen	1959	145
Flatt Karl H.	Die Bevölkerung des Bipperamtes	1961	161
Flatt Karl H.	Quellen der Oberaargauer Geschichte	1961	182
Flatt Karl H.	Arbeitstagung für Landesforschung im Emmental und Oberaargau	1962	58
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Pfarreien	1962	72
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert	1964	11
Flatt Karl H.	Gaststätten im Bipperamt	1964	147
Flatt Karl H.	Staatsarchivar Gottlieb Kurz, 1866–1952	1965	53
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter	1967	11
Flatt Karl H.	Oberst Daniel Flückiger, Aarwangen, 1820–1893	1968	29
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter II	1971	13
Flatt Karl H.	Ita von Huttwil	1972	99
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Kirchen und ihre Pfarrer im 15. Jahrhundert	1972	103
Flatt Karl H.	Robert Studer 1884–1971	1972	197
Flatt Karl H.	Der Spittel zu Wiedlisbach	1973	9
Flatt Karl H.	Korpssammelplatz und Waffenplatz Wangen a.d.A.	1973	125
Flatt Karl H.	Das Dorfrecht von Thunstetten aus der Reformationszeit	1974	35
Flatt Karl H.	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen	1974	134

Flatt Karl H.	Das Gefecht zu Herzogenbuchsee 1653	1974	209
Flatt Karl H.	Die Gugler im Oberaargau vor 600 Jahren	1975	93
Flatt Karl H.	Wiedlisbach – Träger des Henri-Louis-Wakker-Preises 1974	1975	194
Flatt Karl H.	Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert	1976	124
Flatt Karl H.	100 Jahre Gäubahn, 1. Teil	1976	159
Flatt Karl H.	Das erste bernische Lehrerinnenseminar im Pfarrhaus Niederbipp	1977	45
Flatt Karl H.	Jakob Käser im Stock zu Melchnau, 1806–1878	1979	66
Flatt Karl H.	Wie ein bernischer Landvogt im 18. Jh. zum Volk sprach	1979	115
Flatt Karl H.	Wie der Oberaargau den Kluserhandel erlebte	1982	89
Flatt Karl H.	Pfarrkirche und Kirchendienst in Wangen zur Zeit der gnädigen Herren	1982	101
Flückiger Andreas	Gedichte	1964	95
Flückiger Johann	Die Güterzusammenlegung Melchnau	1959	93
Flückiger Max	100 Jahre Lanz AG, Rohrbach	1980	235
Flückiger Walter	Ein paar Gedichte	1958	182
Flückiger Wilhelm	Gedenkblatt für Albert Nyfeler	1973	38
Frauchiger-Reyher Charlotte	Prof. E. Frauchiger 1903–1975	1976	68
Freudiger Hans	Felix Anderegg, ein Pionier der oberaargauischen und der schweizerischen Landwirtschaft, 1834–1911	1958	107
Friedli Emanuel	Auf der Aarebrücke in Aarwangen	1967	9
Friedli Max	Die Ritter von Mattstetten und ihre Beziehung zum Oberaargau	1970	85
Gallati Werner	Die Porzellanfabrik Langenthal	1962	178
Geiser Karl	Einzug, Niederlassung und Heimatrecht	1975	18
Geiser Karl	Die Korporation Schürhof	1977	95
Gerber Eduard	Über den Meteorstein von Utzenstorf	1982	259
Gerber Ernst	100 Jahre Anzeiger des Amtsbezirks Aarwangen	1974	153
Gerber Gottlieb	Die ersten trigonometrischen Vermessungen des Kantons Bern	1973	183
Gerber Martin Eduard	Zur Geologie der Buchsiberge	1978	65
Gerber Samuel u.a.	Natur- und Heimatschutz 1976	1977	185
Gfeller Simon	Eggen u Grebe	1968	9
Glatthard Peter	Zum Namen Thunstetten	1965	115
Gotthelf Jeremias	Wassernot	1970	9
Graeter-Gygax Therese	Der Kunstmaler Ueli Gygax 1928–1971	1971	63
Greub Fritz	20 Jahre Umfahrungsstrasse Attiswil	1982	245
Greub Gerhard	Die Glasgemälde in der Kirche zu Oberbipp	1968	11
Gschwend Max	Das Haus von Madiswil im schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg	1982	51
Guggenheim Thomas	Regionalplanung im Oberaargau	1970	5
Gugger Hans	J. J. Weber – ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	1976	19

Günter Walter	Von Himmelszeichen und alten Kalendersprüchen	1978	45
Günter Walter	Die Ofensprüche im Bürlihaus zu Herzogenbuchsee	1979	86
Gygax Paul	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1966	1967	204
Gygax Paul	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1967	1968	176
Gygax Paul	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1968	1969	196
Haas Johann	Von alten Handwerken und Gewerben im Oberaargau	1961	109
Häberle Alfred	Das Kloster St. Urban und der Oberaargau	1964	31
Haudenschild Werner	Aus der Geschichte des Waldes im frühen Bipperamt	1960	64
Hauenstein Hans	Oberst Daniel Flückiger, Aarwangen, 1820–1893	1968	29
Hebel Johann Peter	Der vorsichtige Träumer	1973	9
Henzi Hans	Beiträge zur Ortsnamenkunde	1966	83
Henzi Hans	Über eine Verpflöckung in Herzogenbuchsee	1966	119
Henzi Hans	Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
Henzi Hans	2 Bernerinnen fahren nach Livland und begegnen Albert Bitzius	1969	62
Henzi Hans	Die Fryheiten dess Dorfs zu Herzogenbuchsee	1970	93
Henzi Hans	Regierungsrat Johann Schär von Inkwil, 1824–1906	1970	126
Henzi Hans	Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26
Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee – Gefechtsplan	1973	153
Henzi Harn	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee – Quellen	1974	174
Henzi Hans	Die älteste Erwähnung von Herzogenbuchsee	1978	97
Henzi Hans	Wie drei Buchser Handwerker 1778 zu einer Baubewilligung kamen	1981	229
Herrmann Samuel	Pfarrbericht von 1764 über Huttwil	1962	113
Herrmann Samuel	Der dritte Städtlibrand von Huttwil	1963	93
Herrmann Samuel	Die Wappen der Gemeinden des Amtes Aarwangen	1966	139
Herrmann Samuel	Die Möbelfabrik Aebi + Cie AG in Huttwil	1968	52
Herrmann Samuel	Die Gemeindewappen des Amtsbezirks Wangen	1970	41
Herrmann Samuel	Die Wappen der Region Huttwil	1976	39
Hiltbrunner Hermann	Gedichte	1961	148
Hofer Emma	Gedichte und Liedertexte	1959	133
Hofer Hans	100 Jahre Bank in Huttwil	1977	145
Hofer Paul	Lotzwil, Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche	1961	9
Holenweg Otto	Der Oeschenbach Zehnt	1958	74
Holenweg Otto	Tagebuch von Michael Ringier	1960	159
Holenweg Otto	125 Jahre ökonomisch-gemeinn. Verein Oberaargau	1962	190
Holenweg Otto	Stammen die in Densbüren und Bözberg verburgerten Dambach ursprünglich aus Ursenbach?	1963	85
Holenweg Otto	Vom Chuzen des Amtes Wangen auf dem Richisberg	1966	92
Holenweg Otto	Hans Käser, Lehrer, Walterswil, 1892–1965	1967	129

Holenweg Otto	Ursenbach – von der Kirchhöre zur Einwohnergemeinde	1971	115
Holenweg Otto	Das Gericht Ursenbach im altbernischen Staat	1974	41
Holenweg Otto	Das Chorgericht Ursenbach und die Trunksucht	1975	107
Holenweg Otto	Vom Brandunglück in Thörigen	1977	109
Holenweg Otto	Rund um einen Keramikteller	1979	75
Holenweg Otto	Ursenbach um die Mitte des 18. Jh.	1980	51
Holenweg Otto	Ursenbach – us dr Schuelgschicht	1982	69
Howald Johann	Gedichte	1965	148
Huber-Frey J. J.	Die Pfarrei Madiswil 1810	1975	121
Huber-Knapp Paul	Das Geschlecht der Huber in Madiswil	1964	105
Huber-Knapp Paul	Drei Briefe aus den Anfangen des bernischen Staatsseminars	1977	51
Hügi Theodor	Uranvorkommen in der Schweiz	1963	127
Hügi Theodor	Der Meteorit von Utzenstorf, ein Bote aus dem Weltraum	1982	265
Indermühle Harn	Das Gefecht zu Herzogenbuchsee 1653	1974	209
Ingold Paul	Vorsommer am Sängeli-Weiher	1961	144
Ischi Hans	Der Oberaargauische Naturalverpflegungsverband 1885–1961	1980	199
Ischi Markus	Regionalplanung Oberaargau – auf dem Weg zum regionalen Denken	1980	251
Javet Moritz	Lotzwil, sein Name und seine Kirche	1958	93
Jenny Jakob	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Joss Siegfried	Der Pfarrbericht von 1764 über Seeberg	1959	32
Jufer Max	Die Adelsgeschlechter des Oberaargaus	1963	39
Jufer Max	J. R. Meyer als Historiker	1966	123
Jufer Max	Der Oberaargau in der Helvetik 1798–1803	1970	99
Jufer Max	Der Oberaargau in der Restauration 1815–1830	1971	137
Jufer Max	Der Oberaargau in der Regeneration 1830–1848	1973	51
Jufer Max	Die Johanniter-Kommende Thunstetten	1976	102
Jufer Paul	Bernische Bezirksverwaltung, gestern und heute	1960	16
Käser Hans	Vom bäuerlichen Kommunismus zum Privatbesitz	1961	74
Käser Hans	Acker- und Wiesenkultur in einer Hofgemeinde im 17. und 18. Jahrhundert	1967	131
Käser Jakob	Mälbelestöck	1965	9
Käser Jakob	Gedichte	1968	25
Käser Jakob	Surchabis	1979	9
Käser Peter	Die Wassergenossenschaft Obersteckholz	1971	100
Kasser Fritz	Rohrbach in altbernischer Zeit	1979	23
Kasser Fritz	Samuel Friedrich Moser, 1808–1891, Herzogenbuchsee	1980	159
Kasser Fritz	Nationalrat Johann Bützberger, 1820–1886,1. Teil	1981	131
Kasser Walter und Werner	Aus der Familiengeschichte der Kasser, heimatberechtigt in Niederbipp	1960	78

Kaufmann Ernst	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau, 1375–1500	1961	37
Killer Peter	Cuno Amiet und der Brand des Münchner Glaspalastes	1974	23
Köhli Hans	Das Kraftwerk Bannwil der BKW	1959	47
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1967	1968	176
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1968	1969	196
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1969	1970	193
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1970	1971	216
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1971	1972	200
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1972	1973	195
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1973	1974	222
Kuhn Ulrich	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1974	1975	200
Kuhn Ulrich	Natur- und Heimatschutz Oberaargau: Jahresbericht 1975	1976	200
Kurt Fred	Zu einigen Rehtrophäen aus dem Oberaargau	1963	187
Kurz Gottlieb	Der Übergang der Herrschaft Aarwangen an Bern	1965	59
Kurz Gottlieb	Ein Aufstandsversuch der Oberaargauer 1798	1967	161
Kurz Gottlieb	Geschichte des Mumenthaler Weihers	1979	13
Lanz Fritz	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1969	1970	193
Lanz Fritz	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1970	1971	216
Lanz Fritz	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1971	1972	200
Lanz Fritz	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1972	1973	195
Lavater Hans Rudolf	Johannes Goeppel, Prädikant zu Rohrbach und Zofingen, 1527–1548	1978	149
Leibundgut Christian	Wildtiere unseres Waldes	1962	152
Leibundgut Christian	Die Wässermatten des Oberaargaus	1970	163
Leibundgut Christian	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur	1974	89
Leibundgut Christian	Färbversuche im Grundwasser des Oberaargaus	1975	143
Leibundgut Christian	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1974	1975	200
Leibundgut Christian	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	1976	200
Leibundgut Christian	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Leibundgut Christian	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1976	1977	185
Leibundgut Christian	Naturschutz Oberaargau 1977	1978	209
Leibundgut Christian	Naturschutz Oberaargau 1978	1979	209
Leibundgut Christian	Wässermatten und Grundwasserspeisung	1980	205
Leibundgut Christian	Zur Hydrogeographie des Muemethaler Weiers	1981	77
Leibundgut Christian	Naturschutz Oberaargau 1981	1982	285
Leist Hans	Die Einbürgerungen der Landsassen und Heimatlosen anno 1861 im Oberaargau	1960	29
Leist Hans	Geschichtliches über den Mumenthaler Weiher	1972	126
Leist Hans	Carl Rechsreiner 1903–1976	1976	17
Leist Hans	3 Schüsse im Oberaargau	1979	122

Lerch Christian	Aus der Geschichte des Kornhauses zu Herzogenbuchsee	1979	49
s. auch Sunnefroh Peter			
Leuenberger Andre	Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau	1971	155
Leuenberger Andre	Die Bergregion Trachselwald	1977	153
Leuenberger Walter	Ofensprüche	1959	117
Levental Zdenko	Arnold Rikli aus Wangen, 1823–1906, Sonnendoktor	1977	133
Luginbühl Emil	Karl Ricklis Leichenbegängnis – ein unbekannter Gotthelf-Brief	1977	38
Lüthi Walter	Gedichte	1962	148
Maag Robert	Gold im Oberaargau	1981	53
Marbach Fritz	Erinnerungen an den Oberaargau	1963	9
Mathys Johann	50 Jahre Solothurn-Niederbipp-Bahn	1968	124
May Alfred	Rohrbachgraben	1973	12
Meichle Alfred	Das neue Kraftwerk Bannwil	1970	187
Meier Gerhard	Gedichte und Skizzen	1973	44
Meier Gerhard	Die Fahnen	1981	9
Merki Rudolf	Der Gewässerschutz im Oberaargau	1974	82
Meyer Emil	Hans Morgenthaler	1960	95
Meyer Jakob Reinhard	Entstehung und Wandel des Begriffes Oberaargau	1958	7
Meyer Jakob Reinhard	Zur Geschichte der Gutenburg	1959	81
Meyer Jakob Reinhard	Langenthal während des 16. Jahrhunderts	1960	115
Meyer Jakob Reinhard	Ausnahmen vom Schema der mittelalterlichen Dorfbevölkerung	1961	27
Meyer Jakob Reinhard	Die Quart von Wynau	1962	98
Meyer Jakob Reinhard	Dottelbächlein und Elzmatten – zwei Flurnamen von Langenthal	1962	101
Meyer Jakob Reinhard	Adelheid von Hurun und die Herren von Ried	1963	62
Meyer Jakob Reinhard	Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen	1965	13
Meyer Jakob Reinhard	Gedichte	1972	94
Meyer Jakob Reinhard	Gedichte	1976	52
Meyer Jakob Reinhard	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Meyer Karl Alfons	Oberaargau in meinem Gedenken	1958	149
Meyer-Usteri Konrad	Die Aarebrücke von Wangen	1967	178
Meyer-Usteri Konrad	Umfahrungsstrasse von Wangen und Wiedlisbach	1982	249
Meyer Peter	Der Wald im Oberaargau	1970	13
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleintietwil I	1961	55
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleintietwil II	1962	166
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleintietwil III	1964	78
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleintietwil IV	1967	81
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleintietwil V: das Spätmittelalter	1972	137
Meyer Walter	Gedichte	1977	67
Meylan Henri	Der Kardinal J. de Bellay und die Ratsherren von Bern	1962	104

Mojon Luc	Zum Kunstdenkmälerband Emmental-Oberaargau	1959	175
Moosberger-Leu Rudolf	Die Niederlassung der Alemannen und Burgunder	1962	65
Morgenthaler Ernst	Kleindietwil	1966	9
Morgenthaler Ernst	Die Holzschuh-Bilder von Lotzwil	1977	9
Moser Andres	Die Patrozinien der oberaarg. Kirchen	1959	22
Moser Ernst	Die Kirche Aarwangen	1968	97
Moser Hans	Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958–1977	1977	189
Moser Hans	Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958–1982	1982	289
Mühlethaler Hans	Vom frühen Vorkommen von allerlei Wildtieren	1959	41
Mühlethaler Hans	Von Schiffskatastrophen und den zwei ältesten Stadtbildern von Wangen a.d.A.	1961	130
Mühlethaler Hans	Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Wangen a.d.A.	1967	25
Mühlethaler Hans	Der Zeitglockenturm von Wangen a.d.A.	1969	69
Mühlethaler Hans	Hans Obrecht	1980	135
Müller Fritz	Von der Bienenzucht im Oberaargau – einst und jetzt	1968	17
Notter Ferdinand	Wiedlisbach – Vorbild für Altstadtpflege	1975	172
Nyffeler Max	Altersheimplanung im Oberaargau	1979	150
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1957	1958	186
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1958	1959	178
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1959	1960	191
Pfister Rudolf	Heimatschutzgruppe Oberaargau: Jahresbericht 1960	1961	188
Portmann Peter	Das Oberaargauer Infanterieregiment 16	1976	146
Prétat Charles	Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau	1971	155
Räber Hans	Der Berner Sennenhund	1965	100
Ramseier Fritz	Wer seine Heimat kennt, der muss sie lieben	1975	81
Reber Andreas	Ernst Nobs, der Schulmeister von Wynau	1975	67
Reinhart Josef	Am Jurahang (aus «Galmis»)	1964	9
Reinle Adolf	Das Kaufhaus in Langenthal und sein Architekt Josef Purtschert	1961	89
Rennefahrt Hermann	Otto Tschumi	1959	167
Rettenmund Jürg	Ein Prozess um den Huttwil-Wald 1757/59	1981	197
Rhyn Hans	Gedichte	1967	126
Rikli-Suter Rudolf	Erinnerungen an den Freischarenzug 1845	1973	87
Rolli Karl	Die Entwicklung des oberaarg. Verkehrswesens	1959	101
Roth Helene	Von der ältesten schweizerischen Pferdehaarspinnerei	1958	30
Roth Helene	Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A.	1959	53
Roth Helene	Begegnungen in Herzogenbuchsee	1962	124
Rubi Christian	Das Pfarrkapitel Langenthal	1978	177
Rubi Christian	Die Allmende zu Dürrenroth	1979	56
Rüedi Werner	Zur Frühgeschichte des Dorfes Niederbipp	1977	173
Sägesser Willy	Der Bahnhof Langenthal	1974	125
Scheitlin Hans W.	Vom Holzschuhmacher zum Schuhindustriellen: Firma Hug & Co., Herzogenbuchsee	1961	152

Schlunegger Hans	Das Unteremmental und seine Beziehungen zum Oberaargau	1958	65
Schlunegger Hans	Das Kuglerspiel	1959	88
Schlunegger Hans	Egg und Graben, die Landschaft des Unteremmentals	1960	59
Schmalz Karl Ludwig	Steinhof und Steinenberg	1966	12
Schmalz Karl Ludwig	Ein neues Naturschutzgebiet: Erlimoos Oberbipp	1969	11
Schmalz Karl Ludwig	Von der alten zur neuen «Vogelraupfi»	1971	74
Schmalz Karl Ludwig	Zwei neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1973	177
Schmalz Karl Ludwig	Neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1976	191
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12
Schmalz Karl Ludwig	Ein Naturschutzgebiet auf dem Waffenplatz Wangen	1977	29
Schneeberger Alfred u.a.	25 Jahre Hans-Roth-Waffenlauf Wiedlisbach	1978	91
Schnyder Paul	Der Flugplatz des Oberaargaus in Bleienbach	1968	91
Schöpfer Hermann	Die mittelalterlichen Taufsteine im Oberaargau	1978	127
Schumacher Edgar	Erinnerungen an das Infanterie-Regiment 16	1962	157
Schüpbach Christian	Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal	1964	128
Schwarz Urs	Das Naturschutzgebiet Mürgelibrunnen in Deitingen-Wangenried	1979	183
Senn Walter	Über die Kirche Eriswil	1978	101
Sennhauser Hans Rudolf	Die kirchliche Baukunst im oberen Aaregebiet	1962	68
Sennhauser Hans Rudolf	Ergebnisse der Ausgrabungen Kirche Oberbipp	1971	31
Sigrist Hans	Der mittelalterliche Dinghof Herzogenbuchsee	1958	18
Sigrist Hans	Hans Roth von Rumisberg	1959	136
Sigrist Hans	Die Freiherren von Bechburg und der Oberaargau	1960	105
Simon Senta	Gedichte	1971	59
Sinzig Ulrich	Die Region Oberaargau erhält ein neu konzipiertes Verkehrsnetz	1982	239
Sooder Melchior	Kulturgeschichtliches aus Rohrbach	1961	124
Soom Walter	Ründi am Schlüsselstock in Wiedlisbach	1962	187
Spitteler Carl	Gerold und Gesima an der Aare	1969	9
Stark Hans	Flugpionier Ernst Rech, 1891–1913	1963	175
Staub Jakob	Schulinspektor Johannes Staub, 1809–1882	1981	121
Staub Werner	Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee	1958	158
Staub Werner	Besuch bei Cuno Amiet	1960	9
Staub Werner	Hans Schelbli, Buchdrucker, Herzogenbuchsee, 1901–1967	1967	200
Staub Werner	Rudolf Pfister, 1882–1971	1972	188
Staub Werner	Fliegergeneral Hans Haeberli, 1894–1970	1973	111
Staub Werner	Das Natursteinmosaik von Attiswil	1976	11
Staub Werner	100 Jahre Anzeiger Amt Wangen	1976	181
Staub Werner	Ernst Glanzmann, Loch, 1901–1975	1977	71
Staub Werner	«Die Bergpredigt» von Eugène Burnand, Kirche Herzogenbuchsee	1978	13
Staub Werner	50 Jahre Schulgeschäft Ingold, Herzogenbuchsee	1979	137

Staub Werner	Rudolf Ingold, Herzogenbuchsee, 1886–1973 (Ornithologe)	1979	163
Staub Werner	Christina Luise Scheidegger, 1843–1866, die Braut Gottfried Kellers	1982	159
Stauffer Ernst	Autobahnanschluss Wangen/Wiedlisbach	1974	113
Steffen Albert	Gedichte	1963	152
Stettler Karl	Jakob Buchmüller, der erste Regierungsstatthalter von Aarwangen	1959	76
Stettler Karl	Der Pfarrbericht von 1764 über Lotzwil	1960	146
Stettler Karl	J. R. Meyer und das Jahrbuch	1966	132
Stettler Karl	Jakob Käser, 1884–1969	1969	83
Stettler Karl	Alpenmaler Albert Nyfeler, 1883–1969	1973	33
Stettler Karl	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau III	1979	88
Stettler Karl	Durs Ingold von Lotzwil und sein Rezeptbuch	1979	97
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau IV	1980	91
Stettler Karl	Der Linksmähder von Madiswil	1981	15
Stettler Karl	Walter Bieri, 1893–1981	1982	11
Stettler Karl	Bildhauer Karl Alfred Lanz von Rohrbach, 1847–1907	1982	185
Strasser Otto	Gottfried Strasser, 1854–1912	1963	156
Straub Willy	Tagfalter des Oberaargaus	1969	19
Studer Ernst	N1, Genf-Romanshorn, Teilstück Bipperamt	1966	180
Studer Robert	Die Regeneration von 1830–1831 im Kanton Bern	1958	135
Sunnefroh Peter (Lerch Christian)	Oberaargauer Landvogtgschichte	1971	44
Terretaz Armand	Burger und Hintersassen. Die «Pinte» zu Wynau als Zankapfel	1960	112
Troesch Ernst	Der Fronten-Krawall in Bützberg, 11. November 1933	1974	161
Troesch Ernst	Hieronymus von Erlach, 1667–1748	1981	109
Troesch Peter	Ernesto F. Alemann von Farnern – ein bedeutender Auslandschweizer	1967	193
Tschanz Fritz Heinz	Zur neuen Geschichte der Kirche Wangen a.d.A.	1982	121
Tuor Robert	Altes Mass und Gewicht im Oberaargau	1980	145
Ulrich Josef	Regionales Arbeitszentrum Herzogenbuchsee	1975	134
Van der Vinne V. L.	Drei Holländer erleben Wiedlisbach im Bauernkrieg	1979	110
Wächli Emil	50 Jahre Landw. Schule Waldhof	1973	171
Waldmann Hans	Natur- und Heimatschutz im Oberaargau 1975	1976	200
Walser Hermann	Dörfer und Einzelhöfe	1974	9
Waser Maria	Herzogenbuchsee in der Schau Maria Wasers	1962	9
Waser Maria	Gedichte	1969	56
Waser Maria	Der weite grüne Wellenschlag	1971	9
Waser Maria	Gedichte	1974	16

Waser Maria	Land unter Sternen	1978	9
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau in der Mediationszeit	1959	9
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau im Jahre 1764	1961	96
Wellauer Wilhelm	Ein Fastnachtsbrauch im alten Amt Aarwangen	1961	140
Wellauer Wilhelm	Auffahrt zu Schmidigen 1783	1962	121
Wellauer Wilhelm	Volkskundliches aus dem Oberaargau	1963	121
Wellauer Wilhelm	Anekdoten aus dem alten Oberaargau	1964	91
Wellauer Wilhelm	Aberglaube und das alte Brauchtum im Oberaargau	1966	87
Wicki Hans	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau im Zeitalter der Reformation	1967	102
Wittwer Samuel	Ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jh. – Autobiographie	1977	55
Würgler Hans	Rohrbach und das Kloster St. Gallen	1962	80
Würgler Hans	Die Wallfahrtskapelle in Fribach-Gondiswil	1963	70
Würgler Hans	Rohrbach, Gericht und Kirchgemeinde, 1504	1965	131
Würgler Hans	Die Heiligkreuz-Kapelle auf dem Lünisberg	1972	17
Wüthrich Peter	Bezirksspital Niederbipp – Projekt und Ausbau	1976	73
Wyss Ernst	Die Glasgemälde in der Kirche Oberbipp	1968	11
Wyss Robert	Ein Langnauer Teller aus dem Jahre 1733	1980	25
Wyss Robert	Der Freundschaftsbecher der Landvögte von Aarwangen, Bipp und Wangen	1980	99
Zesiger Alfred	Die Bipper Lärmkanone	1979	131
Zimmermann Hans W.	Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	1969	25
Zimmermann Heinz	Theater für das Bernerland im Oberaargau	1981	243
Zingg Louis	Die Firma H. Ernst & Cie. in Aarwangen	1963	181
Zulliger Hans	Gedichte	1966	135
Zurlinden Hans	Cuno Amiet malt ein Porträt	1975	9

SACHREGISTER

Jahrbuch des Oberaargaus 1958–1982

NATURKUNDE

GEOLOGIE UND PALÄONTOLOGIE

Zimmermann Hans W.	Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	1969	25
Gerber Martin Ed.	Zur Geologie der Buchsiberge	1978	65
Gerber Eduard	Über den Meteorstein von Utzenstorf (Fundbericht 1929)	1982	259
Hügi Theo/Eugster Otto	Der Meteorit von Utzenstorf, ein Bote aus dem Weltraum	1982	265
Hügi Theodor	Uranvorkommen in der Schweiz und in Langenthal	1963	127
Maag Robert	Gold im Oberaargau	1981	53
Binggeli Valentin	Der Hard-Findling in Langenthal	1963	144
Binggeli Valentin	Bannwiler Block und Langenthaler Schwankung	1971	213
Schmalz Karl Ludwig	Steinhof und Steinenberg	1966	12
Budmiger Georg	Die Quellstollen in der mittelalterlichen Molasse	1967	52
Binggeli Valentin	Die Brunnhöhle von Obersteckholz	1967	47
Brönnimann Friedrich	Aus der Urwelt des Oberaargaus	1958	41
Brönnimann Friedrich	Von der ältesten Säugetierwelt des Oberaargaus	1966	70
Bühler Werner	Versteinerungen im Oberaargau	1980	63
Bieri Walter	Die Glanzmannschen Kugeln – Geschichte einer Entdeckung	1977	87

HYDROLOGIE/LIMNOLOGIE

Merki Rudolf	Der Gewässerschutz im Oberaargau	1974	82
Leibundgut Christian	Die Wässermatten des Oberaargaus	1970	163
Leibundgut Christian	Wässermatten und Grundwasserspeisung	1980	205
Leibundgut Christian	Färbversuche im Grundwasser des Oberaargaus	1975	143
Binggeli Valentin	Niederschlag und Abfluss im Langetengebiet 1965	1968	58
Binggeli Valentin	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Leibundgut Chr. u.a.	Zur Hydrologie des Langete-Hochwassers von 1975	1976	87
Binggeli Valentin u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunmatten Roggwil/ Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Leibundgut Chr. u.a.	Die Grundwasserquellen der Brunnmatten Roggwil	1974	89

Jenny Jakob u.a.	Brunnenkressekultur Wynau	1974	89
Binggeli Valentin u.a.	Die Wassergenossenschaft Obersteckholz	1971	100
Leist Hans	Geschichtliches über den Mumenthaler Weiher	1972	126
Kurz Gottlieb	Geschichte des Mumenthaler Weihers	1979	13
Leibundgut Christian	Zur Hydrogeographie des Muemetaler Weiers	1981	77
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12

GEOGRAPHIE

Gerber Gottlieb	Die ersten trigonometrischen Vermessungen des Kantons Bern	1973	183
Zimmermann Hans W.	Zur Landschaftsgeschichte des Oberaargaus	1969	25
Binggeli Valentin	Über Begriff und Begrenzung der Landschaft Oberaargau	1962	13
Binggeli Valentin	Landschaft und Menschen im Oberaargau	1958	53
Binggeli Valentin	Dörfer und Höfe	1982	17
Bundesamt f. Statistik	Wohnbevölkerung im Oberaargau 1850–1980	1981	256
Binggeli Valentin	Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus	1965	23
Bieri Walter	Wässermatten-Reminiszenzen	1975	138
Leibundgut Christian	Die Wässermatten des Oberaargaus	1970	163
Leibundgut Christian	Wässermatten und Grundwasserspeisung	1980	205
Ramseyer Fritz	Wer seine Heimat kennt, der muss sie lieben	1975	81
Walser Hermann	Dörfer und Einzelhöfe	1974	9
Guggenheim Thomas	Regionalplanung im Oberaargau	1970	25
Ischi Markus	Regionalplanung Oberaargau – auf dem Weg zum regionalen Denken	1980	251
Leuenberger André	Die Bergregion Trachselwald – Werdegang und Aufgaben	1977	153
Schlunegger Hans	Das Unteremmental und seine Beziehungen zum Oberaargau	1958	65
Schlunegger Hans	Egg und Graben, die Landschaft des Unteremmentals	1960	59
Binggeli Valentin	Landschaft und Poesie des Emmentals	1972	9
Binggeli Valentin	Jura – Stil der Landschaft in Geographie und Poesie	1960	41
Henzi Hans	Beiträge zur Ortsnamenkunde	1966	83
Glatthard Peter	Zum Namen Thunstetten	1965	115
Meyer J. R.	Dottelbächlein und Elzmatten – zwei Flutnamen von Langenthal	1962	101
Aubert Jakob	Wissenswertes über Gondiswil	1969	129
Binggeli Valentin	Zur Siedelungsentwicklung Langenthals	1975	25
May Alfred	Rohrbachgraben	1973	12
Schmalz Karl Ludwig	Steinhof und Steinenberg	1966	83

BIOLOGIE

Bütikofer Ernst	Das Reservat Lehnfluh	1958	27

Bütikofer Ernst	Naturkundlicher Spaziergang durch das Bipperamt von der Aare zur Jurahöhe	1959	37
Schmalz Karl Ludwig	Ein neues Naturschutzgebiet: Erlimoos Oberbipp	1969	11
Schmalz Karl Ludwig	Von der alten zur neuen «Vogelraupfi»	1971	74
Schmalz Karl Ludwig	Zwei neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1973	177
Schmalz Karl Ludwig	Neue Naturschutzgebiete im Oberaargau	1976	191
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12
Schmalz Karl Ludwig	Ein Naturschutzgebiet auf dem Waffenplatz Wangen	1977	29
Aeberhard Fritz	Das Chlepfibeerimoos	1972	129
Schwarz Urs	Das Naturschutzgebiet Mürgelibrunnen in Deitingen-Wangenried	1979	183
Aeberhard Thomas	Das neue Naturschutzgebiet Gumigrube Auswil	1981	71
Meyer Peter	Der Wald im Oberaargau	1970	13
Haudenschild Werner	Aus der Geschichte des Waldes im frühen Bipperamt	1960	64
Banholzer Max	Der Schmidwald	1975	71
Baumann Albert	Die Patriziergärten zu Thunstetten und Wangen	1965	108
Ingold Paul	Vorsommer am Sängeli-Weiher	1966	144
Aeberhard Fritz	Amphibien-Rettungsaktion im Oberaargau	1978	55
Mühlethaler Harn	Vom frühern Vorkommen von allerlei Wildtieren	1959	41
Leibundgut Christian	Wildtiere unseres Waldes	1962	152
Kurt Fred	Zu einigen Rehtrophäen aus dem Oberaargau	1963	187
Bieri Walter	Von den Vögeln im Oberaargau	1968	127
Bieri Walter	Krähen	1971	87
Bieri Walter	Die Verbreitung des Haussperlings im Napfgebiet	1980	87
Staub Werner	Rudolf Ingold, Herzogenbuchsee, 1886–1973 (Ornithologe)	1979	163
Christen Paul	Die Fischerei im Oberaargau	1960	36
Müller Fritz	Von der Bienenzucht im Oberaargau – einst und jetzt	1968	17
Bieri Walter	Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43	1964	138
Bieri Walter	Die Maikäfer im Oberaargau	1966	59
Strub Willy	Tagfalter des Oberaargaus	1969	19
Räber Hans	Der Berner Sennenhund	1965	100

GESCHICHTE

ALLGEMEINES

Meyer J. R.	Von der Entstehung und dem Wandel des Begriffes Oberaargau	1958	7
Flatt Karl H.	Quellen zur Oberaargauer Geschichte	1961	182
Flatt Karl H.	Arbeitstagung für Landesforschung im Emmental und Oberaargau	1962	58
Jufer Paul	Die bernische Bezirksverwaltung gestern und heute	1960	16
Flatt Karl H.	Die Bevölkerung des Bipperamtes	1961	161

Senn Walter	Über die Kirche Eriswil	1978	101
Aubert Jakob	Wissenswertes über Gondiswil	1969	129
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil I	1961	55
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil II	1962	166
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil III	1964	78
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil IV	1967	81
Meyer Walter	Geschichtliches über Alt-Kleindietwil V	1972	137
Javet Moritz	Lotzwil – sein Name und seine Kirche	1958	93
Geiser Karl	Die Korporation Schürhof	1977	95
Fahrni Hans	Wyssachen und seine Kirche	1978	110
Mühlethaler Hans	Die ur- und frühgeschichtlichen Funde von Wangen a.d.A.	1967	25
Rüedi Werner	Zur Frühgeschichte des Dorfes Niederbipp	1977	173

MITTELALTER

Moosbrugger-Leu Rudolf	Die Niederlassung der Alemannen und Burgunder	1962	65
Bieri Walter	Alamannen und Burgunder im Oberaargau	1967	74
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter I	1967	11
Flatt Karl H.	Das obere Aaregebiet im Frühmittelalter II	1971	13
Moser Andres	Die Patrozinien der oberaargauischen Kirchen	1959	22
Sennhauser Hans Rudolf	Die kirchliche Baukunst im oberen Aaregebiet	1962	68
Schöpfer Hermann	Die mittelalterlichen Taufsteine im Oberaargau	1978	127
Sennhauser Hans Rudolf	Ergebnisse der Ausgrabungen in der Kirche Oberbipp	1971	31
Fischer Rainald P.	Die Frühgeschichte der Kirche Oberbipp	1971	38
Hofer Paul	Lotzwil – Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche	1961	9
Eggenberger Peter u.a.	Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche Wangen a.d.A.	1981	169
Würgler Hans	Rohrbach und das Kloster St. Gallen	1962	80
Jufer Max	Die Johanniter-Kommende Thunstetten	1976	102
Häberle Alfred	Das Kloster St. Urban und der Oberaargau	1964	31
Kaufmann Ernst	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau, 1357–1500	1961	37
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Kirchen und ihre Pfarrer im 15. Jahrhundert	1972	103
Würgler Hans	Die Wallfahrtskapelle in Fribach-Gondiswil	1963	70
Würgler Hans	Die Heiligkreuz-Kapelle auf dem Lünisberg	1972	17
Henzi Hans	Die älteste Erwähnung von Herzogenbuchsee	1978	97
Sigrist Hans	Der mittelalterliche Dinghof Herzogenbuchsee	1958	18
Meyer J. R.	Die Quart von Wynau	1962	98
Jufer Max	Die Adelsgeschlechter des Oberaargaus	1963	39
Sigrist Hans	Die Freiherren von Bechburg und der Oberaargau	1960	105

Meyer J. R.	Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen	1965	13
Friedli Max	Die Ritter von Mattstetten und ihre Beziehung zum Oberaargau	1970	85
Meyer J. R.	Adelheid von Hurun und die Herren von Ried	1963	62
Bieri Walter	Auf den Spuren von Adelheid von Hurun	1973	149
Meyer J. R	Zur Geschichte der Gutenburg	1959	81
Flatt Karl H.	Die Gugler im Oberaargau vor 600 Jahren	1975	93
Meyer J. R.	Ausnahmen vom Schema der mittelalterlichen Dorfbevölkerung	1961	27
Flatt Karl H.	Ita von Huttwil	1972	99
Sigrist Hans	Hans Roth von Rumisberg	1959	136
Flatt Karl H.	Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen	1958	133
Kurz Gottlieb	Der Übergang der Herrschaft Aarwangen an Bern	1965	59

NEUZEIT

Wicki Hans	Beziehungen der Zisterzienserabtei St. Urban zum Oberaargau im Zeitalter der Reformation	1967	102
Lavater Hans Rudolf	Johannes Goeppel, Prädikant zu Rohrbach und Zofingen, 1527–1548	1978	149
Rubi Christian	Das Pfarrkapitel Langenthal	1978	177
Meyer J. R.	Langenthal während des 16. Jahrhunderts	1960	115
Würgler Hans	Rohrbach – Gericht und Kirchgemeinde – 1504	1965	131
Kasser Fritz	Rohrbach in altbernischer Zeit	1979	23
Flatt Karl H.	Das Dorfrecht von Thunstetten aus der Reformationszeit	1974	35
Henzi Hans	Die Fryheiten dess Dorfs zu Herzogenbuchsee	1970	93
Meylan Henri	Der Kardinal Jean du Bellay und die Ratsherren von Bern	1962	104
Banholzer Max	Der Schmidwald	1975	71
Rubi Christian	Die Allmende zu Dürrenroth	1979	56
Balmer Werner	Melchnau im 17. Jahrhundert – nach dem Dorfbuch	1959	110
Flatt Karl H.	Wie der Oberaargau den Kluserhandel erlebte (1632)	1982	89
Van der Vinne V. L.	Drei Holländer erleben Wiedlisbach im Bauernkrieg	1979	110
Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee – Gefechtsplan	1973	153
Henzi Hans	Das Ende des Bauernkrieges 1653 in Herzogenbuchsee – Quellen	1974	174
Flatt Karl H./ Indermühle Hans	Das Gefecht zu Herzogenbuchsee 1653	1974	209
Holenweg Otto	Tagebuch des Michael Ringier: 1647–1661	1960	159
Flatt Karl H.	Pfarrkirche und Kirchendienst in Wangen zur Zeit der gnädigen Herren	1982	101

Flatt Karl H.	Beat Fischer, Landvogt in Wangen, 1680–1686	1959	145
Troesch Ernst	Hieronymus von Erlach, 1667–1748	1981	109
Flatt Karl H.	Wie ein bernischer Landvogt im 18. Jh. zum Volk sprach	1979	115
Wyss Robert	Der Freundschaftsbecher der Landvögte von Aarwangen, Bipp und Wangen	1980	99
Geiser Karl	Einzug, Niederlassung und Heimatrecht	1975	18
Holenweg Otto	Ursenbach – von der Kirchhöre zur Einwohnergemeinde	1971	115
Holenweg Otto	Das Gericht Ursenbach im altbernischen Staat	1974	41
Holenweg Otto	Das Chorgericht Ursenbach und die Trunksucht	1975	107
Holenweg Otto	Vom Chuzen des Amtes Wangen auf dem Richisberg	1966	92
Holenweg Otto	Ursenbach um die Mitte des 18. Jahrhunderts	1980	51
Holenweg Otto	Ursenbach – us dr Schuelgschicht	1982	69
Leist Hans	Drei Schüsse im Oberaargau	1979	122
Henzi Hans	Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
Henzi Hans	Wie drei Buchser Handwerker 1778 zu einer Baubewilligung kamen	1981	229
Rettenmund Jürg	Ein Prozess um den Huttwil-Wald 1757/59	1981	197
Leist Hans	Geschichtliches über den Mumenthaler Weiher	1972	126
Kurz Gottlieb	Geschichte des Mumenthaler Weihers	1979	13
Meyer J. R.	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert	1964	11
Tuor Robert	Altes Mass und Gewicht im Oberaargau	1980	145
Lerch Christian	Aus der Geschichte des Kornhauses zu Herzogenbuchsee	1979	49
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau im Jahre 1764	1961	96
Herrmann Samuel	Der Pfarrbericht von 1764 über Huttwil	1962	113
Stettler Karl	Der Pfarrbericht von 1764 über Lotzwil	1960	146
Joss Siegfried	Der Pfarrbericht von 1764 über Seeberg	1959	31
Sunnefroh Peter (Lerch Christian)	Oberaargauer Landvogtgschichte	1971	44

NEUESTE ZEIT

Kurz Gottlieb	Ein Aufstandsversuch der Oberaargauer 1798	1967	161
Jufer Max	Der Oberaargau in der Helvetik 1798–1803	1970	99
Weilenmann Heinz	Der Oberaargau in der Mediationszeit	1959	9
Huber-Frey J. J.	Die Pfarrei Madiswil 1810	1975	121
Jufer Max	Der Oberaargau in der Restauration 1815–1830	1971	137
Stettler Karl	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
Flatt Karl H.	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen	1974	134
Flatt Karl H.	Altstadt und Durchgangsverkehr im 19 Jahrhundert	1976	124
Terretaz Armand	Burger und Hintersassen: Die «Pinte» zu Wynau als Zankapfel	1960	112

Studer Robert	Die Regeneration von 1830/31 im Kanton Bern	1958	135
Jufer Max	Der Oberaargau in der Regeneration 1830–1848	1973	51
Herrmann Samuel	Der dritte Städtlibrand von Huttwil, 1834	1963	93
Flatt Karl H.	Das erste bernische Lehrerinnensemiar im Pfarrhaus Niederbipp	1977	45
Huber-Knapp Paul	Drei Briefe aus den Anfangen des bernischen Staatsseminars	1977	51
Anliker Emil	Das Auswanderungsbüchlein des Johann Glur	1976	131
Rikli-Suter Rudolf	Erinnerungen an den Freischarenzug 1845	1973	87
Zesiger Alfred	Die Bipper Lärmkanone	1979	131
Aerni Willy	125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee (1857–1982)	1982	197
Wittwer Samuel	Ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jahrhundert (Autobiographie)	1977	55
Staub Jakob	Schulinspektor Johannes Staub, 1809–1882	1981	121
Leist Hans	Die Einbürgerung der Landsassen und Heimatlosen 1861 im Oberaargau	1960	29
Ischi Hans	Der Oberaargauische Naturalverpflegungsverband 1885–1961	1980	199
Anliker Emil	Der Oberaargau und die Burgerfrage	1969	92
Anliker Emil	Hans im Obergaden. Buchsi in der grossen Politik	1965	153
Anliker Emil	Dürrenmatt und die freisinnigen Langenthaler	1970	136
Dürrenmatt Hugo	Als im Oberaargau die Politik noch von Leidenschaften bewegt wurde	1980	195
Flatt Karl H.	Jakob Käser im Stock zu Melchnau, 1806–1878	1979	66
Kasser Fritz	Samuel Friedrich Moser, 1808–1891, Herzogenbuchsee	1980	159
Kasser Fritz	Nationalrat Johann Bützberger, 1820–1886, 1. Teil	1981	131
Henzi Hans	Regierungsrat Johann Schär von Inkwil, 1824–1906	1970	126
Gerber Ernst	100 Jahre Anzeiger des Amtsbezirks Aarwangen	1974	153
Staub Werner	100 Jahre Anzeiger Amt Wangen	1976	181
Flatt Karl H.	Korpssammelplatz und Waffenplatz Wangen a.d.A.	1973	125
Flatt Karl H.	100 Jahre Gäubahn, 1. Teil	1976	159
Anliker Emil	Die Buchsizeitung und die Weltpolitik der Jahrhundertwende	1966	101
Holenweg Otto	Vom Brandunglück in Thörigen 1907	1977	109
Reber Andreas	Ernst Nobs, der Schulmeister von Wynau	1975	67
Marbach Fritz	Erinnerungen an den Oberaargau	1963	9
Portmann Peter	Das oberaargauische Infanterieregiment 16	1976	146
Schumacher Edgar	Erinnerungen an das Infanterieregiment 16	1962	157
Schneeberger Alfred u.a	25 Jahre Hans-Roth-Waffenlauf Wiedlisbach	1978	91
Troesch Ernst	Der Fronten-Krawall in Bützberg, 11. 11. 1933	1974	161
Bundesamt f. Statistik	Wohnbevölkerung im Oberaargau 1850–1980	1981	256

MENSCHEN IM OBERAARGAU

BIOGRAPHIEN UND NEKROLOGE

Troesch Peter	Allemann Ernesto F., geb. 1893 (Redaktor)	1967	193
Freudiger Hans	Anderegg Felix, 1834–1911 (Landwirtschaftspionier)	1958	107
Stettler Karl	Bieri Walter, Ingenieur agronom, 1893–1981	1982	11
Binggeli Valentin	Brönnimann Dr. Friedrich, 1884-1977 (Paläontologe)	1977	32
Stettler Karl	Buchmüller Jakob, 1767–1894 (erster Regierungsstatthalter Aarwangen)	1959	76
Kasser Fritz	Bützberger Johann, Nationalrat, 1820–1886, 1. Teil	1981	131
Dürrenmatt Peter	Dürrenmatt Ulrich, 1849–1908 (Redaktor, Politiker)	1958	101
Troesch Ernst	von Erlach Hieronymus, 1667–1748	1981	109
Flatt Karl H. und Hauenstein Hans	Flückiger Daniel, Oberst, Aarwangen, 1820–1893	1968	29
Bandi Hans Georg	Flükiger Walter, Dr. h.c., 1889–1973 (Prähistoriker)	1974	29
Frauchiger-Reyher Ch.	Frauchiger Ernst, Prof., 1903–1975 (Mediziner)	1976	68
Staub Werner	Glanzmann Ernst, von Loch, 1901–1975 (Landwirt, Naturforscher)	1977	71
Lavater Hans Rudolf	Goeppel Johannes, Prädikant zu Rohrbach und Zofingen, 1527–1548	1978	149
Graeter-Gygax Therese	Gygax Ueli, Kunstmaler, 1928–1971	1971	63
Staub Werner	Haeberli Hans, Fliegergeneral, 1884-1970	1973	111
Dürrenmatt Rosa	Hofer-Schneeberger Emma, 1855–1939 (Dichterin, Komponistin)	1959	130
Staub Werner	Ingold Rudolf, Herzogenbuchsee, 1886–1973 (Ornithologe)	1979	163
Flatt Karl H.	Ita von Huttwil (Mystikerin)	1972	99
Holenweg Otto	Käser Hans, 1892–1965 (Lehrer, Walterswil)	1967	129
Flatt Karl H.	Käser Jakob, im Stock zu Melchnau, 1806–1878	1979	66
Stettler Karl	Käser Jakob, 1884–1969 (Schriftsteller)	1969	83
Flatt Karl H.	Kurz Gottlieb, 1866–1952 (Staatsarchivar)	1965	53
Stettler Karl	Lanz Karl Alfred, 1847–1907 (Bildhauer)	1982	185
Jufer Max	Meyer J. R., 1883–1966, als Historiker	1966	123
Stettler Karl	Meyer J. R., 1883–1966, und das Jahrbuch	1966	132
Meyer Emil	Morgenthaler Hans, 1886–1951 (Lehrer, Historiker)	1960	95
Kasser Fritz	Moser Samuel Friedrich, 1808–1891, Herzogenbuchsee	1980	159
Reber Andreas	Nobs Ernst, der Schulmeister von Wynau	1975	67
Flückiger Wilhelm und Stettler Karl	Nyfeler Albert, 1883–1969 (Kunstmaler)	1973	33
Staub Jakob	Staub Johannes, Schulinspektor, 1809–1882	1981	121
Staub Werner	Pfister Rudolf, 1882–1971	1972	188
Stark Hans	Rech Ernst, 1891–1913 (Flugpionier)	1963	175
Leist Hans	Rechsteiner Carl, 1903–1976 (Künstler)	1976	17

Balmer Heinz	Rhyn Hans, 1888–1967 (Schriftsteller)	1975	39
Levental Zdenko	Rikli Arnold, 1823–1906 (Sonnendoktor)	1977	133
Luginbühl Emil	Rickli Karls Leichenbegängnis – ein unbekannter Gotthelf-Brief	1977	38
Henzi Hans	Schär Johann, Regierungsrat, von Inkwil, 1824–1906	1970	126
Staub Werner	Scheidegger Christina Luise, 1843–1866, die Braut Gottfried Kellers	1982	159
Staub Werner	Schelbli Hans, 1901–1967 (Redaktor und Gemeindepräsident)	1967	200
Dürrenmatt Rosa	Sollberger Marie, 1846–1917 (Fürsorgerin)	1960	99
Bärtschi Alfred	Sooder Melchior, 1885–1955 (Lehrer, Rohrbach)	1964	160
Strasser Otto E.	Strasser Gottfried, 1854–1912 (Gletscherpfarrer)	1963	156
Flatt Karl H.	Studer Robert, 1884–1971 (Sekundarlehrer)	1972	197
Rennefahrt Hermann	Tschumi Otto, 1878–1960 (Professor, Prähistoriker)	1959	167
Gugger Hans	Weber J. J. – ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	1976	19
Buri Dewet	Weber Rudolf, alt Ständerat, Grasswil, 1887–1972	1972	193
Wittwer Samuel	Ein Oberaargauer Lehrer im 19. Jahrhundert (Autobiographie), 1818–1905	1977	55

FAMILIENGESCHICHTE

Burkhard Ernst	Schwarzhäusern und die Familie Burkhard	1969	170
Holenweg Otto	Stammen die in Densbüren und Bözberg verburgerten Dambach ursprünglich aus Ursenbach?	1963	85
Zingg Louis	Die Firma H. Ernst & Cie. in Aarwangen	1963	181
Huber-Knapp Paul	Das Geschlecht der Huber von Madiswil	1964	105
Scheitlin Hans W.	Vom Holzschuhmacher zum Schuhindustriellen: Aus der Geschichte der Firma Hug & Co., Schuhfabriken in Herzogenbuchsee	1961	152
Kasser W. und W.	Aus der Familiengeschichte der Käser (Kasser), heimatberechtigt in Niederbipp	1960	78
Holenweg Otto	Rund um einen Keramikteller (Familie Leuenberger-Wälchli)	1979	75
Balmer Heinz	Aus der Geschichte der Familie Morgenthaler	1972	37
Roth Helene	Begegnungen in Herzogenbuchsee (Frauen Moser und Bögli)	1962	124
Roth Helene	Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A.	1959	53
Roth Helene	Von der ältesten schweizerischen Pferdehaar-Spinnerei (Familie Roth, Wangen)	1958	30
Schüpbach Christian	Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal	1964	128

LITERATUR UND KUNST

LITERARISCHES

Gfeller Simon	Eggen u Grebe	1968	9
Gotthelf Jeremias	Wassernot	1970	9
Hebel Johann Peter	Der vorsichtige Träumer	1973	9
Käser Jakob	Surchabis	1979	9
Marbach Fritz	Erinnerungen an den Oberaargau	1963	9
Meier Gerhard	Die Fahnen	1981	9
Meyer Karl Alfons	Oberaargau in meinem Gedenken	1958	149
Morgenthaler Ernst	Die Holzschuh-Bilder von Lotzwil	1977	9
Spitteler Carl	Gerold und Gesima an der Aare	1969	9
Waser Maria	Der weite grüne Wellenschlag	1971	9
Waser Maria	Land unter Sternen	1978	9
Binggeli Ernst	Die Gesangs- und Musikkultur im Oberaargau	1964	97
Bieri Walter	Zwei Mundartgeschichten vom Hübeli-Chläis	1982	9
Zimmermann Heinz	Theater für das Bernerland im Oberaargau	1981	243
Binggeli Valentin	Landschaft und Menschen im Oberaargau	1958	53
Binggeli Valentin	Jura – Stil der Landschaft in Geographie und Poesie	1960	41
Binggeli Valentin	Landschaft und Poesie des Emmentals	1972	9
Dürrenmatt Rosa	Emma Hofer-Schneeberger, Dichterin und Komponistin von Volksliedern	1959	130
Henzi Hans	Zwei Bernerinnen fahren nach Livland und begegnen Albert Bitzius	1969	62
Meyer J. R.	Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen	1965	13
Luginbühl Emil	Karl Ricklis Leichenbegängnis – ein unbekannter Gotthelf-Brief	1977	38
Roth Helene	Begegnungen in Herzogenbuchsee	1962	124
Staub Werner	Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee	1958	158
Ammann Johann	Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf	1980	9
Staub Werner	Christina Luise Scheidegger, 1843–1866, die Braut Gottfried Kellers	1982	159
Stettler Karl	Jakob Käser, 1884–1969	1969	83
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau III	1979	88
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau IV	1980	91
Stettler Karl	Der Linksmähder von Madiswil	1981	15

GEDICHTE

Dick Hedwig	von Aarwangen, 1882–1969	1970	159
Fischer Heinrich	von Herzogenbuchsee, 1888–1947	1960	103

Flückiger Andreas	von Lünisberg, 1869–1961	1964	95
Flückiger Walter	von der Oschwand, 1874–1928	1958	182
Hiltbrunner Hermann	von Wyssachen, 1893–1961	1961	148
Hofer Emma	von Neuhaus, 1855–1939	1959	133
Howald Johann	von Thörigen, 1854–1953	1965	148
Käser Jakob	von Madiswil, 1884–1969	1968	25
Lüthi Walter	von Langenthal, 1897–1932	1962	148
Meier Gerhard	von Niederbipp, geb. 1917	1973	44
Meyer J. R.	von Langenthal, 1883–1966	1972	94
Meyer J. R.	von Langenthal, 1883–1966	1976	52
Meyer Walter	von Kleindietwil, geb. 1910	1977	67
Rhyn Harn	von Bollodingen, 1888–1967	1967	126
Simon Senta	von Herzogenbuchsee, geb. 1915	1971	59
Steffen Albert	von Murgenthal, 1884–1963	1963	152
Waser Maria	von Herzogenbuchsee, 1878–1939	1969	56
Waser Maria	von Herzogenbuchsee, 1878–1939	1974	16
Zulliger Hans	von Madiswil, 1893–1965	1966	125

KUNSTGESCHICHTE UND KUNSTGEWERBE

ALLGEMEINES

Mojon Luc	Zum Kunstdenkmälerband Emmental-Oberaargau	1959	175
Stettler Karl u. a.	Oberaargauische Lokalmuseen und Ortssammlungen	1960	179

ARCHITEKTUR/BILDENDE KUNST

Bürki Gotthelf	75 Jahre Berner Heimatschutz	1981	247
Leuenberger Walter	Ofensprüche	1959	117
Bieri Walter	Heidenstöcke	1972	113
Schöpfer Hermann	Die mittelalterlichen Taufsteine im Oberaargau	1978	127
Holenweg Otto	Rund um einen Keramikteller (Familie Leuenberger-Wälchli)	1979	75
Wyss Robert	Ein Langnauer Teller aus dem Jahre 1733	1980	25
Wyss Robert	Der Freundschaftsbecher der Landvögte von Aarwangen, Bipp und Wangen	1980	99
Moser Ernst	Die Kirche Aarwangen	1968	97
Staub Werner	Das Natursteinmosaik von Attiswil	1976	11
Senn Walter	Über die Kirche Eriswil	1978	101
Staub Werner	«Die Bergpredigt» von Eugène Burnand, Kirche Herzogenbuchsee	1978	13
Henzi Hans	Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26
Günter Walter	Die Ofensprüche im Bürlihaus zu Herzogenbuchsee	1979	86
Lerch Christian	Aus der Geschichte des Kornhauses zu Herzogenbuchsee	1979	49

Herrmann Samuel	Der dritte Städtlibrand von Huttwil 1834	1963	93
Reinle Adolf	Das Kaufhaus in Langenthal und sein Architekt Josef Purtschert	1961	89
Gallati Werner	Die Porzellanfabrik Langenthal	1962	178
Hofer Paul	Lotzwil – Ergebnisse der Sondierungen von 1955 in der Pfarrkirche	1961	9
Gschwend Max	Das Haus von Madiswil im schweizerischen Freilichtmuseum Ballenberg	1982	51
Flatt Karl H.	Von der Kirche zu Oberbipp	1959	29
Fischer Rainald P.	Die Frühgeschichte der Kirche Oberbipp	1971	38
Sennhauser H. R.	Ergebnisse der Ausgrabungen Kirche Oberbipp	1971	31
Greub Gerhard und Wyss Ernst	Die Glasgemälde in der Kirche zu Oberbipp	1968	11
Carlen Georg	Die Gemälde des Johannes Brandenberg im Schloss Thunstetten	1980	113
Baumann Albert	Die Patriziergärten zu Thunstetten und Wangen	1965	108
Eggenberger Peter u.a.	Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche Wangen a.d.A.	1981	169
Flatt Karl	Pfarrkirche und Kirchendienst in Wangen zur Zeit der gnädigen Herren	1982	101
Tschanz Fritz Heinz	Zur neueren Geschichte der Kirche Wangen a.d.A.	1982	121
Mühlethaler Hans	Von Schiffskatastrophen und den zwei ältesten Stadtbildern von Wangen	1961	130
Mühlethaler Hans	Der Zeitglockenturm von Wangen a.d.A.	1969	69
Meyer-Usteri Konrad	Die Aarebrücke von Wangen 1367–1967	1967	178
Soom Walter	Die Runde am Schlüsselstock zu Wiedlisbach	1962	187
Netter Ferdinand	Wiedlisbach – ein Vorbild für Altstadtpflege	1975	172
Flatt Karl H.	Wiedlisbach – Träger des Henri-Louis-Wakker-Preises 1974	1975	194
Fahrni Hans	Wyssachen und seine Kirche	1978	110

KÜNSTLER

Staub Werner	Besuch bei Cuno Amiet	1960	9
Killer Peter	Cuno Amiet und der Brand des Münchner Glaspalastes	1974	23
Zurlinden Hans	Cuno Amiet malt ein Porträt	1975	9
Carlen Georg	Die Gemälde des Johannes Brandenberg im Schloss Thunstetten	1980	132
Staub Werner	«Die Bergpredigt» von Eugène Burnand, Kirche Herzogenbuchsee	1978	13
Graeter-Gygax Therese	Der Kunstmaler Ueli Gygax, 1928–1971	1971	63
Fahrni Kurt	Markus Kohler (1942–1967), ein Künstlerschicksal	1978	39
Stettler Karl	Bildhauer Karl Lanz von Rohrbach, 1847–1907	1982	185
Flückiger Wilhelm	Gedenkblatt für Albert Nyfeler	1973	38

Stettler Karl	Alpenmaler Albert Nyfeler, 1883–1969	1973	33
Mühlethaler Hans	Hans Obrecht – der Weg eines Kunstmalers	1980	135
Leist Hans	Carl Rechsteiner, 1903–1976	1976	17
Gugger Hans	J. J. Weber – ein Orgelbauer aus dem Oberaargau	1976	19

HERALDIK

Flatt Karl H.	Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen	1958	133
Herrmann Samuel	Die Wappen der Gemeinden des Amtsbezirks Aarwangen	1966	139
Herrmann Samuel	Die Gemeindewappen des Amtsbezirks Wangen	1970	41
Herrmann Samuel	Die Wappen der Region Huttwil	1976	39

VOLKSKUNDE

Wellauer Wilhelm	Volkskundliches aus dem Oberaargau	1963	121
Wellauer Wilhelm	Anekdoten aus dem alten Oberaargau	1964	91
Wellauer Wilhelm	Aberglauben und altes Brauchtum im Oberaargau	1966	87
Günter Walter	Von Himmelszeichen und alten Kalendersprüchen	1978	45
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau I	1976	59
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau II	1977	125
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau III	1979	88
Stettler Karl	Sagen aus dem Oberaargau IV	1980	91
Schlunegger Hans	Das Kuglerspiel	1959	88
Leuenberger Walter	Ofensprüche	1959	117
Wellauer Wilhelm	Ein Fastnachtsbrauch im alten Amt Aarwangen	1961	140
Henzi Hans	Über eine Verpflöckung in Herzogenbuchsee	1966	119
Henzi Hans	Auf den Spuren von Scharfrichtern in und aus Herzogenbuchsee	1968	33
Henzi Hans	Vom Drangsalenstock zu Herzogenbuchsee	1972	26
Günter Walter	Die Ofensprüche im Bürlihaus zu Herzogenbuchsee	1979	86
Stettler Karl	Durs Ingold von Lotzwil und sein Rezeptbuch	1979	97
Stettler Karl	Der Linksmähder von Madiswil	1981	15
Sooder Melchior	Kulturgeschichtliches aus Rohrbach	1961	124
Wellauer Wilhelm	Auffahrt zu Schmidigen 1783	1962	121

WIRTSCHAFT

ALLGEMEINES

Guggenheim Thomas	Regionalplanung im Oberaargau	1970	25
Ischi Markus	Regionalplanung Oberaargau – auf dem Weg zum regionalen Denken	1980	251
Leuenberger André und Prétat Charles	Zur Wirtschaftsentwicklung der Region Oberaargau	1971	155

Ischi Hans	Der Oberaargauische Naturalverpflegungsverband 1885–1961	1980	199
Tuor Robert	Altes Mass und Gewicht im Oberaargau	1980	145
Leuenberger Andre	Die Bergregion Trachselwald	1977	153
Ulrich Josef	Regionales Arbeitszentrum Herzogenbuchsee	1975	134

LANDWIRTSCHAFT

Bieri Walter	Die Förderung der Landwirtschaft im Oberaargau im Laufe der Zeiten	1958	120
Holenweg Otto	125 Jahre ökonomisch-gemeinnütziger Verein Oberaargau	1962	190
Bieri Walter	Ist der oberaargauische Bauernstand noch lebenskräftig?	1965	96
Bieri Walter	Kleinbauern, Burger und Sesshaftigkeit im Oberaargau	1963	34
Freudiger Hans	Felix Anderegg – ein Pionier der oberaargauischen Landwirtschaft	1958	107
Wächli Emil	50 Jahre Landwirtschaftliche Schule Waldhof	1973	171
Rubi Christian	Die Allmende zu Dürrenroth	1979	56
Flückiger Johann	Die Güterzusammenlegung Melchnau	1959	93
Holenweg Otto	Der Oeschbacher Zehnt	1958	74
Käser Hans	Vom bäuerlichen Kommunismus zum Privatbesitz	1961	74
Käser Hans	Acker- und Wiesenkultur in einer Hofgemeinde im 17. und 18. Jahrhundert	1967	131
Bieri Walter	Die Mäuseplagen im Oberaargau 1942/43	1964	138
Bieri Walter	Die Maikäfer im Oberaargau	1966	59
Müller Fritz	Von der Bienenzucht im Oberaargau – einst und jetzt	1968	17
Räber Hans	Der Berner Sennenhund	1965	100

GEWERBE UND INDUSTRIE

Haas Johann	Von alten Handwerkern und Gewerben im Oberaargau	1961	109
Meyer J. R.	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Herrmann Samuel	Die Möbelfabrik Aebi & Cie. AG in Huttwil	1968	52
Zingg Louis	Die Firma H. Ernst & Cie AG in Aarwangen	1963	181
Scheitlin Hans	Vom Holzschuhmacher zum Schuhindustriellen: Aus der Geschichte der Firma Hug & Co., Schuhfabriken in Herzogenbuchsee	1961	152
Staub Werner	50 Jahre Schulgeschäft Ingold, Herzogenbuchsee	1979	137
Köhli Hans	Das Kraftwerk Bannwil der BKW	1959	47
Meichle A.	Das neue Kraftwerk Bannwil	1970	187
Flückiger Max	100 Jahre Lanz AG, Rohrbach	1980	235
Roth Helene	Von der ältesten schweizerischen Pferdehaarspinnerei: Roth, Wangen a.d.A.	1958	30

Gallati Werner	Die Porzellanfabrik Langenthal	1962	178
Roth Helene	Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen a.d.A.	1959	53
Schüpbach Christian	Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal	1964	128
Schmalz Karl Ludwig	Bleienbacher Torfsee und Sängeli-Weiher	1977	12

HANDEL UND VERKEHR

Meyer J. R.	Merkantilismus im Oberaargau	1976	113
Flatt Karl H.	Die oberaargauischen Zölle im 18. Jahrhundert	1964	11
Flatt Karl H.	Gaststätten im Bipperamt	1964	147
Stettler Karl	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Aarwangen	1973	163
Flatt Karl H.	150 Jahre Ersparniskasse des Amtsbezirks Wangen	1974	134
Hofer Hans	100 Jahre Bank in Huttwil	1977	145
Flatt Karl H.	Altstadt und Durchgangsverkehr im 19. Jahrhundert	1976	124
Rolli Karl	Die Entwicklung des oberaargauischen Verkehrswesens	1959	101
Sinzig Ulrich	Die Region Oberaargau erhält ein neu konzipiertes Verkehrsnetz	1982	239
Aerni Willy	125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee (1857–1982)	1982	197
Flatt Karl H.	100 Jahre Gäubahn, 1. Teil	1976	159
Mathys Johann	50 Jahre Solothurn-Niederbipp-Bahn	1968	124
Sägesser Willy	Der Bahnhof Langenthal	1974	125
Dietrich Max	60 Jahre Oberaargauische Automobilkurse AG	1971	203
Bachmann Gottfried	Die Autobahn im Bipperamt	1962	54
Studer Ernst	N1, Genf– Romanshorn: Teilstück Bipperamt	1966	180
Stauffer Ernst	Autobahnanschluss Wangen/Wiedlisbach	1974	113
Greub Fritz	20 Jahre Umfahrungsstrasse Attiswil	1982	245
Meyer-Usteri Konrad	Umfahrung von Wangen und Wiedlisbach	1982	249
Schnyder Paul	Der Flugplatz des Oberaargaus in Bleienbach	1968	91

GESUNDHEITSWESEN UND UMWELTSCHUTZ

Blaser Adolf	Unsere Verantwortung im technischen Zeitalter	1971	65
Binggeli Valentin	Zukunft – Chance oder Bedrohig	1973	27
Baumann Ernst	Gesundheitsfürsorge und ärztlicher Dienst im Oberaargau	1969	142
Stettler Karl	Durs Ingold von Lotzwil und sein Rezeptbuch	1979	97
Flatt Karl H.	Der Spittel zu Wiedlisbach	1973	9
Wüthrich Peter	Bezirksspital Niederbipp – Projekt und Ausbau	1976	73
Levental Zdenko	Arnold Rikli aus Wangen (1823–1906) und seine «athmosphärische Kur»	1977	133
Frauchiger-Reyher Ch.	Prof. E. Frauchiger, 1903–1975	1976	68
Nyffeler Max	Altersheimplanung im Oberaargau	1979	150
Merki Rudolf	Der Gewässerschutz im Oberaargau	1974	82
Balmer Werner	«Schärme», Alters- und Leichtpflegeheim Melchnau	1981	237

Bürki Gotthelf 75 Jahre Berner Heimatschutz 1981 247
Vgl. auch Biologie und Geographie und die Berichte über Natur- und Heimatschutz laut Autorenregister

REGISTER

Flatt Karl H. Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958–1967 1968 179
Moser Hans Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958–1977 1977 189
Moser Hans Autoren- und Sachregister Jahrbuch 1958–1982 1982 289